This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

33 06730578 3

Schriften

von

Friedrich von Gentz.

Ein Denkmal.

Von

Gustav Schlesier.

Erster Theil.

Mannheim.

Verlag von Heinrich Hoff.

1838.

Briefe

und

vertraute Blätter

von

Friedrich von Gentz.

Herausgegeben

von

Gustav Schlesier.

Mannheim.
Verlag von Heinrich Hoff.
1838.

Inhalt des ersten Theiles.

		Seite.
Einleitung zu den Schriften von Gentz		VII
Briefe und vertraute Blätter		1
Vorwort		3
I.	An Elisabeth	9
II.	An Rahel	93
III.	An Pauline Wiesel	241
IV.	An Varnhagen von Ense	259
V.	An James Mackintosh	281
VI.	An R. v. L.	313
VII.	An Chateaubriand	357

Einleitung

zu den

Schriften von Gentz.

Die Leiſtungen und das Verdienſt eines deutſchen politiſchen Schriftſtellers in lebendigem Andenken zu erhalten, — iſt noch immer eine Aufgabe, die, ſo nothwendig, ſo erſprießlich ſie ſein mag, mit den größten Hemmungen rings umher zu kämpfen hat. Dieſe Bemerkung drängt ſich uns hier mit ganzer Schwere auf. Ein Autor, der, hätte er in Frankreich oder England geſchrieben, in den Händen Aller ſein würde, die näher oder entfernter ſich mit den öffentlichen Angelegenheiten beſchäftigen, oder gar auf verwandter Bahn wandeln, wird unter den Deutſchen, wenn ihn nicht eine vorübergehende Zeitſtrömung emporhält, vergeſſen, ſobald die Kraft, der Glanz oder die Spitze ſeiner Feder aufhört, ſeine Landsleute in unmittelbare Bewegung zu ſetzen. Er wird nur noch von Wenigen geleſen und beachtet; ſeine Werke ſind zerſtreut, oder liegen, wie das Aermlichſte und Niedrigſte, in den Todten-

äckern unſerer Journaliſtik begraben. Eine neue Zeit kommt darüber. Die hellen oder matten Funken, die ſie ausſprüht, decken bald mit ihrer gleich unbeachtet ausgeſtreuten Aſche alte und neue Gräber des Ruhms nur immer tiefer zu. — Das iſt das gemeine Schickſal aller politiſchen Autoren Deutſchlands! Die Richtung der Geiſter, der Nationalzuſtand, die Lage unſerer Staaten und unſers öffentlichen Lebens, die Literatur, ihre Eigenheiten, ihre Schwächen, ihre Größe ſogar — alles vereinigt ſich, die Gleichgültigkeit gegen das wahrhaft Große zu verewigen, das wir auf dem Gebiete politiſcher Verhandlung und Redekunſt ſchon einmal beſeſſen haben. Hiergegen anzuſtreben, koſtet in jedem einzelnen Falle erneute Anſtrengung, und ſelbſt, wenn es für das außerordentlichſte Talent geſchähe, den allergrößten Eifer. Und auch dann wird der Erfolg zweifelhaft und in gewiſſem Sinn doch nur ein halber bleiben! —

Man hat von unſerer Nation ſo oft geſagt, bei ihr habe von einem politiſchen Leben bis heute noch gar nicht die Rede ſein können. Das iſt, ſo viel uns auch gebricht, eine grundloſe und in höchſtem Grade einſeitige Behauptung. Laßt uns eine Wahrheit an ihre Stelle ſetzen! Wir gefallen uns entweder in politiſcher Trägheit, oder, wenn wir aufgeweckterer Natur ſind, brechen wir meiſt über unſre ganze Exiſtenz den Stab; wir vergeſſen alles Gute und Rühmliche über unſre ſonſtigen, unläugbaren Mängel. Die politiſchen Schriftſteller Deutſchlands leiden unter dieſer letzten Kategorie. Selbſt glänzende Muſter werden, nicht von dem Stillſtand, auch nicht von der

Bewegung, nur von dem Trieb nach Veränderung, von der Sehnſucht und von dem Grimm, daß gewiſſe Hoffnungen und Wünſche — ächte und falſche — noch nicht erfüllt wurden, erdrückt, ſie werden ſelbſt dann erdrückt, wenn unterdeß wenig neue Kräfte und am wenigſten größere hervortreten. Dem Unwillen über die Wirklichkeit geſellt ſich ein Haß gegen jede Größe und jedes Talent zu, das den nächſten Abſichten nicht willkommen iſt, nicht brauchbar dünkt. Ein politiſcher Schriftſteller, der nicht völlig mit dem Strom ſchwimmt, wird ſchleunigſt zur Seite geſchoben. Der Haß gegen Talente, die in der Vergangenheit groß wurden und ihr dienten, das geringſchätzende Vergeſſen ihrer Größe iſt eine Rache, iſt ein Erſatz für das, was die Gegenwart nicht gewährt. Die Deutſchen üben dieſe Rache mit größter Virtuoſität, ſelbſt an ihren größten Männern. Die Deutſchen ſind die furchtbarſten Fanatiker: ihr Fanatismus hat Methode.

Auch von Seiten der Nationalliteratur iſt den Politikern Deutſchlands das Leid angethan worden, faſt nicht beachtet zu werden. In unſern Literaturregiſtern hieß es nach ein paar kläglichen Notizen gemeiniglich: „Wir haben keine politiſchen Autoren, keine Redner, die ſich mit den berühmten Namen des Alterthums oder des Auslands meſſen könnten.“ Einige ſetzten hinzu: „Wir können keine haben;“ Andere würfelten ganz verſchiedenhaltige Köpfe bunt durcheinander, und ſtellten einen zwar gebildeten, aber doch nüchternen Raiſonneur, z. B. Rehberg, oder einen ſchwachen Zögling unſerer ſtändiſchen Beredſamkeit kurzweg neben ein Talent vom erſten Range und von

europäischem Gewicht. — Zuletzt wird gar auf literärischem Boden das Talent auch nur nach Partheiansichten beurtheilt. Nur wenige Stimmen machen gegenwärtig eine rühmliche Ausnahme davon, und noch langsamer dringen ihre Bemühungen durch. Geduldig müssen wir es anhören, wenn die ersten besten Zeitungsschreiber mit dem Ehrennamen eines Publizisten geschmückt werden, oder wenn man uns unsere, meist sehr unkünstlerischen Kanzelredner mit hergebrachtem Pathos empfiehlt, die profanen Köpfe dagegen, die wirklich zu schreiben und zu überreden verstanden, lieber ganz verschweigt.

Dadurch ist es so weit gekommen, daß unsere politischen Autoren vom Anbeginn ihrer Laufbahn, und selbst bei glänzendem Erfolg, sich von der Literatur ausgestoßen und wie Stiefkinder behandelt fühlen. Man sagte uns so oft, unsere Literatur solle sich dem wirklichen Leben und seinen Forderungen nähern, und doch haben bisher die Geister, die sich den nächsten praktischen Lebensinteressen widmeten, kaum eine Stelle in dieser Literatur gefunden; ja sie sind fast gezwungen, ihren Standpunkt außerhalb dieses Kreises zu suchen und gleichsam wie Schauspieler nach der flüchtigen Gunst des Augenblicks zu haschen. Es ist nicht genug, daß man glauben soll, für einen Burke, einen Benjamin Constant sei kein Raum auf deutscher Erde; sie würden sogar, falls sie erschienen wären, in dem Pantheon unserer Literatur kaum die verborgenste Freistatt gefunden haben. Diese unglückliche Scheidewand pfercht unsere Kunstliteratur in ein enges schöngeistiges Gelcis ein, und raubt ihr die letzten lebenskräftigen Far-

ben; ſie drückt unſere ſich ſelbſt überlaſſene, auf keinen höheren Geſichtspunkt gewieſene politiſche Schriftſtellerei immer tiefer in die Bahn des trivialen Bedürfniſſes und ſelbſt der Gemeinheit hinab; und da die politiſche Welt ohnedies ſo geſpalten iſt, ſteht für ein nachwachſendes Geſchlecht kaum ein allgemein gültiges Muſter politiſcher Verhandlung, kein Name von wahrhaft literäriſchem Klang, kein Schriftſteller im höheren Sinne des Worts vor Augen.

Wenn die Franzoſen oder Engländer die prunkvollen Reihen ihrer Literatur aufzählen, prangen jederzeit ihre großen Politiker darunter. Bei dieſen Nationen ſind die Aufgaben des praktiſchen Lebens und des weltlichen Geſchäfts, ſobald ſie von mächtigen Genien betrieben wurden, den höchſten Leiſtungen des Dichters und des Geſchichtſchreibers ebenbürtig. Da dies einmal im Schwunge war, hatte ſich der politiſche Schriftſteller, ſelbſt in neueſter Zeit, wo alle Literaturen von dem überreizten Trieb nach bloßer Unterhaltung und nach pikanter Miſchung aller Intereſſen und aller Darſtellungsformen verpeſtet wurden, noch immer einer literäriſchen Geltung zu erfreuen. Wie alle Köpfe, die etwas Ernſtes und Großes wollen, werden auch ſie überfluthet und zurückgedrängt; ſie behalten aber wenigſtens die Anſprüche, gleich den Erſten in jedem anderen Fache. — Das literäriſche Urtheil hatte von Rechtswegen die Freiheit voraus, ohne alle Rückſicht auf das Streben oder die Richtung des Autors, ſich lediglich an den Gehalt und an die Form, oder, was gleich iſt, an das Talent zu halten. Andere Nationen haben ihrer Lite-

ratur dies Vorrecht nach Kräften gewahrt; ſie haben dies Prinzip eigentlich nie aufgegeben. Die Schriftſteller der verſchiedenſten Richtung und Geiſtesart, wenn ſie nur wirklich groß und reich waren, wurden, zwar natürlich nicht mit gleicher Unpartheilichkeit, aber doch nach Maß und Verdienſt geſchätzt. Nur auf dieſem Wege ward es möglich, daß ein Pascal und Fenelon neben Voltaire, ein Boſſuet neben Rouſſeau ſeinen Rang behauptete. Unter den engliſchen Schriftſtellern ſind die Beiſpiele noch auffallender. Ihre beiden größten politiſchen Autoren, David Hume und Edmund Burke waren theils den Zeitrichtungen, theils ſogar den Elementen der engliſchen Freiheit nicht ſehr zugethan. Und beide ſind wenigſtens eben ſo anerkannt und gerühmt, als Sidney und Locke. Auch die aufgeregteſten Zeiten haben dieſen Standpunkt, ſelbſt in Frankreich, nicht verrückt. Allerdings wurden Männer, wie Maiſtre, Ballanche, und ſelbſt Guizot von der franzöſiſchen Tagesmeinung und Aufklärung verhöhnt. Die Literatur hat ſie nichts deſtoweniger in Anerkennung gehalten; ſie rangiren bei ihr neben den Lieblingen der öffentlichen Meinung. Je bedeutender der Schriftſteller ſelbſt iſt, deſto mehr Achtung hat er vor dem, was ſelbſt an ſeinem Gegner als Naturell oder Talent zu bewundern bleibt und auch die breitere Maſſe der Nation hegt vor dieſen höhern Ausſprüchen eine ehrfurchtsvolle Scheu. So bleiben in der Literatur des Auslandes unter allen Stürmen der Zeit die verſchiedenſten Talente in Anſehen; ſo erhalten ſich Vorbilder, die gar nicht jedesmal der Tagesmeinung ergeben ſein mußten; ſo rettet die Literatur eine

unpartheiiſchere, großartigere, freiſinnigere Kritik und für ein nacheiferndes Geſchlecht das letzte Aſyl vor den großen und kleinen Vorurtheilen des Augenblicks. Nicht daß die Politik der Literatur entfremdet werde, hat man in Frankreich oder England zu befürchten. Viel leichter könnte das Uebergewicht des politiſchen Lebens die freieren Schöpfungen des Genius darniederhalten, und die Unabhängigkeit, die der Literatur bisher geblieben war, auf dem entgegengeſetzten Wege vernichten. —

Bei uns dagegen wird man auch dem glänzendſten Autor dieſer Gattung die ihm gebührende Stelle mühſam erkämpfen müſſen. Was wir unter der Rubrik: „Politiſche Literatur" behandeln, ermangelt faſt durchweg eines literariſchen Maßſtabs. Hierzu kommt die Macht unſerer politiſchen Partheien, die im Widerſtande größer iſt, als ſie ſcheint, die engherzigſte Einſeitigkeit im Urtheil über fremde Verdienſte, kurz, der Umſtand, daß man von allen Seiten, aus allen Kräften darauf hinarbeitet, eine ungeſtörtere Anerkennung auf dem Felde der Literatur am allerwenigſten aufkommen zu laſſen. Zwar können unter uns die politiſchen Gegenſätze öffentlich weit weniger wirken und gegen einander treten. Dafür, ſcheint es, wollen ſie ſich ſchadlos halten. Ein Jeder ſucht die Geltung eines Andersgeſinnten überall hin zu erſchweren und ſo weit er es vermag, unmöglich zu machen. Deshalb giebt es bei aller äußern Beſchränkung nichts Zäheres, Hartnäckigeres, und ſo weit die Macht reicht, Feindſeligeres, als den Pöbel unſerer politiſchen Partheien, zu welchem, was dieſen Punkt anlangt, oft ſelbſt die begabteſten Köpfe gehören. Weil

man einen andern Standpunkt oder eine andere Wirkſamkeit verfolgen zu müſſen glaubt, geht man ſo weit, ſelbſt den Geiſt zu verkleinern, der in anderer Form und Richtung ſtrebt. Nur in einer beliebten Weiſe ſoll ſelbſt das glänzendſte Talent Werth oder Anſpruch auf Geltung haben. Am unduldſamſten unter Allen pflegen diejenigen zu ſein, die ſich vorzugsweiſe Freunde des Fortſchritts und der Freiheit nennen. Ihre öffentliche Haltung und namentlich ihr Verfahren gegen Andersgeſinnte iſt, von welchem Standpunkt man es immer betrachten mag, und unter allen Umſtänden verwerflicher, denn ihre Anſicht ſelber. Hätten wir nur, ſagt man, einen Jean Jacques Rouſſeau oder auch nur einen Paul Louis Courier, ſo wollten wir einen ſolchen Autor ſchon in Ehren halten. Das glaubt man gern! Es iſt nur Schade, daß ſie bis jetzt keinen ſolchen hatten, und ſo lange ſie auf ihren ſtarren Widerſprüchen verharren werden, auch ſchwerlich ſolche Vorſprecher bekommen dürften. So iſt der Deutſche. Mit ſeiner rühmenswerthen Univerſalität eignet er ſich die Gaben aller Zonen und Völker zu, läßt ſich auch das Wunderlichſte und Abgeſchmackteſte gefallen, wenn es fremd iſt! Nur im eigenen Hauſe iſt er der launiſche Tyrann, der keine Willensäußerung neben ſich duldet, und obſchon er ſich für die eingefleiſchte Sittlichkeit hält, nicht einmal die Tugend der Gerechtigkeit, viel weniger die Liebe kennt. Sittlichkeitstrunken ſind unſere Liberalen, in noch weit höherem Grade, als unſere Staasleute, die unbedeutendſten voran, alle göttliche und menſchliche Weisheit in höchſt ihrer Perſon zu repäſentiren meinen. Jener ſittliche Hoch-

muth iſt aber jedenfalls das Unſittlichſte. Denn nicht genug, daß man Jeden, der nicht auf derſelben Linie des Gedankens ſteht, ſeine Begeiſterung nicht mit denſelben Worten und Formen zur Schau trägt, zum Jakobiner oder Obſkuranten ſtempelt, man erklärt ſolch ein Leben, ſolch eine Thätigkeit geradezu für ein — Verbrechen. Wenn dieſe Kurzſichtigen wenigſtens das, was an Andern kräftig, bedeutungsvoll und nachahmungswerth erſcheint, gelten und anerkennen ließen, die Schlacken, die daran waren oder ſind, wird die Zeit und der immer fortarbeitende Weltgeiſt ohnedies vernichten. In euerem Kampfe aber wird auch das Talent zertrümmert, und der Geiſt verwüſtet, den keine Zeit erſetzen kann.

So ſtehen unſere deutſchen Politiker, unter ihnen vielleicht die erſten Proſaiker und glänzendſten Geiſter der Nation, bald nach ihrem augenblicklichen Wirken kaum mehr beachtet im Hintergrund. Ohnehin fluthen ja die raſtloſen Strömungen der Zeit unerbittlich über die kleineren Fähigkeiten hinweg; ohnedies geſtatten die friedlichen Zeitverhältniſſe der Gegenwart und muthmaßlich der nächſten Zukunft kaum eine ſo freie und großartige Erhebung des politiſchen Genius, der, wenn irgend einer, von äußeren Begünſtigungen und Anläſſen emporgehoben werden muß; und die wenigen hochgeſchwungenen Ueberreſte einer unendlich bewegteren und für lange Zeit hinaus vorbeſtimmenden Vergangenheit will man aus partheiiſcher Verblendung zu Grunde gehen laſſen! — Dem entgegen zu wirken, iſt dringende Pflicht, iſt Verdienſt. Wo man nichts beſſeres thun kann, muß man um ſo eifriger bedacht ſein, das

Beſte und Großartigſte, das wir ſchon beſitzen, zu retten. Hier lohnt es ſich der Mühe, das Ausland nachzuahmen, und unſeren eigenen Geiſt nicht zu verläugnen. Hier kann noch eine große Leere unſerer Nationalliteratur mit unvergänglichen Muſtern der Kraft, der Schönheit und der Kunſt bevölkert werden. Hier muß, ſtatt einen Kirchhof hinter uns zu laſſen, zu Nutz und Frommen unſeres kleinlebigen und kurzſichtigen politiſchen Treibens, eine großartigere Ueberlieferung, ſo weit ſie vorhanden iſt, und ein Kranz leuchtender Sterne und Vorbilder täglich von neuem und im wahren Sinne erſt jetzt ſeinen Wiederaufgang feiern.

* * *

Auch Friedrich von Gentz, dem wir dieſes Denkmal errichten, verlangt noch nach einer ſolchen Auferſtehung. Ein Name, wie die politiſche Literatur Deutſchlands eines größeren ſich nicht rühmen kann, ein Geiſt, der, im kräftigſten und vielſeitigſten Wirken, der glänzendſten Periode unſerer neueren Geſchichte unter den Hauptfiguren angehört, der von den Kundigen oft, und, ſo fern man ihn nicht abſichtlich verkleinert, mit größter Auszeichnung genannt wird, ein ſolcher Mann, dem ſelbſt ſeine Gegner den Rang des erſten aller unſerer politiſchen Schriftſteller nicht abzuſprechen wagten*), muß bei der deutſchen Literatur

*) So wird man Friedrich Rühs, den Hiſtoriker, ſchwerlich einen Gleichgeſinnten nennen. Und doch gab er Gentz, und zwar zu einer Zeit, wo unter deſſen Mitwirkung die Reſultate des Wiener Kongreſſes für Deutſchland entſchieden waren

noch bittend um seinen Standort einkommen; seine Schriften sind noch zerstreut; und schon die jetzige Generation weiß kaum von ihnen und, wenn nicht letzthin manche gewichtige und geistvolle Stimme für ihn gesprochen hätte, kaum von ihrem Verfasser; und noch drängen die Tagesmeinungen aus guten Gründen ein solches Muster eifrig zurück. Auch das kostet also einen wiederholten Anlauf, die Leistungen eines Klassikers trotz dem, daß es ein politischer war, trotzdem, daß er todt ist und uns nicht täglich seine Macht fühlen läßt, zu frischem, wirksamem, lebenskräftigem Ansehen zu bringen, — einen Namen, der in verschiedenstem Betracht schwer wiegt, der längst in unsere Geschichte eingetragen ist, auch auf den unwandelbar einflußreichen Platz zu stellen, den er in unserer Literatur fordert. Wie soll es den Kleineren ergehen, wenn der Größte sogar Mühe hat, in dieser Literatur zu dem Rechte zu kommen, das ihm so ohne Einrede gebührt?

* * *

Wenn wir Gentz eine so hohe Stellung unter den politischen Schriftstellern unserer Nation zuweisen, so sind deshalb die großartigen Talente Anderer keineswegs verkannt. Daß sich die Anlagen eines Einzigen unter ihnen

und so manche Hoffnung, die auch Rühs getheilt hatte, unerfüllt geblieben, bereitwillig dieses Ehrenprädikat. (In der Zeitschrift für die neueste Geschichte, die Staaten- und Völkerkunde. Herausgegeben von Rühs und Spiker. Berlin, Mai und Juni 1815. S. 452.)

zu einer ſo außerordentlichen Vollendung entwickelten, iſt, wir läugnen das nicht, noch mehr dem Glück und den Umſtänden, unter denen ſie ſich bilden konnten, als den urſprünglichen Fähigkeiten ſelbſt anzurechnen. Der Verfaſſer der ausgezeichnetſten Lebensſkizze, die wir bis jetzt über dieſen Mann beſitzen, nannte ihn ein Meteor am politiſchen Himmel unſerer Zeit und auf deutſchem Schriftſtellerboden. Eine Gunſt und Stellung wie er, habe noch nie jemand gehabt, und werde niemand wieder erlangen. Eine Geſtalt wie die ſeinige konnte nur mit einer ſo einzigen Kraft, aber auch nur unter den ganz zutreffenden und eben ſo einzigen Weltereigniſſen und unter den durch ſie erzeugten Verhältniſſen emporwachſen. Nur Gentz genoß die vorzüglichſte Schule, die glänzendſten Anläſſe und endlich die Gunſt einer ganz entſprechenden außerordentlichen Laufbahn zugleich.

In der beſten Schule hatte ſich ſein Geiſt gebildet. England gab ihm ſeine Muſter, lebende Vorbilder erſten Ranges. Aus England holte er ſich die früheſten Anſchauungen und Maximen. Die beiden größten, freigeſinnten Erhalter damaliger Zeit, Pitt und Burke, blieben ihm Lebenslang Muſter und Vorbild. Seine zweite Lehrerin und zugleich der Hebel ſeiner Kraft war die erſchütterndſte Wirklichkeit, die franzöſiſche Revolution mit ihren nächſten Folgen. Da war eine kühn hervortretende Sprache Noth und Bedürfniß, von den Machthabern nicht blos geduldet, ſondern für ſie gerade unentbehrlich. So auf eine vom Glück wunderbar unterſtützte Laufbahn geführt, hatte er die ſeltenſte Gelegenheit, ſich Fülle von Einſicht

und Uebung zu verſchaffen, und endlich ſogar den Beruf, unter der Leitung eines der größten Staatsmänner unſerer Zeit, von deſſen Ruhme ſein eigener gar nicht mehr zu ſcheiden iſt, und in deſſen nächſten Nähe zu wirken. Und im höchſten Sinne des Worts war ihm zu wirken beſchieden. Der Titel und Rang eines k. k. Hofraths, der ihm dreißig Jahre lang genügte, giebt für die Größe und das Gewicht dieſer Wirkſamkeit gar keinen Maßſtab.

Mit der Größe der Ereigniſſe und äußern Begünſtigungen, ſo wie mit dem Gang dieſer außerordentlichen Laufbahn iſt auch die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit dieſes Mannes aufs allerinnigſte verſchmolzen. Ihre Perioden laſſen ſich nach dieſen Anläſſen, nach der Stellung, die er einnahm, am ſchärfſten trennen. An der Richtung und Kraft ſeiner Feder iſt der Aufſchwung der Zeit und ſeines eigenen Lebens, in drei großen Zügen, abgeſpiegelt.

* * *

Mit einer herrlichen Grundlage von Bildung und Fertigkeiten, den Rauſch der Weltbetrachtung und eines überſchwenglichen Enthuſiasmus hinter ſich, ſtand Gentz in männlicher Jugendkraft da, als die franzöſiſche Revolution ihren Lauf begann. Nur in den allererſten Schwingungen feſſelte ſie ihn. Doch plötzlich war er in den vollen Beſitz ſeines politiſchen Urtheils geſetzt, ſein Genius ſtrahlt wie nach einem Zauberſchlage in der ganzen Fülle von Kraft und Beredſamkeit auf; wie nur ſehr Wenige in allen europäiſchen Ländern, zeigte er Macht und Berufung dem Dämon der Auflöſung und des Schreckens, der unter

dem Namen der Freiheit die Völker Europa's zu bethören, ihre Staaten und ihre Civiliſation zu vernichten drohte, einen Damm der überlegenden Vernunft entgegen zu ſetzen. In dieſem Moment war Gentz an ſeine Beſtimmung gelangt. Denn im Grunde kämpfte er lebenslang gegen das Uebermaß und die Tyrannei neu auftauchender Gewalten, mochte nun der Tyrann ein idealer, die Menſchheit beglückender Gedanke, oder eine phyſiſche und moraliſche Macht ſein, mochte ein Reich alle übrigen, oder die Volksmaſſe ihren Souverain und das Centrum der Staatsgewalt in Ketten legen wollen. Sein erſter Kampf richtete ſich gegen die Prinzipien der Revolution und die Anmaßungen des revolutionairen Frankreichs. Was man auch im weltgeſchichtlichen Sinn zur idealen Rechtfertigung jenes Ereigniſſes ſagen kann und ſagen muß, die unmittelbare Erſcheinung dieſer erſchütternden Kataſtrophe, konnte einen tiefer denkenden, vor allem aber einen wahrhaft politiſchen Geiſt nur zum Widerſpruch, und wenn er die Mittel dazu hatte, zum unerbittlichen Kampf anreizen. Daß dieſer Gegendruck geiſtiger Kraft ſo nothwendig wie der Kampf der unabhängigen europäiſchen Mächte gegen Frankreichs Vermeſſenheit war und dabei in Anſchlag gebracht werden muß, wenn man mit Recht von den ſegensreichen Folgen der Revolution ſprechen will; daß erſt aus dieſem Gegenkampf ein edleres und beglückenderes Freiheitsſtreben hervorgerufen wurde, kann jetzt nur noch von den Befangenſten geläugnet werden. Gentz war in geiſtiger Hinſicht ein Hauptrepräſentant dieſer Gegenſtrebung, nächſt Burke, dem Engländer, gewiß der tüchtigſte,

bezahlteste und mächtigste Sprecher gegen die Revolution. Sein Hauptwerk dieser Periode ist die Uebersetzung der Burke'schen Betrachtungen und sein Anhang dazu. — Trotz dieses Gegenstrebens war Gentz ein höchst freisinniger Charakter, der sogar eben die konstitutionellen Staatsansichten vertheidigte, als sein brittischer Vorgänger; nur mit dem Unterschiede, daß der Deutsche diese Staatsformen oder ihre Einführung nicht für alle Völker und Zeiten gleich rathsam erachtet und zu ihrer Gründung eine gewisse Summe von Verhältnissen und Vorbedingungen voraussetzt. So sehen wir diesen Kämpfer gegen die Prinzipien der Revolution damals, in den Verhältnissen seines eigenen Vaterlandes, bei verschiedenen Anlässen, zwar nicht mit Anträgen auf Verfassungsänderung, aber sonst mit den freimüthigsten, aufgeklärtesten und in einigen Punkten sogar übertriebensten Forderungen auftreten. Dies ist die erste Periode der Gentzischen Laufbahn; da wirkt er nur als unabhängiger Schriftsteller; es ist die längere Zeit seines Aufenthalts in Berlin und der Anfang seines Ruhmes. Die Jahre 1799 bis 1801 oder bis zu seinem bald nachher erfolgten Abgange von Berlin, so wie die in diesen Jahren herausgegebenen Schriften bilden den Uebergang in seine zweite Epoche. Das ungemeine Aufsehen, das er mit seinen früheren Schriften erregt hatte, die Ehrenbezeigungen und Anerbietungen, die ihm in den höhern Klassen der Gesellschaft und von den Stellvertretern der großen, meist noch im Kampfe begriffenen Mächte zu Theil wurden, stellten ihn immer sichtbarer auf den Standpunkt eines, wenn auch nicht offiziellen, doch freiwilligen

und anerkannten Fürsprechers bestimmter Staatsgewalten und ihrer Unternehmungen gegen das unaufhörlich weiter greifende Frankreich.

In diese zweite Periode seiner Thätigkeit, mit der bald darauf auch ein angemessener Staatsberuf verknüpft wurde, und die seitdem, d. h. seit seinem Uebertritt nach Oesterreich (1803), einen entschiedener offiziellen Charakter annahm, fallen seine glänzendsten und ihrem geistigen Inhalt nach unabhängigsten Schriften. An Gediegenheit stehen seine Abhandlungen zu Burke, und die meisten nachfolgenden Schriften allen seinen spätern Werken gleich, in Schönheit und Kunst können sie wetteifern, nur so selbstständig sind die darin niedergelegten Ansichten noch nicht. Erst von dem Zeitpunkt an, wo er sein historisches Journal (1799) eröffnete, sind auch seine Staatsansichten auf eine eigenthümliche, und der ganzen Richtung seines Geistes wie den deutschen Verhältnissen homogenere Grundlage gestellt. Früher war er noch von den Sätzen der Kantischen Philosophie umstrickt, von der er ausgegangen war, daneben hatte ihn England, dessen Größe und Bestand ihm lediglich auf seine Verfassung gegründet schien, mit den Grundsätzen einer gemischten Konstitution gefesselt. Diese frühere Denkart war in vieler Hinsicht unbefangener, in vielen Wendungen freimüthiger. Die Liberalen der heutigen Welt werden, wenn sie ihn überhaupt in irgend einem Abschnitt seiner Laufbahn gelten lassen, höchstens mit seinem ersten Standpunkt sympathisiren. Allein auch die Richtung und Gesinnung in den Schriften aus dieser zweiten Periode, die bis gegen den Wiener Kongreß

läuft, iſt in hohem Grade von politiſchem Freiſinn begleitet. Gentz hat in dieſer Zeit den Fundamenten einer ächt deutſchen Staatslehre nachgeforſcht, einer politiſchen Theorie, die, dem ſchwellenden Strome des Demokratismus entgegen, unter den Deutſchen nächſt Juſtus Möſer keiner ſo eingeleitet und begründet hat, wie er — auf der jetzt großentheils unſere deutſchen Staaten wurzeln und unter deren Leitung wir ſchon unendlich ſicherer fortgeſchritten wären, wenn die Richtung ſelbſt nicht durch Zeitwirren, durch veraltete und übertriebene Anſprüche, durch revolutionaire und kontrerevolutionaire Tendenzen getrübt und der Auffriſchung bedürftig geworden wäre. Wer Gentz's Schriften aus dieſer Zeit und den Stand der gegenwärtigen deutſchen Staatslehren nicht ganz äußerlich kennen gelernt hat, der weiß, welchen wichtigen Beitrag, welchen Impuls er zur Wendung der Staatswiſſenſchaft und der politiſchen Denkart in Deutſchland gegeben. Nicht blos dem Evangelium Rouſſeaus, ſondern auch den nachhaltigeren Doktrinen eines Montesquieu und unſerer großen Idealphiloſophen, Kant's und Fichte's, trat jetzt eine objektivere Anſicht vom Staat gegenüber, von der die Lehren Hallers und ſeiner Nachfolger nur ein trübſeliger und vergänglicher Auswuchs ſind. — Obſchon Gentz nach dieſer Seite, in damaligen Zeitverhältniſſen, weit mehr negativ und polemiſch, als poſitiv wirkte, ein Umſtand, der jederzeit leicht zu ſchiefen Folgerungen Anlaß gibt, und ſolche in ſpäterer Zeit, namentlich bei einigen Nachfolgern von Gentz, ſichtbar veranlaßt hat — ſo ſind doch in dieſen Schriften die ergiebigſten Keime zu einer ſtichhaltenderen,

vernünftigeren, unſerer deutſchen Geiſtestiefe entſprechenden Staatslehre niedergelegt. War ſein Blick ſchon damals irgend wie auffallend befangen, ſo lag der Grund davon eher in dem Ueberreſt ſeiner früheren, anſcheinend freiſinnigeren Theorie und in der verbliebenen Vorliebe für England und deſſen Einrichtungen, als in dem Kern dieſer ſpäteren Geſinnung. Mit dem Ueberreſt fremder Doktrin und alter Lieblingsvorſtellungen hat er, in ſeiner ganzen folgenden Laufbahn, entweder in ſich oder im Kampf dagegen, gerungen. So war z. B. ſeine vorwiegende Neigung zu einer mächtigen Ariſtokratie des Beſitzes auf dem Boden der Freiheit gewachſen, und gerade ſie drückte ſeiner nunmehrigen politiſchen Denkart eine theilweis zeitwidrigere Phyſiognomie auf, als ihr eigentlich inwohnte. — Noch ungleich wirkſamer und bedeutungsvoller war der jahrelange Feldzug, den Gentz in den Schriften dieſes zweiten Zeitraums gegen die tyranniſchen Uſurpationen der franzöſiſchen Nation und ihrer Gewalthaber führte. Je ſchwerer der Druck dieſes Volkes faſt auf allen Staaten Europa's laſtete, deſto gewaltiger regte ſich ſein Eifer, deſto gründlicher rechtfertigte er die ewigen Grundſätze des Völkerrechts und der Staatenunabhängigkeit, deſto muthiger ſeufzte er im Angeſichte der Napoleoniſchen Weltherrſchaft die letzten Athemzüge der Freiheit aus. Auf dieſem Terrain ſind ſeine Prinzipien eben ſo vollendet und unvergänglich als die Meiſterhaftigkeit der Form, in welcher er ſie dargelegt. Klareres, Gereifteres und zugleich Erſchütternderes iſt auf dem Boden der Politik, vielleicht in der ganzen neueren Welt und ſeit den Zeiten Griechenlands

und Roms nie mehr geſchrieben worden. Die Freimüthigkeit in dieſen Werken iſt eben ſo bewunderungswürdig als ihre Wahrheit, ihre brennende Wahrheit, und nur in Betracht ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit allein müßte die Geſchichte jederzeit, wenn ſie die größten Namen nennt, die blos durch geiſtige Anregung, durch politiſche und redneriſche Werke zur Befreiung Deutſchlands und Europa's und zur Wiederherſtellung einer neuen Weltordnung gewirkt haben, aus den Reihen unſerer Nation, und neben wenigen Andern, vorzugsweiſe Gentz nennen. Alles, was wir Deutſchen ſonſt an politiſcher Darſtellung und Beredſamkeit beſitzen, iſt untergeordnet, an Gehalt entweder, oder an Geiſt, oder an Schönheit und Wirkung. — Der erſte Hebel der Gentziſchen Kraft war die Revolution geweſen. Die Napoleoniſche Uebermacht ſteigerte dieſe Fähigkeiten bis zum glänzendſten Aufſchwung der Kraft und zur höchſten Vollendung der Form. Für die Staaten, für ihre ſchreckhaft bedrohte Exiſtenz ward ein Geiſt und eine Feder, wie die von Gentz, das dringendſte Bedürfniß. Männer wie ihn forderte die Zeit ſo gebieteriſch als ſchlagfertige Armeen. Wille und Kraft eines ſolchen Genius durfte in ſolcher Zeit den freieſten, rückſichtsloſeſten Flug nehmen, einen unabhängigeren jedenfalls, als gemeinhin der Feldherr an der Spitze ſeines Heeres. So ſtieg er, der Unentbehrliche, bis zu den höchſten Stufen, die eine ſolche Fähigkeit im Staatsleben, und noch dazu in der deutſchen Staatenwelt zu erklimmen im Stande iſt, hinan, bis endlich ſein Wort der unmittelbare Zeiger der letzten und auch der wiederaufſtehenden Kraft, ſein Mund

das Organ aller Manifeſte des Staates geworden war, dem er ſein nächſtes Wirken geweiht hatte. Auf dieſe Höhe der Kraft und der Stellung hatte er ſich geſchwungen, als die franzöſiſche Herrſchaft zuſammen brach; ſeine hochangeſehene Rolle auf dem Wiener Kongreſſe, und bei allen ſpäteren politiſchen Verhandlungen bis in die neueſte Zeit, war das natürliche Ergebniß ſeiner früheren Leiſtungen, ſeiner Verdienſte. Doch nur die äußere Stellung von Gentz iſt in dieſer letzten Periode noch glänzender, Kraft und Wirkſamkeit war deshalb nicht großartiger geworden. Mit der Größe der Weltbegebenheiten mußte auch ſeine Beredſamkeit, wenn ſchon nicht an Volubilität und Kunſt, ſo doch von ihrem Schwung nachlaſſen.

Hatte Gentz in der erſten Periode jene mächtige, ihm durch den großen brittiſchen Redner gewordene Anregung, die ſein ſchlummerndes Talent erweckte, bei größter Selbſtſtändigkeit in der Form, dem Gehalt nach, nicht überſchritten, ſo ſteht er in den Schriften des zweiten Zeitraums auch in voller Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Gedankens. An das hiſtoriſche Journal, mit welchem dieſer Abſchnitt anhob, und das faſt lauter ausführliche und gediegenſte Abhandlungen, z. B. über den Urſprung der Revolution, über die engliſchen Finanzen, über einige Hauptbegriffe der rationellen Staatswiſſenſchaft enthielt, ſchloſſen ſich ein paar größere Einzelſchriften, eine „über den Zuſtand der europäiſchen Staatenwelt vor und nach der Revolution", und namentlich die „über den Urſprung und Charakter des Kriegs gegen das revolutionaire Frankreich". Darauf verließ er Berlin, unternahm eine Reiſe

nach England und trat nach der Rückkehr in seine österreichische Funktion. Von da an sind nur noch zwei größere Werke von Gentz erschienen, Werke, die er hauptsächlich mit der Absicht verfaßte, der dritten Koalition gegen Frankreich und der Unternehmung Oesterreichs im Jahr 1805 den Beistand seines Geistes und seiner Beredsamkeit zu leihen: — erstens, die „Darstellung des Verhältnisses zwischen England und Spanien vor und bei dem Ausbruche des Kriegs zwischen beiden Mächten" (St. Petersburg bei Hartknoch 1806), und zweitens die anonym erschienenen, aber so berühmten „Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa" (St. Petersburg 1806) — Schriften von unvergänglichstem Werth, und deren Gewicht selbst dadurch nicht entkräftet werden konnte, daß sie erschienen, als die Niederlagen von Ulm und Austerlitz die Dauer der französischen Gewaltherrschaft schon wieder befestigt hatten. Als nun auch Preußen im nächsten Jahre erlegen war, erkannte Gentz, der selbst nur mit Mühsal den französischen Verfolgungen entging, daß nach diesen Schriften, die alles, was ein Vaterlands- und ein Rechtsfreund als letztes Wort in dieser Zeit der Drangsal auszusprechen vermochte, nur mit Waffengewalt eine Aenderung in dem Zustande Europas hervorgebracht werden könne. Die Manifeste von 1809 und 1813 waren nur noch die Rechtfertigung des letzten unglücklichen und des ersten glücklichen Kampfes. Mit diesen beiden Staatsschriften ging auch sein früheres Autorthum in jene fast ausnahmslos ganz oder halb offizielle Wirksamkeit über, welche seine dritte und letzte

Periode charakterisirt. Sie nimmt vom Wiener Kongreß und den Pariser Friedensschlüssen ihren Anfang und zieht von da bis an seinen Tod.

Wir wollen hier diesen letzten Zeitraum nicht näher beleuchten. Mit einem größeren Werke trat er nicht mehr auf. Was er jetzt schrieb, war die nächste Folge der einmal von ihm eingenommenen öffentlichen Stellung, und, mit einer einzigen Ausnahme von Bedeutung, nur den dringenden Anlässen und Begebenheiten der nächsten Gegenwart geweiht. Alle Arbeiten von Gentz, die nach der Ueberwältigung Frankreichs und der Herstellung eines äußern europäischen Friedens, den innern Planen, Anordnungen oder Gährungen und den dahin einschlagenden Interessen Oesterreichs, Deutschlands und Europas ihre Entstehung verdanken, gehören dieser letzten Periode — eine geschlossene Reihe kleinerer und größerer Staatsschriften oder Journalartikel. Der Standpunkt von dem aus er sie schrieb, ist mit der damaligen Politik Oesterreichs oder der europäischen Hauptmächte identisch. Der historische Werth dieser Schriften ist nicht minder groß, ja zum Theil größer, als der seiner früheren Hauptwerke, das Interesse durch den Reiz der Neuheit, ihre noch fühlbaren Nachwirkungen und wegen der meisterhaften Form, die auch diese oft weit trockneren Materien in rascher Darstellung und größter Wohlredenheit belebt, oft noch überwiegender. Nur was den geistigen Gehalt, die Unbefangenheit der Forschung und Erörterung und selbst den großartigeren Flug der Rede angeht, dürfen sich die meisten dieser späteren diplomatischen Kunst- und Prachtstücke mit den Meisterwerken der

vorhergeschilderten mittleren Periode nicht messen. Die Artikel über die Preßfreiheit in England und die Briefe von Junius sind auch aus diesem Grunde schon in dem zweiten Theil der Schriften von Gentz der späteren Reihe vorweg genommen worden.

Dies ist ungefähr der äußere Abriß der Lebens- und Schriftstellerbahn von Gentz. Die Gunst, welche schon in den äußern Verhältnissen und in den Begebenheiten ausgesprochen liegt, die ihn emportrugen, ist so einzig, daß schon jeder Vergleich mit der Thätigkeit unsrer andern politischen Schriftsteller wegfällt. Wie mußte sich die Bedeutung eines solchen Geistes mit dem angebornen glänzenden Talent erhöhen! Unter allen verwandten Fähigkeiten, selbst unter denen, die der große Weltkampf in die Schranken rief, war keine so praktisch und den dringenden Aufgaben gewachsen, wie die des Ritters von Gentz. Wir hatten noch keinen politischen Autor, welcher die Schärfe und Feinheit des Blicks und die angeborne Kraft, die schweren Probleme des politischen Lebens zu verstehen und zu behandeln, mit einer solchen Gründlichkeit der Forschung, mit einer so ausgebreiteten Gelehrsamkeit, und was endlich auf alles dies den Stempel drückt, mit einer so klassischen Virtuosität des Vortrags, und mit einer so einschmeichelnden Beredsamkeit vereinigt hätte. So ward er, der Zeit nach einer der ersten denkwürdigen politischen Schriftsteller Deutschlands, auch zugleich der größte von allen, die wir bisher hatten. Varnhagen sagt sehr schön am Schlusse seiner Skizze: „Auch als Mitstrebende genug in seiner schriftstellerischen Bahn nachfolgten, blieb er stets

der Erſte, durch Kraft und Sicherheit die Einen, durch Vornehmheit und Weltkunde die Andern weit übertragend. Seine Gedanken und ſeine Beredſamkeit liehen den Verbindungen der Mächte einen Glanz und Schimmer, deren Mangel oft nachtheilig war empfunden worden; ſeine wundervolle Proſa erhob den Ausdruck der Kabinette zu der Höhe brittiſcher Rednerbühne. Sein Geiſt wußte die mannigfachſten Werkzeuge zu beſeelen; in dem Organismus desſelben fehlten vielleicht nur zwei äußerſte Glieder: ſtrenger Tiefſinn und raſcher Witz, alles, was zwiſchen dieſen Endpunkten einzureihen iſt, beſaß er in reichſter Ausbildung und Brauchbarkeit.“ Mit dieſen außerordentlichen Mitteln hat er, zuerſt und beinahe einzig, die publiziſtiſche Darſtellung der Deutſchen zur Kunſt erhoben, der politiſchen Beredſamkeit den erſten kräftigen Aufſchwung gegeben, und nur mit wenigen Genoſſen dies ganze Gebiet für unſere Literatur erſt erobert. Wir hätten nur Namen zu nennen, deren Genius, auch in politiſcher Rede, einen majeſtätiſcheren Flug zu nehmen pflegte, als die, ſelbſt in größter Aufregung wohl berechnete, praktiſche und gemeſſenere Haltung in den Schriften von Gentz, obſchon unter dieſen die Vorrede zu den Fragmenten des politiſchen Gleichgewichts, die faſt bis zum Dithyrambus aufſteigt, wieder eine Ausnahme macht und zwar eine ſolche, vor deren Energie und Gewalt ſelbſt die erſchütternden Anreden Fichte's nicht, noch die phantaſtiſchen Titanenworte eines Görres Stand halten. Wenn es in unſerer Sprache irgend Etwas gibt, das ohne durch den Tiefſinn oder die Neuheit des Inhalts zu imponiren, oder auch, ohne

durch poetiſche Anſchauung und dichteriſche Gluth hinzureißen, durch nichts als bloße, vom tiefſten Gefühl und höchſter Begeiſterung durchathmete Redekunſt, durch die unerſchöpflichſten Hülfsmittel der Dialektik und des Sprechertalents, durch bloße Rede die Macht des Sprechers in ihrem ganzen Umfang aufſchließt, ſo iſt es dieſe Vorrede von Gentz. Seit den Tagen des Demoſthenes iſt nur hier und in einigen Prachtſtücken des engliſchen Parlaments die ganze Gewalt der menſchlichen Zunge geoffenbart worden.

* * *

Schon der Styl dieſer Schriften kündigt eine in deutſcher Sprache ſeltene Klaſſizität an, und erhebt ihren Verfaſſer zu dem Rang eines unſerer erſten Proſaiker. Ich ſpreche nicht erſt von der Helle und Durchſichtigkeit, mit der er ſelbſt die verwickeltſten Gegenſtände behandelt, nicht von dem Leben, das auch die trockenſten Materien, wenn ſie durch ſeinen Kopf gingen, durchhaucht, nicht von der vielſeitigen Bildung, von der Gewiegtheit und von dem Zauber der Geiſtesgegenwart, der in ſeinen Werken, auch in den kleinſten Aufſätzen oder Briefen, faſt auf jedem Worte ruht, nicht von der Sorgfalt und Feile, die den Gedanken bis auf den äußerſten Schmuck und den kleinſten Wohllaut der Rede ausmeißelt. Dies alles wären Eigenſchaften, die, obſchon in ſolcher Potenz und Vereinigung immer außerordentlich, doch bei den Klaſſikern der Nation, und im geringern Grade auch bei manchem unbedeutenderen Schriftſteller zu finden ſind. Nur zwei Seiten

ſtechen glänzend an dieſer Proſa hervor. Vor allem iſt an ihr die große Einfachheit des Ausdrucks und der Mittel zu bewundern, mit denen er auch noch als Redner die größten Effekte zu bewirken weiß. Was der Verſtand, der in ſolchen Verhandlungen nothwendig vorherrſcht, gleichſam mit ſeinen unmittelbarſten Naturlauten vermag, hat Gentz mit überraſchender Fertigkeit bewieſen. Seine Sprache nimmt nur ſelten zu metaphoriſchen Ausdrücken ihre Zuflucht; Fülle von Bildern oder gar nebenlaufenden Redeſchmuck ergreift er faſt nur im höchſten Affekt; von der emporgeſchraubten, durch alle künſtlichen Hebel der Phantaſie und des Gedankengeflechts getriebenen Proſa, kurz von all den Kunſtmitteln, in denen ein großer Theil unſerer neueren, aufgeregten, vorzugsweiſe franzöſiſchen Proſa wurzelt, iſt bei Gentz noch nichts zu finden. Es iſt im Gegentheil, als wenn er ſeine größten Gemälde nur mit einer und derſelben Farbe malte, ja ſelbſt die erlaubten Koloraturen verſchmähte, und doch bringt er mit dieſer einfarbigen Palette ſo große und oft noch größere Wirkungen zu Stande, als mit dem ganzen bunten Teppich menſchlicher Darſtellungskunſt. Gerade die Einfachheit ſeiner Mittel erhöht die Bewunderung, die wir ihm zollen; gerade die Natürlichkeit ſeiner Rede verdoppelt ihre Klaſſizität. Wir wollen das Verdienſt künſtlicherer Leiſtungen nicht herabdrücken, aber die größten und im idealen Sinne muſterhafteſten Proſaiker ſind doch zu allen Zeiten und mit wenig Ausnahmen auch die einfachſten geweſen. Wenn wir unſere deutſche Proſaliteratur durchgehen und die beiden größten Koryphäen, Leſſing und Göthe, abziehen,

ſo dürfen ſich der einfachen Vollendung Gentziſchen Vortrags ſelbſt aus der früheren Zeit nur ſehr Wenige zur Seite ſtellen. Aus der neueſten Zeit könnte man kaum ein paar Erſcheinungen nennen, die auch nur eine ähnliche Gabe und ein ähnliches Streben mit größerem Erfolg bethätigt hätten. Gerade unſere beſten Köpfe arbeiten ſich gegenwärtig, in ihrer Art auch bedeutend und in anderer Hinſicht zum Vortheil der Sprache und Literatur, durch und durch in einer Kunſtproſa empor. Allein die höchſte Kraft und die ächteſte Schönheit wird, nach mannigfachen Umwälzungen, immer wieder zu neuer Natureinfalt zurückkehren, und die Schriftſteller dieſes Schlages werden als leuchtende Vorbilder ihre Wirkungen am öfterſten und am nachhaltigſten erneuern. Vor allen aber wird ſich unſere deutſche Literatur, die ſo ſchwer auf eigenen Füßen ſteht, im Durchſchnitt entweder roh oder überreizt iſt, und doch die urſprünglichſte Anlage zu ſchöner Einfachheit mitbringt, an den klaſſiſchen Muſterwerken ihres Leſſing und Göthe, ihres Winkelmann und Möſer, ihres Forſter und Gentz und ſolcher Proſaiſten*) feſthalten und erſtarken müſſen! — Die zweite vielleicht noch ſtaunenswerthere Eigenſchaft von Gentz iſt die ſichere Geſchloſſenheit des Vortrags oder die beinahe antike Kunſt, alles, was den Gang der Verhandlung nur im geringſten von

*) Dieſen Namen wüßte ich, ſo weit meine Kenntniß reicht, nur ſehr wenige auch nur annähernd beizufügen, und durch Einfachheit und Kunſtvollendung zugleich gehören vielleicht nur noch die Briefe Bettina's in dieſe Kategorie.

dem Boden der Wirklichkeit und des hellen Verſtändniſſes in die dunklen Regionen entlegener Begriffe oder unweſentlicher Gegenſtände hinweglocken, was die einmal geſteckte Gränze der Diskuſſion und die Klarheit ihres Bereichs ſtören könnte, mit wahrhaft ſouverainer Macht und ſelbſt auf die Gefahr hin, für mangelhaft zu gelten, unerbittlich weg zu weiſen. Dies war die hohe Kunſt der Alten, namentlich der großen Griechen, ſich und ihre Kraft in beſchränktem Kreiſe und noch in der höchſten Gedankenregion mit ſteter Realität und Kompaktheit zuſammenzuhalten, und, wenn mit dem Gedanken in den höchſten Lüften, mit dem Auge und mit der Sprache immer auf der Erde zugleich und in der nächſten Gegenwart zu ſein. Für die Neueren iſt mit ſo vielen anderen Gränzen auch dieſe Geſchloſſenheit, dieſe Schärfe abhanden gekommen, und doch müſſen wir, wie ſo Vieles, in unſerer Art auch dieſen weſentlichen Vorzug immer wieder zu erhaſchen ſuchen. Dies iſt nicht der geringſte Grund, der uns die Schriften des Alterthums unentbehrlich, und einige Autoren neuerer Zeiten ſo wichtig macht. Wie ungeheuer ſtrahlt Machiavell in dieſer Kunſt! Welch magniſike Kraft beſaß in dieſer Weiſe Voltaire! Wie groß und kunſtgeübt ſteht Göthe auch in dieſer Rückſicht da! Unter den deutſchen Schriftſtellern jedoch ſind dieſer Kraft des klaſſiſchen Alterthums vorzüglich Leſſing, Winkelmann und — wenn Karl Gutzkow den Zuſatz erlaubt — Friedrich von Gentz nahe gekommen.

Rechnet man zu all dem noch das Gewicht, welches, wie ſchon berührt worden, dieſe Schriften für die

Wendung und den Fortgang unſerer Staatswiſſenſchaft, der Politik und des Völkerrechts behaupten, rechnet man ferner dazu, daß ein großer und wichtiger Theil der Denkmäler dieſes Mannes — der bei den wichtigſten Staatshandlungen des Jahrhunderts thätig, und der mitredende Protokollant des Wiener und aller ſpäteren Kongreſſe geweſen iſt — die höchſte offizielle Bedeutung und hiſtoriſche Wichtigkeit für die Geſchichte Europas, Deutſchlands und des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats einnimmt, ja beinahe ein fortlaufender Kommentar zu ihr iſt, daß endlich Gentzens Proklamationen und Journaliſtenworte zum Theil unauslöſchlich in unſere Nationalgeſchichte geſchrieben ſind, ſo ſollte man meinen, daß eine Sammlung ſolcher Schriften nicht blos ein unvergänglicher Schatz für Politiker vom Fach, eine Schule unſerer neu aufwachſenden Staatsleute, auch nicht blos ein hiſtoriſches Denkmal, wie man jedem großen Deutſchen, namentlich jedem Schriftſteller von ſolchem Rang wahren ſollte, ſondern daß eine ſolche Sammlung ein Nationalwerk ſein müſſe, welches im Intereſſe Aller, die den Quellen der Bildung nachgehen, ſo früh als möglich zu wünſchen wäre.

Ein ſolches Denkmal für Gentz und ſeine Schriften wurde nun bis heute weder geliefert, noch auch nur, ſo viel wir wiſſen, beabſichtigt; denn der Verſuch, der neuerdings von jemand gemacht worden iſt, ſieht zu augenfällig einer Buchhändlerſpekulation ähnlicher, als dem ehrenhaften Streben eines deutſchen Gelehrten, oder einer irgend zweckdienlichen Unternehmung. Wäre Gentz ein Franzoſe geweſen, ſo befände ſich ſchon längſt ſein reicher, beredter

Nachlaß in den Händen der Nation. Das gebührte aber einem ſolchen Juwel unſrer an politiſchen Muſterſchriften noch ſo dürftig ausgerüſteten Literatur in doppeltem Grade. Allerdings können wir uns nicht anmaßen, den Genius und Gehalt von Gentzens Werken mit dem Umfang der Kraft und des Intereſſes, der in den Werken eines Montesquieu, oder gar eines Rouſſeau liegt, in Parallele zu bringen. Deſto gewiſſer übertreffen ſie eine große Menge der gerühmteſten und geleſenſten Proſaiſten Englands und Frankreichs weit, und ſtehen an Mannigfaltigkeit des Inhalts und an vielſeitigem Talent ſelbſt neben und über den Sammlungen der erſten engliſchen Redner, ſelbſt neben Burke; ja wir dürfen keck behaupten, weder Frankreich noch England hat überhaupt einen Schriftſteller von dieſen eigenthümlichen und nationalen Vorzügen aufzuweiſen, Keinen, mit dem Gentz ſchlechtweg zu vergleichen wäre. Wie Courier als Franzoſe, wie Junius als Engländer, ſo iſt Gentz eine, ganz aus deutſchen Verhältniſſen emporgeſtiegene, in der europäiſchen Literatur einzige Erſcheinung. —

Sag uns von dieſer Erſcheinung, was du willſt, die Talente deines Schützlings mögen in ihrer Art ſo groß ſein, wie ſie wollen, er mag in unſerer ſträflich langweiligen und bemitleidungswerthen neueren Geſchichte eine noch ſo große Rolle geſpielt haben, es war doch kein Charakter, deſſen Gedächtniß oder deſſen Schriften wir einzubalſamiren Grund hätten, es war kein Mann von großartiger Geſinnung, kein ächt deutſcher Mann, der ein Herz für ſeine Nation gehabt hätte, ſondern faſt ſein

ganzes Leben lang ein Fürſtenknecht und ein Advokat des Deſpotismus. Und wenn wir auch ſeine prekairen, geſinnungsloſen Talente noch nicht einmal abläugnen wollten, ſo mag er doch die Anerkennung derſelben bei denen ſuchen, die Grund genug hatten, einen ſolchen Schönfärber hoch und in Ehren zu halten. Wir wollen nichts von ihm, und unſere Literatur bewahre Gott vor noch weiteren illiberalen Berühmtheiten. Mag er immerhin zur Befreiung vom Franzoſenjoche gewirkt haben, — und es iſt ohnedies die Frage, was wir dabei gewonnen — für den wirklichen Fortſchritt unſerer Nation und des Geiſtes hat er auch nicht das Mindeſte gethan, und beide, ſo weit es in ſeiner Macht ſtand, in die ſchimpflichſten Feſſeln geſchlagen. — So denken, ſo ſprechen unſere Liberalen. Ihr armſeliger und illiberaler Geſchichtſchreiber der deutſchen Literatur hat Gentz, weil er ein treuer Diener ſeines Kaiſers und der mit ihm verbündeten Mächte war, mit dem ſchönen Prädikate einer „Bedientenſeele" abgefertigt. Euch, ihr Herren, übergebe ich mich mit vielen Anderen, die gewiß ſo wenig als ich geſonnen ſind, die Richtung oder den Charakter eines Gentz geradehin vertreten zu wollen, ſeine glänzenden Verdienſte und Leiſtungen aber nichts deſto weniger anerkennen und empor halten, und erwarte geduldig daſſelbe Fegefeuer, das Ihr, wenn es in Eurer Macht ſtünde, ſchmerzlicher und unerbittlicher als alle Ketten, die Gentz um Euch geworfen haben ſoll, wenigſtens für die Hälfte unſerer Nation, für ihre Gewalthaber und ihre großen und kleinen Vorſprecher bereit hättet. Mit dieſer Gattung von Liberalität wollen wir — um

eines einzigen Gentz willen — unſere Lanzen nicht zerſplittern! Bei allen anderen frei- und gutdenkenden Köpfen unſeres Volks inzwiſchen, ſo geneigt ſie auch noch ſein möchten, dem Geiſt, den wir hier vorführen, die gerechte Anerkennung zu verſagen, wird die einzige Bemerkung, die wir, um unſeren Standpunkt bei dieſem Anlaß vollſtändig zu rechtfertigen, nicht für überflüſſig halten, den Eingang ſicher nicht verſchloſſen finden: — Es bleibt ein arger, unter uns ſehr gangbarer Mißgriff, etwas Großes und Nachahmungswürdiges um des Verhaßten, das ihm beiwohnen ſoll, wegzuwerfen und zu verachten. Der ächte Menſch läßt das Verfehlte eines Gegners fallen, oder bekämpft ihn ſo lange, als dieſer ſelbſt kämpft; iſt er aber abgeſchieden vom Kampfplatz, dann wird jener ſich hauptſächlich an das Verdienſt, an die Talente, an die Größe des Mannes halten, und dieſen, was ſich immer lohnt, ihr Recht widerfahren laſſen. Je mehr Fähigkeit man erwirbt, die Gerechtigkeit zu üben und ſelbſt vom Gegner zu lernen, deſto ſicherer iſt man in ſeiner eigenen Weisheit und vor allem in ſeiner eigenen Tugend befeſtigt. Daß eine Kraft, wie Gentz, einer Parthei diente, die Euch zuwider iſt, muß vom höchſten Geſichtspunkt betrachtet, doch nur als Zufall gelten; ihr wahrer Werth und ihre bleibende Wirkung geht weit über dieſe Zeitlagen hinaus. Ein ſolcher Geiſt, von der Natur wie es ſchien, nur zum Sprecher und Schriftſteller geboren, auserſehen zum theoretiſchen Politiker erſten Ranges, hätte unter den außerordentlichſten Verhältniſſen und Begünſtigungen nur vorübergehende und ohne weitere Nach-

wirkung bleibende Schriften verfaßt haben ſollen? Dies wird man doch mindeſtens in unſerer Zeit noch nicht behaupten wollen, die ja von einer Seite her beſchuldigt wird, noch immer von dem leidigen Geiſte des von Gentz in ſeinen ſpäteren Jahren vertheidigten Syſtems beherrſcht zu werden! Zu einer ſolchen Herrſchaft werden nothwendig auch geiſtige Waffen gefordert, und man muß, wenn man darauf Rede ſtehen will, das Geſtändniß machen, daß die europäiſche Konſervativpolitik neuerer Zeit auf dem Boden der Publiziſtik deren keine größeren verbraucht hat, als die von Gentz; man müßte denn der ungeiſtigen Lehre Haller's, oder dem geiſtreichen, aber kraftloſen Myſticismus eines Maiſtre und Bonald, oder den unpraktiſchen Uebertreibungen der Adam Müller und Görres eine ſolche Macht und Bedeutung zuſchreiben wollen. Ohnedies haben gewiſſe praktiſche Maximen, hat die Fertigkeit, mit denen ein Gentz ſie geltend machte, mehr gewirkt und mehr entſchieden, als alle politiſchen Doktrinen der Zeit. Und auch dieſe, wenn ſie nur irgend Wirkung äußerten, hatten ſtets einen Theil der Wahrheit für ſich in Anſpruch genommen, ſelbſt wenn ſie ihn zum Irrthum verwendet und dadurch zeitwidrig oder unpraktiſch gemacht hatten. Der beſonnene, dem wahren Fortſchritt eifrig zugethane, nicht ganz in die traurige Selbſtſtändigkeit gegenwärtiger Partheiungen gefangene Politiker lernt nirgends mehr als aus Irrthümern und Extremen Anderer, er ſtählt ſeine Wahrheit an dem Widerſpruche, wenigſtens an dem mit Ernſt, Tüchtigkeit und Geſchick gehandhabten Widerſpruch ſeines Gegners. Und was für einen vorzüglichen, gewand-

ten, Stoff- und kunſtgeübten und im höchſten Sinne vornehmen Gegner hat man an Gentz, einen Gegner, wie er ſelbſt, unter den Deutſchen wenigſtens, auf dieſem vielſtrittenen Gebiete keinen gefunden hat. Die Theorien haben ſich der ſeinigen mit ſtarker Kraft entgegenſtellt, zum Theil ſogar weit entſchiedener zur wirklichen Doktrin gebildet, und ſie bilden ſich noch heute; allein ſo wie die ſeinige hat noch keine politiſche Denkart ſich in Schriften zu bethätigen, zu praktiſcher Anwendung bereit zu ſtellen und allen Gegnern gegenüber zu kämpfen verſtanden. Es mag höhere Denkweiſen und Standpunkte, es mag nationalere Stellungen geben, aber es gab bis jetzt unter uns noch keinen glänzenderen Repräſentanten, keinen kühneren Verfechter, als wie es Gentz für die ſeinige war. Alle übrigen politiſchen Partheien in Deutſchland haben noch keinen gleich mächtigen Schriftſteller, haben Gentz bis zur Stunde keinen ebenbürtigen Kämpfer geſtellt! Wenn der Liberalismus in gewiſſem Sinne eine Macht iſt, ſo iſt er es doch unendlich mehr durch die vom Geiſt in unſerer Zeit in Schwung gebrachten ächten und unächten Forderungen des Bürgerthums und der Nationen, unendlich weniger durch die Fähigkeiten, durch die Kraft oder den Glanz ſeiner vertretenden Schriftſteller. Auch von anderen bedeutſamen Sprechern, die mehr in der Mitte zwiſchen den äußerſten Partheien ſtanden, erreichte Gentz Keiner, entweder weil die Kraft nicht ſo groß war, oder die Verhältniſſe und Anhaltspunkte nicht ſo glücklich, oder der Trieb, ſeine Anſicht im Kampfe zu bethätigen — was faſt weſentlich dazu gehört, um in unſerer von Wider-

ſprüchen zerriſſenen Zeit das Anſehen und die Volkkraft eines Häuptlings zu erlangen — weil bei ihnen dieſer Trieb nicht ſo rege war. Unſere jetzigen Zeiten zumal möchten auf keiner Seite Anlaß, noch Raum bieten, eine ſolche Fähigkeit, ſelbſt eine urſprünglich größere bis zu ſolcher Virtuoſität zu entwickeln. Es ſcheint, als wenn mit dem Waffengeklirr auch die freie Gewalt des Wortes und ſein volles Getöſe nicht mehr aufkommen wollte!

Für die Abgeneigten iſt damit genug geſagt, für die Freunde und Verehrer ſchon zu viel. Letzterer hatte er allerwärts in Deutſchland und in weiterer Ferne, und wir glauben, daß ein ſolches Talent ſich in der Folge noch unendlich mehr erwerben wird. Der Stern bleibt Stern und wenn auch noch ſo viel andere ſich abmühten, ihn zu verdunkeln. Ein größerer müßte kommen, um ſeine Leuchte herabzudrücken. Seinen Glanz in Anerkennung zu ſetzen und in verdientem Maße auszubreiten, die Literatur mit einem bleibenden Namen zu bereichern, unſeren nachwachſenden Geſchlechtern ein Vorbild großer Kunſt und Redevollendung aufzuſtellen, und dem ſelbſt mit ihren kleineren Fähigkeiten oft ſo prahleriſchen Ausland einen deutſchen Namen von vollem Gewicht entgegen zu ſtellen, dies iſt die Abſicht, die wir hier verfolgen. Die Schriften von Gentz werden als Hauptſtücke ſtaatsphiloſophiſcher und politiſcher Unterſuchung, als Beiträge und Monumente der neueren Geſchichte, vor allem aber als eine Schule der Dialektik und Beredſamkeit für deutſche Staatsgelehrte und Staatsmänner dargeboten. In letzter Inſtanz

iſt der literariſche Werth dieſer Schriften, d. h. das Talent des Sprechers und die Gabe der Behandlung dasjenige, was unter allen Umſtänden ſtehen bleibt, und empfohlen und bewundert werden muß.

Die Verehrer von Gentz mögen ſchon oft das Bedürfniß gefühlt und den Wunſch gehegt haben, ein ſolches Denkmal, vorzüglich eine Sammlung ſeiner Schriften zu beſitzen. Allein es blieb bei dieſem Wunſche, und von den zur That Berufenſten regte ſich Keiner. Ohne Zweifel wurden ſie nur von den äußern Verhältniſſen abgehalten, den Gedanken zu verwirklichen. Ein großer Theil der Gentziſchen Schriften ſteht mit einer Epoche der neueſten Geſchichte Deutſchlands und Oeſterreichs im innigſten Zuſammenhang, die noch den verſchiedenſten Beurtheilungen unterliegt; und auch hier zieht man von vielen Seiten das bloße Schweigen ſelbſt den beſten Rechtfertigungsverſuchen vor. Auch mag für Manche von denen, welchen Gentz, ſo lange er lebte, unentbehrlich war, nun da er ihnen nicht mehr nützt, ſein Andenken ſchon ziemlich verblichen ſein. Der Einzige, welcher es ſich ernſtlich angelegen ſein ließ, den Verdienſten des Ritters von Gentz, da er noch lebte, und mehr noch ſeit er todt iſt, öffentliche Anerkennung und Gerechtigkeit zu verſchaffen, war eher ein Widerſacher der Gentziſchen Anſichten und ſeiner ſpäteren Wirkſamkeit, aber ein Mann von ſo hohem Standpunkt, daß das, was ihm an Gentz zuwider war, oder als Schwäche erſchien, das wahre, große, überwiegende Verdienſt nicht verdunkeln konnte. Varnhagen von Enſe, einer unſrer edelſten und verdienteſten Zeitge-

noſſen, und ſelbſt als ausgezeichneter Schriftſteller bewährt, war es, der ſeit Jahren jeden Anlaß benutzte, auf die Vortrefflichkeit der Schriften von Gentz hinzuweiſen; von ihm empfingen wir eine mit ſeltener Meiſterhand entworfene Skizze des Gentz'ſchen Lebens, er theilte eine Reihe Briefe von Gentz mit, die zu allererſt auf eine neue Seite dieſes Geiſtes, auf unerwartete und verborgene Schätze hinwieſen und ſchon an ſich einen der merkwürdigſten Beiträge zur Charakteriſtik des Briefſtellers und ſeiner Lebensbahn enthielten. Dadurch wurden die Freunde des Aechten und Schönen, wie für ſo viel andre werthvollſte Beſtrebungen, Varnhagen bleibend zu Dank verbunden. Für uns aber waren dieſe Fingerzeige von noch höherem Gewicht. Ohne dieſen anregenden Vorgang würden wir bei der großen Menge vorhandener Schwierigkeiten, dieſen weiteren Schritt, Gentzens Standbild in unſerer Literatur feſtzuſtellen, zu thun kaum den Muth gehabt haben. Längere Zeit zögerten wir noch, und wohl mit Recht. Das Bewußtſein, daß es Andere gab, die mit ihren Mitteln auch unſeren regſten Eifer leicht überbieten könnten, daß ſie berufen und ſelbſt verpflichtet waren, für den Namen und Nachlaß von Gentz einzutreten, ſchreckte am längſten zurück. Doch in demſelben Grade, als die Hoffnung, ſchwand, daß von den Vertrauteſten ein ſolches Unternehmen begonnen werden würde, kräftigte ſich auch unſere Ueberzeugung, daß das, was zur Ehre und Sicherſtellung dieſes Mannes und ſeiner Schriften geſchehen ſollte, gerade jetzt, in dieſer Ruhezeit und ehe vielleicht durch irgend unvorhergeſehene Ereigniſſe das Bild und Inte-

reſſe dieſes Geiſtes mehr in den Hintergrund gedrängt würde, geſchehen müſſe. So trieb uns nach und nach das reinſte, eifrigſte Intereſſe zu dem Entſchluß, ſelbſt Hand anzulegen. Einem jüngeren Nachwuchs unſrer von großartigen Erſcheinungen überfüllten jüngſten Vergangenheit geziemt es wohl überhaupt, und zwar ſchon zu ſeiner eigenen Erſtarkung, für den Ruhm und die Nachwirkung ſo großer Vorbilder dieſelbe Liebe und Sorgſamkeit zu verwenden, als auf eigne, friſche Unternehmungen. Hätte aber auch alles dies noch nicht vermocht, uns zu dem Verſuche zu beſtimmen, ſo würde endlich doch der Gedanke den Ausſchlag gegeben haben, eine Angelegenheit die wir ſo hoch und wichtig halten, wenigſtens den Händen der Pfuſcher zu entreißen. Dieſes Motiv entfernte zuletzt alle noch übrigen Skrupel.

Das Denkmal, das einem Gentz aufzurichten wäre, würde, wenn es im vollen Umfang ausgeführt werden ſollte, in zwei, ſich zwar unaufhörlich berührende, aber doch für ſich beſtehende Hauptpartheien zerfallen: — in die Sammlung ſeiner ſämmtlichen gedruckten und, in ſo weit dies vergönnt würde, ungedruckten Schriften und in ein ausführliches Lebens- und Charakterbild ihres Verfaſſers. Ein ſolches Bild von Gentz und ſeiner Laufbahn zu entwerfen, möchte für den Uneingeweihteren unmöglich, und ſelbſt den Kundigſten unter den obwaltenden Verhältniſſen nicht geſtattet ſein. Alles, was wir jetzt oder künftig zu dieſem Behufe zu liefern im Stande ſind, kann doch nur einzelne und ſehr unzureichende Bruchſtücke dieſes überreichen Bildes geben. Vor den faſt unüberwind-

lichen Schwierigkeiten, der Mitwelt ein ſolches Leben in ſeiner Fülle vor Augen zu führen, ſind ſchon allein, und ganz abgeſehen von der Kraft, die dem Autor eines ſolchen Werkes zu Gebote ſtehen müßte, ganz andere Männer zurückgewichen. Alle die Hemmungen, die uns ein klares Bildniß unſerer meiſten öffentlichen Charaktère entziehen, lagern ſich auch um Gentz, wie um das durch einen dichten Vorhang geſchiedene Heiligthum eines Gottes. Wir dürfen uns nach dem Maßſtabe unſerer Geſchichte eher wundern, daß wir ſchon dieſes Licht über ihn haben und noch einiges hoffen können, als daß uns eine tiefere Kunde verſagt wird. Zum Glück war er auch nicht blos ein deutſcher Staatsmann, ſondern auch Schriftſteller zugleich. Aus ſeinen Werken und aus einigen bekannt gewordenen oder von uns erſt mitgetheilten Briefen wird man ſich immer den weſentlichſten Rath über ihn holen.

Auch der andere Haupttheil des Denkmals für Gentz möchte nur allmählig und wahrſcheinlich immer unvollſtändig zu Stande zu bringen ſein. Eine Sammlung ſeiner ſämmtlichen gedruckten Werke und Aufſätze wäre freilich ſchon an ſich ein höchſt werthvolles Geſchenk. So lange aber ein großer Theil der ungedruckten Aufſätze, worunter nach der Mittheilung Wohlunterrichteter die glänzendſten und ſchärfſten, die dieſer noch mit unverſiegbarer Autorkraft begabte Mann ausgearbeitet hat, kaum in die Hand irgend eines Herausgebers gelangen können und auch in dieſem Falle gewiß nicht mittheilbar ſind, ſo lange alſo dieſe fehlen, wird jede Sammlung, namentlich ſeiner ſpäteren Schriften, ſelbſt bei vorzüglichem Material, etwas

Ungenügendes und empfindlich Lückenhaftes behalten. Dann fragen wir: Wie kann unter den oben eingeſtandenen, allſeitigen Schwierigkeiten und bei dem ganzen Zuſtande unſerer deutſchen Literatur, bei dem Intereſſe, das man die Nation bis jetzt an ſolchen Werken zu nehmen gewöhnt hat, wie kann man für eine Sammlung von vielleicht 10, 15 oder noch mehr Bänden den nothwendigen Anklang zu gewinnen hoffen? Dies iſt am wenigſten bei einem Autor zu erwarten, deſſen Schriften trotz ihres außerordentlichen Bildungsſtoffes, ihrer großen Wichtigkeit für das öffentliche Leben und ihrer muſterhaft vollendeten Form, zumeiſt doch nur einen engeren Kreis beſchreiben, ein ſpezielleres Intereſſe oder ein feineres, bildungſuchenderes Publikum vorausſetzen. Darum beſcheiden wir uns hier vorerſt, nur den Anfang einer ſolchen Sammlung zu bieten. Unſer Denkmal ſoll einzelne Züge zum Lebensbild zuſammenreihen und ruckweiſe die Sammlung der Schriften von Gentz und das Intereſſe an ihnen fördern. Durch eine ſolche Kombination, die wenigſtens ein Ganzes und in gewiſſem Sinne Eigenes entſtehen läßt, wird es vielleicht am erſten gelingen, einer Geſammtausgabe der Gentziſchen Werke, die wir hier mehr beginnen und anregen, als verſprechen, die Bahn zu öffnen.

So ſoll dies Denkmal denn zunächſt auf eine Sammlung kleinerer gedruckter oder auch ungedruckter Schriften abzielen, von den ſpäteren auf die älteren zurückgehen, und von biographiſchem, hiſtoriſchem und literäriſchem Material ſo viel dazugeben, als zum Verſtändniß der Schriften, zur Aufhellung der Verhältniſſe und zur Belebung der

Theilnahme dienen mag. Briefe von Gentz führen uns zuerſt in ſeinen Lebens- und Wirkungskreis ein, ſie erwecken oder erhöhen das Intereſſe an dieſem Geiſt und dieſer Perſönlichkeit. Daran reiht ſich dann die Sammlung kleiner Schriften. Dieſe bilden ohnedies unter den Geſammtwerken von Gentz einen beſonderen Cyclus, der ſchon in Betreff der Form ein ganz eigenthümliches Intereſſe erregt, und deſſen noch allerwärts zerſtreute Theile am allermeiſten ſolch' eine Zuſammenſtellung wünſchen. Die größern Werke ſind auch weit zugänglicher, verbreiteten, bekannter. Bei minderem Umfang bieten dieſe kleinen Stücke die vielſeitigſten Anregungen und Zeugniſſe ſeines Geiſtes und ſeiner Kunſt; ein großer Theil greift bis in unſere neueſten Zuſtände und Verhältniſſe ein; es ſind unter ihnen in großer Zahl die wichtigſten hiſtoriſchen Denkmäler, und namentlich der Reiz der Abwechſlung und einer ſtets unerſchöpften Kunſtfertigkeit ruht faſt auf allen. Sehr treffend ſprach ſich eine Notiz, die Varnhagen vor kurzem in einem norddeutſchen Journal mittheilte, über den Werth dieſer neueſten Schriften aus, obſchon ein bedeutender Theil der hier gerühmten Vorzüge allen kleineren Arbeiten von Gentz eigen iſt. Ueber eine Anzahl Gentziſcher Aufſätze und Zeitungs-Artikel nämlich hatte ein jüngerer Gelehrter (Moritz Veit in Berlin), gleich nach dieſer Lektüre, folgendes Urtheil niedergeſchrieben: „Mehr als aus ſeinen umfangreichen Werken habe ich die eigentliche Redemacht und Wendungsfähigkeit dieſes ſeltenen Mannes in dieſen Flugſchriften kennen gelernt, welche die Noth des Augenblicks ihm abgedrungen hat. Es iſt ein durchaus

antikes Element, in das die Kunſt ſeiner Darſtellung verſetzt, während die Geſinnungs- und Ideenwelt, in der er ſich bewegt, der modernſten Gegenwart angehört. Der Aufſatz über den neapolitaniſchen Feldzug hat mich entzückt: er iſt ein in ſich vollendetes Kunſtwerk, ein Meiſterſtück von kluger Berechnung, in dem er die Ereigniſſe ſelber reden läßt, und ſomit das Ridikûle, das man durch die großen Vorbereitungen und den darauf erfolgten allzuleichten Sieg auf ſich geladen hatte, mit überlegener Kraft den Feinden zuzuwenden weiß. Die Wirkung iſt ſo überraſchend, wie bei einer Boccaccio'ſchen Novelle. Eine Sammlung ſolcher Abhandlungen herauszugeben, müßte vom größten Werth ſein."

„Aber freilich, fügte der Referent hinzu, müßten dergleichen Aufſätze mit Kenntniß und Urtheil erſt ſicher aufgefunden, erkannt und gewählt werden, da ſie meiſtens zerſtreut und in vielen Jahrgängen des öſterreichiſchen Beobachters, der Allgemeinen Zeitung und vielleicht noch anderer Tagesblätter verſteckt liegen. Auch an kurzen Erläuterungen dürfte es nicht fehlen. Dieſe kleinen Schriften und herrlichen, lebensſprühenden Briefe von Gentz möchten wir zwar nicht über ſeine größeren Hauptwerke ſetzen, aber ſie ſtehen ihnen wenigſtens gleich, gehören nothwendig mit ihnen zuſammen, und gewähren einen Unterhaltungsreiz, den die ernſten Verhandlungen über wichtige Staatsfragen allerdings nicht für Jedermann haben können." Auf eine Sammlung dieſer kleinen Schriften gründen wir vorerſt dieſes Denkmal, und ſcheiden von den Schriften die eigentlichen Werke aus. Der zweite

Theil bringt ſchon die erſte Schnur vermiſchter kleinerer Aufſätze, die faſt alle aus der mittleren und neueſten Epoche ſeiner Lebensbahn herrühren. Die geſchloſſene Folge der ſpäteren Staats- und Gelegenheitsſchriften hoffen wir im nächſtfolgenden Theile nachliefern zu können. Erſt dann wird es auch möglich ſein, über das ganze Verfahren, das bei Behandlung und Auswahl in dieſer kleineren Sammlung befolgt worden iſt, Rechenſchaft abzulegen.

Die Einleitungen und Notizen, die den Briefen ſowohl als den ſpäteren Aufſätzen beigegeben ſind, glaubte der Herausgeber auch über das dringendſte Bedürfniß hinaus, zum Vortheil des Unternehmens ausdehnen zu müſſen. Einmal war es nur ſo vergönnt, ohne eine vorauslaufende, ausführlichere Biographie, die wichtigſten Thatſachen und Hauptzüge aus dem Leben des Ritters von Gentz aufzuhellen. Eine eigentlich biographiſche Darſtellung, ſo wie eine beurtheilende Skizze ſeiner geſammten Schriftſtellerlaufbahn, behalten wir uns, ſo weit es überhaupt möglich iſt oder in unſeren Kräften ſteht, gleichſam als Abſchluß unſrer Sammlung in ſpäterer Zeit zu ſchreiben vor. Der geiſtreiche Ueberblick von Varnhagen, deſſen meiſterhafte Prägnanz nicht leicht zum Wetteifer lockt, wird uns dann als nächſte, angemeſſenſte Grundlage dienen, da er an Umfang und überhaupt an Uebergewicht der eigentlich ſtaatsmänniſchen und politiſchen Intereſſen gar wohl mannigfache Ergänzung verträgt. — Ein zweites Motiv für den Herausgeber, ſich in dieſen erſten Theilen über Gentz und manche ſeiner politiſchen Bezüge etwas weiter auszulaſſen, lag theils in der beſonderen Wichtigkeit der an-

geregten Gegenſtände, theils in der Nothwendigkeit, über den Sinn, die Hauptabſicht und das Streben, mit denen dieſe Arbeit unternommen worden iſt, keinen Zweifel übrig zu laſſen. Den Einen mag es als hinreichendes Zeugniß dienen, daß hier durchaus nicht wie neuerdings bei ähnlichen Schriften irgend eine gehäſſige Abſicht zu Grunde lag; Andern mag es bezeugen, daß der Herausgeber, trotz ſeiner großen Verehrung für Gentz, doch von deſſen Standpunkt nicht gefangen iſt, und daß, wenn er ihn trotz dem ſo hochſtellt und rühmt, gewiß vor allem das Gewicht dieſes Geiſtes, ſein politiſcher Scharfſinn und die Größe ſeines Sprechertalentes anerkannt werden ſoll.

Man wird das Unternehmen, wenn man die großen Schwierigkeiten bedenkt, gewiß nachſichtiger beurtheilen. Mit was für Widerſprüchen und Partheireden, mit was für Zumuthungen war hier zu kämpfen! Wie ſchwer macht es Gentz oft ſelbſt, der ſchwächeren Seite zu begegnen, ohne doch der Größe zu nahe zu treten. Bald galt es das Urtheil gänzlich fallen zu laſſen, bald, die außerordentliche Freimüthigkeit und die Fülle großer Geſinnungen und Gedanken empor zu heben, und einen Autor, den wegen ſeiner ſpäteren Stellung die Wuth der Partheien nur als einen illiberalen und ſervilen Reaktionair behandelt hat, in das Licht ſeiner Geſammtlaufbahn empor zu rücken. Auch den Ungeneigten mußte man die Worte Heeren's ins Gedächtniß rufen, der in ſeiner Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems über die Vorrede zu den Fragmenten des Gleichgewichts ſagt, ſie ſei in einer troſtloſen Zeit mit Tacitus Feder geſchrieben. Es

that unter allen Umſtänden noth, die verſchiedenen Perioden ſeines Wirkens aus einander zu halten, und da am gerechteſten zu ſein, wo die Lebensſtellung und die Zeitverhältniſſe am meiſten bedingten. Es wäre ſündhaft, einen ſolchen Geiſt unter die Maſſen zu werfen oder auch nur mit ſeinen Umgebungen ſchlechtweg zu identifiziren. — Deshalb haben wir beſonders auf den weiten Kreis freundſchaftlicher, ehrenvoller und in jeder Hinſicht beachtenswerther Verhältniſſe, in welchen Gentz fortdauernd ſtand, hingewieſen. Darin allein liegen Anläſſe genug, ein ſtarres Urtheil ſcheu zu machen. Die freiſinnigſten, die bewährteſten Namen unſeres Volkes, unſres Jahrhunderts haben ihm in den verſchiedenſten Zeiten ſeines Lebens die glänzendſten Huldigungen dargebracht! Und immer blieb noch einer der ſchwierigen und doch in unſerer Zeit ſo häufigen Charaktere zu behandeln, auf die die Worte der Göthe'ſchen Helena paſſen: Viel geſchmäht und viel bewundert!

Andere Schwierigkeiten waren in Betreff der Auswahl, der Anordnung, ja ſelbſt der Ueberſicht dieſer kleinen Schriften zu überwinden, und ſie ſind es zum Theil noch. Kaum ein paar Lebende dürften ganz in die Geheimniſſe dieſes Autorthums eingeweiht ſein. Was zu unſerer Kenntniß kommt, muß oft ſchon aus ganz entlegenen Schlupfwinkeln herbeigeholt werden. Einem Nicht-Oeſterreicher ſtehen von vornherein die Hülfsmittel nur ſchwer und in mancherlei Beziehungen gar nicht zu Gebot. Sofern ihm daher nicht beſondere Gunſt zu Theil wird, muß er im Voraus darauf verzichten, ſeiner Arbeit die letzte mögliche Vollſtändigkeit zu verſchaffen. —

Allen dieſen, innern und äußern Schwierigkeiten muthiger entgegen zu treten, kam uns auch ſchon eine wichtige, für das Gedeihen des Werks beinahe entſcheidende Hülfe entgegen, die aufmunternde Zuſprache und zum Theil überraſchende Unterſtützung Seiten mehrerer Verehrer von Gentz ſelbſt. Vielleicht befreundet nun unſer Eifer und der erſte Verſuch auch andere. Allen, die uns förderten, die uns ermuthigten, ſei hier der gebührende Dank dargebracht; er ſoll es ſeiner Zeit noch lauter werden. Vor Allen ſind wir jedoch ſchon diesmal der außerordentlichen Theilnahme und Unterſtützung, die uns durch Herrn von Varnhagen geworden iſt, die tiefgefühlteſte Anerkennung ſchuldig. Das Wort iſt nicht zureichend, ſie auszuſprechen. Mit gewohnter Freigebigkeit hat er einem Jüngeren ſeinen Arm geliehen, mit alter Liebe hat er für Gentz und deſſen Sache geſorgt. Hauptſächlich durch ſeine Mitwirkung gelang es, dem Anfang dieſes Denkmals eine reichere Ausſtattung und ungleich anziehendere Friſche zu geben. Ein Unternehmen, das von ſolcher Hand gepflegt wurde, darf auch hoffen, daß es eines Gentz nicht ganz unwürdig erſcheine, und mit mehr Zuverſicht glauben, wie es im guten Sinne begonnen iſt, auch eine gute Stätte zu finden.

Stuttgart, im Auguſt 1838.

G. Schleſier.

Briefe und vertraute Blätter.

Vorwort.

Die hier mitgetheilten Blätter sind ganz geeignet, uns mit der Persönlichkeit Friedrichs von Gentz und seinem Wirkungskreise vertraut zu machen, und bilden deshalb den zweckmäßigsten Eingang zu seinen Schriften. Hätte er Denkwürdigkeiten seines Lebens geschrieben, so müßten diese hier voranstehn. Allein solche Schätze werden uns Deutschen nur zu selten zu Theil. Obwohl die Zahl der Memoires, die Gentz über einzelne Zeitereignisse oder Erlebnisse verfaßt hat, ungeheuer groß gewesen sein muß, so hat er doch von zusammenhängenden Memoiren über das eigene Leben gewiß nichts hinterlassen. Er gesteht selbst einmal, daß er weder Zeit noch Lust habe, dergleichen niederzuschreiben. Von jenen Ausarbeitungen und Berichten aber, die er in seiner öffentlichen Stellung geliefert, oder zum Theil seinen Bundsgenossen in England übersendet hat, wird aus leicht begreiflichen Gründen nur ein geringer Theil jemals veröffentlicht werden, und

was davon zu Tage kommen dürfte, möchte ſich doch mehr ſeinen übrigen Staatsſchriften, als den eigentlichen Privatmittheilungen anreihen. So müſſen uns denn hier, wie ja meiſt bei unſern ausgezeichneten Männern, Briefe und andere Reliquien dieſer Art für vollſtändige Erinnerungen einen fragmentariſchen Erſatz bieten. Nur Gentz ſelber, ſagte ſein trefflicher Biograph, kann dem Bilde ſeines Lebens den letzten Ausdruck geben, ſeine Schriften ſprächen am lauteſten für ihn, ſeine herrlichen Briefe würden nicht immer verſchloſſen bleiben und aus dieſen ſelbſteigenen Zeugniſſen werde Alles, was man von Gentz berichten könne, erſt in ſein wahres Licht und Verſtändniß treten.

Mit einer ſolchen Sammlung zerſtreuter Gentziſcher Briefe wagen wir hier einen Anfang zu machen. Es iſt allerdings immer nur wenig, was wir aus der Fülle ſolcher Mittheilungen, die Gentz allerwärts hin Vertrauten, Freunden und Staatmännern ſpendete, — denn er pflegte neben ſeinen umfaſſenden Geſchäften in den meiſten Zeiträumen ſeines Lebens unaufhörlich, und oft bogenlange Briefe zu ſchreiben — was uns von dieſen Schätzen zu bieten vergönnt iſt. Wie unendlich mehr, wie viel Wichtigeres mag in ſo manchem Schubfach Englands, Frankreichs und Deutſchlands verwahrt oder auch vergeſſen liegen! Möchte die kleine Probe, die hier vorliegt, andere Schätze aus ihrer Verborgenheit hervorlocken, möchte das [illegible] auch das Unbekanntere, was dazu gehört, nach und an's Licht ziehen. Gentz iſt nicht einer von

den vielen deutſchen Briefſchreibern, deren loſe Blätter den Werth und Reiz ihrer gehaltneren Schriften, die Würde des Autors eher herabdrücken als erhöhen, und unſere Literatur mit einem Schwall nachläſſiger, gehalt- und intereſſeloſer, oft ſchlechterdings platter Ergießungen bedecken. Das Intereſſe, das wir an Gentz nehmen, wächſt faſt mit jedem Blatt, das, ſelbſt mitten im Andrang der Geſchäfte oder im Gewühl der Zerſtreuungen, aus ſeiner Hand ging. Gentz gehört zu jenen Naturen, denen nicht etwa neben viel unbedeutenden und gleichgültigen hie und da ein gutes Blatt oder nur mit langer Arbeit und Mühe ein gewaffnetes Werk gelingt. Alles, was er ſchrieb, ſtieg aus dem Innerſten ſeines Charakters, aus dem Reichthum ſeines Talentes hervor; alles trug den Stempel ſeiner ganzen Perſönlichkeit. Selbſt das Unſcheinbarſte wird von dem Reiz, der über dieſer Individualität, von dem Intereſſe, das in ſeiner Lebensſtellung liegt, gehoben. Die Briefe von Gentz gehören, ihrem Gehalt, ihrer Beredſamkeit, ihrer einſchmeichelnd glatten Form nach, nicht nur als würdige Seitenſtücke zu ſeinen ſonſtigen Schriften, ſondern, wenn wir etwa die Briefſammlungen unſerer größten deutſchen Schriftſteller, eines Leſſing und Winkelmann, Göthe und Schiller, oder die berühmten Gaben von ein paar Frauen hinwegnehmen, an ſich ſchon zu dem Vollendetſten, Geiſt- und Intereſſereichſten, was in dieſer Gattung beſitzen. Außerdem würde vielleicht nur der Nachlaß unſeres trefflichen Forſter, nach Gehalt und Form, einige Vergleichungspunkte darbieten.

Beide griffen unmittelbar in die Geſchichtsereigniſſe ein, und ihre reichhaltigen Briefe haben als Zeugniſſe für ihr Wirken und zugleich als Geſchichtszeugniſſe zu gelten. Ueberhaupt haben die nicht blos literäriſchen, ſondern vorzugsweiſe öffentlichen Charaktere den großen Vorzug, daß alles, was ſie ſchreiben, ein allgemeineres Intereſſe behält, daß ihre Briefe ſelbſt unmittelbar in das große Getriebe der öffentlichen Angelegenheiten ſchlagen, und nicht ſelten von hohem hiſtoriſchen Werth ſind. So iſt uns namentlich Gentz, nicht blos als Virtuos in ſeinen Briefen wichtig, er giebt uns auch darin nicht blos den getreuen Ausdruck ſeines eigenen privaten wie öffentlichen Lebens, ein vollſtändigeres Bild ſeines öffentlichen Charakters, ſondern dieſe Briefe ſind zugleich einer der werthvollſten Beiträge zur Geſchichte unſerer Tage. Daß ein großer Theil ſolcher Mittheilungen ganz ohne Gefahr dem Publikum übergeben werden könne, glauben wir mit dieſer kleinen Sammlung zu beweiſen. Es wäre betrübend, wenn aus allzugroßer Aengſtlichkeit ein größerer, gewiß gleich ungefährlicher Theil der Briefe und Einzelſchriften von Gentz vorenthalten bliebe, und am Ende verloren ginge. Darauf zugleich hingewieſen zu haben, iſt unſer Wunſch und unſere Abſicht.

Dieſe Briefreihen ſind zum größten Theile bisher ungedruckt oder dem deutſchen Publikum ſo gut wie unbekannt geweſen. Was davon bekannt wurde, hat im höchſten Grade die Aufmerkſamkeit der Zeitgenoſſen gefeſſelt. Das Neue, das wir bringen, iſt uns von befugter Hand übergeben worden, und dient überall und in ſprechenden Zü-

gen zur Charakteriſtik des Mannes und ſeiner Laufbahn; es ſetzt ihn nirgends in wirklichen oder größeren Nachtheil, ſondern gereicht vielmehr und in verſchiedenſtem Betracht zu ſeiner bleibenden Ehre. Daß neben einem Stück ſeiner Jugendgeſchichte, hauptſächlich die glänzendſte Periode ſeines Lebens, die der erſten Jahre des jetzigen Jahrhunderts bis zur Wiederherſtellung Europas und dem Wiener Kongreß, alſo zugleich die intereſſanteſte Epoche unſerer neueren vaterländiſchen Geſchichte, in dieſen Blättern umſchrieben und beleuchtet iſt, und Gentz darin auf der vollen Höhe ſeiner Kraft und Thätigkeit daſteht, wird ſeinen alten und neuen Verehrern ganz beſonders willkommen ſein. Es ſind Stücke des Lebens aus ſeiner ſchönſten Zeit, die ſich uns abſpiegeln!

Die Einleitungen, die der Herausgeber den einzelnen Briefreihen vorangeſtellt hat, ſollen der Rahmen ſein, der dieſe bruchſtückweiſe hingeworfenen Lebensblätter umſchließt, für die Unkundigeren die Verhältniſſe hinlänglich aufhellt, und in Ermanglung einer vollſtändigeren Biographie dieſen Abſchnitt von Memoiren in Briefesform, nach ihren Hauptbeziehungen abrundet. Auch werden die darin, ſo wie in einigen angehängten Notizenblättern, gelieferten Andeutungen über Perſonen oder Verhältniſſe, die, oft ſogar wiederkehrend, nicht klarer hervortreten, den Meiſten erwünſcht ſein. Namentlich war es uns lieb, die Galerie der hauptſächlichſten Freundſchaftsbezüge, deren Gentz ſo viele und ſo dauernde hatte, in ziemlich vollſtändiger Reihe, wenn auch nur in ſolchen flüchtigen Notizen

aufführen zu können. Daß der größte Freund und Schutzherr seiner Lebensbahn, weil vor allen bekannt und von allen genannt, in dieser Reihe nicht besonders namhaft gemacht, noch besprochen zu werden brauchte, erklärt sich selbst. Gerade an ihn wird man am öfterſten erinnert, und von ihm kann es heißen: **Eo magis conspiciebatur, quod non videretur.**

G. S.

I.

An

Eliſabeth.

Von ausgezeichneten Männern Zeugniſſe der erſten Entwicklung und des früheſten Bildungsganges zu beſitzen, flößte von jeher ein Intereſſe ein, das die gleichförmigeren Dokumente aus ihrer höheren und gereifteren Bildungsſtufe oft nicht in gleichem Grade zu feſſeln vermögen. Namentlich gelten uns Briefe und ähnliche vertraute Mittheilungen, in Proſa oder in Verſen, als willkommenſte Belege. Da ſehen wir ein bedeutendes Individuum werden und wachſen, einen gewiſſen Höhepunkt der Bildung und Verhältniſſe erklimmen, von dem aus Alles, ſo groß und kräftig es immer ſein mag, mehr zur fertigen und abgemachten Geſtalt geworden, die wir dann auch in feſten Formen der That oder Schrift abgedrückt noch höher halten, als in den fragmentariſchen und loſen Zügen des vertraulichen Verkehrs. Für ein jugendliches Weſen kann ein Gedicht, ein Brief genug an die Hand geben; einen Geiſt in vollendeter Reife zu verſtehen, bieten ſolche Einzelſtücke lyriſcher oder vertraulicher Art, ſelbſt die ſchönſten, immer nur Supplemente. An Jünglingen ſchätzen wir kaum die Früchte ſo hoch, die an lichter Sonne hervordringen, als das rege und geheimnißvolle Weben, das aus der innerſten Seele nur in einzelnen abgeriſſenen Worten hervorlauſcht, oder im hingebenden Verkehr der Liebe und trauter Freundſchaft ſich ergießt.

Freilich ſind nicht alle Zeugniſſe von der Jugendentwickelung auch der nachmals bedeutendſten Männer von gleichem, ja ſelbſt nur von verwandtem Werthe. Hier blüht ein Genius frühreif zu vollem Glanze auf, und ſchon das Kind zieht Aufmerkſamkeit oder

Bewunderung an. Bei Andern tritt Kraft und Eigenthümlichkeit langsam heraus, oder jene ergeht sich längere Zeit in fremden, unscheinbaren Gewanden, bis unerwartet der innere Kern durchbricht, und ein freier Geist auch in eigener Hülle dasteht. An Goethe bewundern wir schon das in glücklichster Sternenkunde zur Welt gekommene Kind; der Jüngling, der in Straßburg seine Studien absolvirt, braust in voller Originalität daher. Schiller war, fast noch Schüler, ein Phänomen poetischer Leidenschaft. Von Shakespeare wissen wir dagegen, daß er sich spät entwickelt hat, oder seinen höhern Drang nicht in Geistesprodukten, sondern in tollen Jugendstreichen bekundete, und daß seine früheften Schöpfungen sich nicht sogleich aus dem Geleise des Gangbaren erhoben. Mirabeau giebt in anderer Weise ein ähnliches Bild. Demosthenes entwickelte sich langsam und spät, und vor allem ist es an unserem Lessing auffallend, wie wenig die Arbeiten seiner ersten Jugend von dem Mittelgut seiner Zeitgenossen sich unterschieden. Es läßt sich wohl im Allgemeinen annehmen, daß kritische und raisonnirende Köpfe, Männer des Kampfes und großer Beredsamkeit erst nach längerem, schwankenden oder tobenden Gährungszustand, doch dann auch plötzlich aufgeregt, zu ihrer Kraft und Bestimmung gelangten.

Eine solche Erscheinung war auch Friedrich Gentz. Einige Jugendbriefe von ihm, die wir hier mittheilen dürfen, zeugen von solcher langsameren Entwicklung, doch werden sie trotzdem den Kennern und Verehrern des berühmten Mannes von ganz besonderem Interesse sein. Gentz hatte sich in seinen ersten, Breslauer und Berliner Bildungsjahren, und als er nachher zu Frankfurt a. d. O. seinen Rechtskursus begann, durch nichts sonderlich hervorgethan. Er ging darauf nach Königsberg, wo allerdings sein Wesen einen großen Umschwung erfuhr; er widmete sich hier vorzüglich den Staats- und Kammeralwissenschaften und — der Philosophie; er hörte Kant. Die ungeheure Macht, welche die Lehre des großen Denkers schon in diesen Jahren über unsere Nation und, man kann sagen, nachmals über Europa auszuüben begann, die Klarheit und Schärfe, die sie in so vielen Köpfen anregte, verfehlte auch an

Gentz ihre Wirkung nicht. Aus der bisherigen Schlaffheit wurde er plötzlich zur Frische, Kräftigkeit und Forschungslust aufgerüttelt, und Alles stimmte überein, daß zwei Jahre nachher ein umgewandelter, lebhafter und geistreicher Mensch nach Berlin zurückkehrte. In dieser Zeit des letzten Königsberger und neuen Berliner Lebens schrieb er Briefe, von welchem ein näherer Bericht und eine Probe sicher am Platz ist. — Man wird die Briefe zum Theil vielleicht langweilig und unbedeutend finden, und da wir einen Theil des deutschen Publikums kennen, so gestehen wir aufrichtig, daß auch sie nur „für die Guten, nicht für die Bösen" mitgetheilt sind und auch für jene nur die erfreulichere Auswahl. Dennoch sind sie, in mehr denn einer Rücksicht, eine interessante Merkwürdigkeit, interessant schon durch den Geist der Untersuchung, der darin herrscht, merkwürdig aber besonders dadurch, daß man, wenn auch in niedriger Potenz und in sentimentaler, idealisirender Form, schon den ganzen Gentz, die ganze Anlage seines Geistes darin erkennt. Lag auch im Hintergrund dieses nachmals anscheinend so eisern verständigen, so ganz politischen Menschen immer ein gewisser schwärmerischer und enthusiastischer Trieb versteckt, und diese zurückgedämpfte, fast ersterbende Gemüthsrichtung, in oft aufathmenden Kämpfen mit der durch Bildung, Verstandestrieb, anderen Gemüthsbedürfnissen, Talent und Lebensstellung ausgebildeten Geistes- und Charakterzügen, so wird man dennoch verwundert sein, in dem jungen Gentz jene Gefühlsseite und Schwärmerei noch in voller, überwiegender Kraft, neben einer muntern, dabei aber doch etwas matten, kühlen und fast mehr angelernten Verstandesreflexion walten zu sehen. Wer kann sich den späteren Gentz, dessen furchtbar brennende Logik sein Zeitalter so oft in Bewunderung versetzte, der in seiner geistsprühenden Beredsamkeit das weite Gebiet der Empfindungen und der Gefühlswelt gleichsam nur als Mittel oder Farbe, und im liebsten Fall nur als Luxus und Befriedigung persönlichen Bedürfnisses zu verwenden schien — dieses Feuerwesen ohne Seele, diesen an Argumenten und Beweisführung so unerschöpflichen, im Zorn ungestillten, im Hohn unerbittlichen Geist, wer kann sich ihn

als bloßen Schwärmer mit unaufhörlichen Ergießungen höchſt ſentimentaler und oft ſelbſt ſchlapper Gefühle, in ewigen Freundſchafts- und Liebesverſicherungen, ohne geiſtigen Kern, dazu ohne poetiſche Friſche und ganz und gar ohne Witz, kurz wie kann man ſich Gentz noch als ziemlich leeren Enthuſiaſten denken? Und an dieſer Leere und Dürftigkeit leiden die Blätter, die er damals ſchrieb, allerdings. Die geiſtigen Mittheilungen ſehen durchaus Schulabhandlungen ähnlich, in welchen die Anſchauungsweiſe und die Formen der Kantiſchen Philoſophie, von jener Sprungkraft aber, die in dem Meiſter und einigen ſeiner Schüler ſo überraſchend wirkte, wenig oder gar nichts gefunden wird. Auch der Ausdruck der Empfindungen und Ergüſſe hat einen dürren, mehr an- und aufgenommenen, als ureigenen, ſeelenvollen Hauch. Wie im Raiſonnement, ſo wird auch in der Gefühlsäußerung mehr der jugendlichere Trieb des Zeitalters, als die Eigenheit des Verfaſſers, ſichtbar. Er philoſophirt in Kantiſchen Formen und Sätzen; ſeine Lebensanſchauungen und Gefühle hallen von den unbefriedigten, finſtern, neue Welt und Menſchen begehrenden Klagen wieder, welche Rouſſeau angeregt hatte, Young mit brittiſcher Schwermuth paarte, Werthers Leiden zur Stimmung der deutſchen Jugend erhoben und Schillers Räuber und Don Carlos bis zu einem faſt revolutionairen Idealismus ſteigerten. Der Tugendidealismus verſchmolz ſich mit dem Drange, die Gefühlswelt zu emancipiren und zur Natur zurückzukehren. Eine gleichfalls gäng und gäbe, meiſt aber nicht ſehr kurzweilige Glückſeligkeitstheorie, mußte den Kitt zwiſchen den noch ziemlich auseinanderlaufenden Weltverbeſſerungsformen abgeben. Doch ſind aus jener Zeit nicht wenige Köpfe im Gedächtniß, welche zugleich kräftigen und eigenen Genius an den Tag legten, als ſie dieſe Richtung der Geiſter mit fortzog. Bei Gentz iſt dies wiederum nicht der Fall. Trotz aller dieſer auffallenden Mängel und Entbehrungen, findet ſich dennoch eine Kraft, und zwar die vornehmſte ſeines Weſens, die alle ſeine Schriften und Aeußerungen bis an ſein Ende begleitete, in hohem Maße darin ausgeprägt, die Beredſamkeit und der mit ihr und ihren Formen harmonirende Charakter.

So reich an Worten und Wendungen, an, obſchon ungeiſtigerer und bildungsärmerer, doch kühner und unerſchrockener Dialektik, ſo unerſchöpflich an Argumenten, ſo leicht entzündbar und aufflackernd in Gefühlen, die bald darauf verpraſſeln oder abkühlen, ein ſolcher Worteifer, oft gerade am ſtärkſten, wo der tiefere Ernſt fehlt, bei allen Selbſttäuſchungen und Hüllen noch ein unberührter ſchöner Reſt von Wahrheitsſinn und Lauterkeit, dies alles, wie wir es in ſeinem ſpäteren Leben und in ſeinen Schriften im vollſten Glanze des Geiſtes und der Formen durchgehends wiederkehren ſehen, aller dieſer Sprechereigenſchaften war Gentz ſchon in damaliger Zeit, vor dem Ausbruch der Revolution und ehe er auf ſeine eigenſte Lebensbahn und Beſtimmung gezogen wurde, in auffallendem Grade mächtig. Freilich iſt auch die Beredſamkeit dieſer Briefe noch ein unreifes Produkt, und überhaupt iſt es von keiner Gabe ſo ausnahmslos anzunehmen, als von den Sprechertalenten, namentlich von der Art der Gentziſchen, daß man ſie erſt mit vollendeter Bildung, am rechten Stoffe und mit dem Aufſchwung der ganzen Perſönlichkeit zur rechten Ausübung und Virtuoſität zu heben im Stande iſt. Doch der Grundzug und die allmählige Bildung ſeines Talents, ſowie die Haltung ſelbſt und die Schwäche des Charakters läßt ſich in dieſen Jugendblättern ſehr wohl erkennen, und daß ſie gerade dieſen Vergleich darbieten, macht ſie uns merkwürdig und intereſſant. Zudem geben ſie ein treues Bild ſeiner erſten namhaften Entwickelung, ſpiegeln die Richtung der Zeitgenoſſen, und ein gutes Stück nordöſtlichen deutſchen Lebens in charakteriſtiſchen Zügen ab. Man kann auch dieſe Briefe für ein Stück perſönlicher Denkwürdigkeiten aus Gentzens Leben hinnehmen, und man muß ſie jedenfalls als wichtigſtes Zeugniß ſeines früheſten Bildungsganges gelten laſſen. Oft treten bedeutungsvolle Namen auf, und werfen ſcharfe Schlaglichter auf dieſes Geiſt- und Lebensbild. Und wenn alles dies nicht ausreichen ſollte, dieſen Briefen Werth und Intereſſe zu leihen, ſo würden ſchon die Situationen, in welchen ſie geſchrieben ſind und in welche ſie uns führen, und ganz beſonders nächſt Gentz eine Perſönlichkeit,

die wir von anderwärts her schon kennen, und die uns hier von neuem entgegentritt, den Reiz gewähren, dem so mancher Roman vergeblich nachstrebt, den so manche Lebenserinnerung auch minder ausgezeichneter Personen so oft und so gern darbietet. Um des Interesses an den beiden Hauptfiguren willen, wird der Herausgeber die Lücken, welche die Auswahl der Briefe übrig läßt, durch kurze Zwischenberichte und theilweise Auszüge füllen und dadurch vielleicht dem Ganzen eine Form und Rundung verschaffen, die in der unläugbaren Eintönigkeit der unterdrückten Blätter ohne Zweifel verschwunden wäre.

Diese Briefe von Gentz sind an die Gattin des damaligen Regierungsraths Graun gerichtet, oder, um es schöner zu bezeichnen, an die durch die Sonette ihres zweiten Gemahls so hochgefeierte Elisabeth v. Stägemann. Sie war eine geborne Schwinck von Königsberg in Preußen, woselbst sie in den achtziger Jahren, da Gentz sie kennen lernte, in unglücklicher Ehe und zurückgezogen im Kreise ihrer Kinder, ihrer Familie und einiger engeren Freunde des Hauses lebte. Zu letzteren gehörte auch Gentz, der junge Akademiker, doch nicht all zu lange Zeit vorher, ehe er von Königsberg abging. Gleiche Seelenstimmungen, Freuden und Leiden, Vertrauen und Hülfeleistung brachten diese Herzen, beide mit herrlicher Mitgift der Natur ausgestattet, zwar nicht in Liebesgluth, wofür schon anderweit und bald nachher viel stärker gesorgt war, doch in zärtliche und schwärmende Freundschaft zusammen. Charakteristisch genug hat ihr junger Freund in so vielen enthusiastischen Ergießungen über den Werth und die Vorzüge Elisabeths, weder eine zureichende Bezeichnung ihrer Geistesart und Eigenthümlichkeit zu Stande gebracht, noch und am wenigsten das edle Frauenbild in ihrer äußeren Huldgestalt anschaulicher gezeichnet, eine bewunderte Schönheit, die mehr als ein Männerherz und Männerauge Königsbergs in Fesseln zu legen wußte. Wir entnehmen dafür und zum Ueberblick ihrer ferneren Schicksale einige Stellen aus den biographischen Andeutungen, die der Geheime Rath von Stägemann dem Sonettenkranz voranstellte, den er, der treff-

liche Dichter, ſeiner jüngſt (1885) verſtorbenen Gattin als Todtenopfer aufgefriſcht und ihren Kindern und Enkeln dargereicht hat. Die „Erinnerungen an Eliſabeth“ ſind zwar nur einem vertrauten Kreiſe übergeben worden, doch gerade dieſes biographiſche Vorwort beweiſ't, daß die herrliche Sammlung zarter Liebesklänge unſres ſonſt nur in Kriegs- und Vaterlandsbegeiſterung berühmten Sängers — der hier dem Lorbeer des hochverdienten Staatsbürgers und Patrioten die Roſen des Menſchen und der Liebe und die Veilchen der Treue umwunden hat, daß — ein ſolches Geſchenk auch einem ferneren Kreiſe und der übrigen Welt nicht vorenthalten ſein noch bleiben ſollte. Zu gleicher Zeit, als Gentz in Eliſabeths Nähe war, ſah auch Stägemann die nachmalige Lebensgefährtin zum erſten Mal, doch nur in ſcheuer Ferne von ihrem Zauber betroffen. „Eine junge Frau, in der Blüthe einer anerkannten Schönheit, berichtet er, ging Sie wie die Dame von Fayel, ſtreng und ſtill vor der Schaar Ihrer Verehrer vorüber, wenn Sie auch, wie jene, mit zartem Sinn eines ſchönen Liedes ſich freuen mochte.“ Den erſten Eindrücken folgte lange keine Näherung zwiſchen Eliſabeth und ihrem ſpäteren Gatten, erſt etwa Jahr und Tag nach Gentzens Abgang von Königsberg lockerte ſich das Verhältniß zwiſchen ihr und Graun, der nach Berlin verſetzt wurde, völlig. Frau und Kinder blieben zurück, und mit den Huldigungen und Sonetten, die ihr der jugendliche Dichter zu Füßen legte, wuchs auch die Innigkeit des neuen Verhältniſſes endlich bis zum unauflöslichen Lebensband. In Stägemann's Erinnerungen wird vor allem die demuthvolle Strenge, das züchtige Verſagen der Geliebten wie bei der Laura von Avignon gefeiert. Neun Jahre verſchwiegenen Nebeneinanderlebens floßen ſo dahin, bis endlich die Scheidung von ihrem bisherigen Gemahl erfolgte und eine Liebe zur bleibenden Erfüllung gedieh, von welcher ſie ſelbſt einſt an Stägemann ſchrieb: „Was die zarte Leonore nur als Wunſch ausſpricht, iſt mir gewährt. Das Gedächtniß einzig ſchöner Stunden lebt in Deinem Gemüth, und Du erkennſt, welch einen Schatz von Treu' und Liebe der Buſen einer Frau bewahren kann.“

Inzwiſchen hatte Eliſabeth, auch ehe ihr Verhältniß zu Stägemann begann, und als Graun noch in Königsberg war, ſchon manchen harten Kampf des Herzens zu beſtehen. Gentz war der Vertraute ihrer Neigung und eines Verhältniſſes, das ſich jedoch eben ſo ſchnell löste, als der innige Verkehr mit ihrem jungen Freunde in Berlin. Der rechte Schatz war erſt für ſie gehoben, als der Genius des Dichters in ihre Nähe kam, und da bedurfte es weder des Vertrauten, noch der warnenden Zuſprache eines Freundes, welcher ohnedies, wie er es oft im Leben gethan, läſſig ward, und in andern Lebensbezügen die früheren nur zu ſchnell vergaß.

Daß Gentz ſein Intereſſe von der Königsberger Freundin ſchnell und unerwartet ſchnell abwendete, hatte auch einen andern Grund. Zu derſelben Zeit, wo Eliſabeth ihm näher gekommen war, ihn zum Vertrauten ihrer Geheimniſſe gemacht hatte, war er ſelbſt in Liebe für ein Mädchen aus derſelben Familie, für Cöleſtine Schwinck entbrannt, und hatte, wie die Briefe beſagen, nur durch die Vermittlung ſeiner Freundin Gehör bei Cöleſtinen gefunden. Sein Schmerz war geſtillt, er bemüht ſich, auch Eliſabeth in ihrem Verhältniß Troſt zuzuſprechen, und reiſ't von Königsberg im Mai 1785 ab, in dem Bewußtſein, an ſeiner Freundin zugleich eine bleibende Fürſprache rückſichtlich ſeines noch nicht von allen Gliedern der Familie gebilligten Verhältniſſes und wenn es noth wäre, bei der Geliebten ſelbſt zu haben. Mit dem Intereſſe an ſeiner Liebe geht die Freundſchaft für Eliſabeth Hand in Hand, er hat ihr immer neue Troſtworte und zuweilen ſehr närriſche Lebensweisheit zu ſpenden, er ſinnt für ſich und die Leute ſeines Herzens auf einen paradiſiſchen Glückſeligkeitszuſtand, er ſetzt Eliſabeth die Nothwendigkeit der Tugend, des Glaubens an Unſterblichkeit, wie ein Profeſſor auseinander und entwirft ihr in dieſer Weiſe einen gut gemeinten Lebensplan. Unterdeſſen nahte ſich ſein eigenes Liebesverhältniß der Entſcheidung, er hatte den Grund zu einer Lebensſtellung gelegt, er überſchlägt ſeine Revenuen, ſeine Eltern waren mit der Sache einverſtanden, es fehlt nur noch die Einwilligung eines Großvaters; im Herbſt 1786 reiſ't er wieder nach Königsberg, um die völlige

Einwilligung der Familie und die feste Zusage seiner Braut zu erhalten. Hier wendet sich das Blättchen und unser Freund, der seine Neigung an einen seiner Liebe vielleicht kaum würdigen Gegenstand verschwendet hatte, bedurfte jetzt selber Zusprache und Trost. Wahrscheinlich in Folge der Weigerung ihrer Familie trat Cölestine zurück, Elisabeth, bei der er die Zeit über gewohnt hatte, ward im ersten Moment und noch eine Weile nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt die Vertraute seines Unglücks, seiner Schmerzen, doch bald überfluthen ihn die Geschäfte seines Amts, die Zerstreuungen des Berliner Lebens, der Umgang mit Menschen, die er selbst seiner nicht für würdig hält. Er klagt der fernen Freundin noch einige Male sein Schicksal, klagt, daß der edlere Theil in ihm, weil ihm ihr Umgang mangelt, unbeschäftigt bleibe, er jammert, von wüsten Vergnügungen umringt, sein Herz in Verhältnissen zu verschleudern, die unter seiner Würde seien. Ein Mal noch wachen die früheren Lebensgeister mit ihrem ganzen Enthusiasmus wieder auf, da nämlich, als er, zur Zeit von Graun's Uebersiedelung nach Berlin, sich dem trügerischen Gerücht hingab, sie werde ihrem Gemahl alsbald dahin folgen. Dies traf jedoch nicht ein. Gentz aber steuert im bisherigen Strome fort, und wenn er auch im nächsten Frühjahr (1788) seiner Freundin meldet, er sei durch eine mehrwöchentliche Krankheit plötzlich aus dem leeren Getriebe seines Lebens gerissen und sich selbst wieder gegeben worden, so ging doch mit diesem uns unvollständig aufbewahrten Briefe auch der innige Verkehr mit der Vertrauten seiner Jugendneigungen und Schicksale aus. Seine Umgebungen und Verhältnisse mögen ihn von da an in noch stärkere Fesseln gelegt haben, die französische Revolution brach kurz darnach aus und warf ihn, nur eine sehr kurze Zeit seinen Jugendenthusiasmus noch einmal aufregend, in eine ganz neue Laufbahn und Richtung, worin alle in ihm schlummernden Kräfte erst erwachen, seine eigentliche Gabe erst recht wirksam und lebendig werden, sein Genius in großen und ruhmreichen Verhältnissen sich ergehen sollte.

Die Verbindung mit Elisabeth schlummerte nach und nach ein, und ihr konnte man es nicht verdenken, wenn sie einen abgekühlten

und gleichgültigen Verehrer im Glück ihrer neuen, heißen und treuen Liebe aus den Augen verlor. Zwar ist noch ein letzter Brief vorhanden, den Gentz zur Zeit, als er den ersten Ansatz zu seiner schriftstellerischen Berühmtheit machte, im Jahre 1792 an sie schrieb. Gerade dieser letzte Brief an die Freundin seiner Jugend ist der ehrenvollste für jene, und ohnedies der merkwürdigste und bedeutendste von allen; er kann in manchem Sinn als Vorwort zu seinem nachherigen Autorthum und somit zu seinem Ruhme betrachtet werden. Er ist unmittelbar in der heftigsten Gemüthsbewegung geschrieben und wie Dorow, der diesen Brief zuerst mitgetheilt hat*), richtig bemerkt, in einer Krisis, worin Gentz seine spätere großartige Entwicklung schwer bezahlt zu haben scheint. Aus einer solchen, noch dazu durch eigene Schuld erzeugten, sein tiefstes Innere auflösenden und erschütternden Bedrängniß, rafft er sich gewaltsam empor, und steht plötzlich als ein anderer Mensch, zwar vielleicht nach großer Einbuße, aber auch in der ganzen Fülle seiner Kraft da. Das Leben hat für ihn eine andere Gestalt gewonnen, sein innerer Kampf, die Drangsale, die ihn umlagerten, kurz, alle die unnennbaren Erfahrungen, die ein weiches Jünglingsherz verhärten können, hatten ihn aus der bisherigen Beschränktheit getrieben. Viel will es sagen, wenn Gentz zu derselben Zeit, als er Burke übersetzte, und seinen Ruf damit begründete, gleichsam auf eine abgelaufene Lebensperiode zurückblickend, seiner Jugendfreundin Elisabeth, die er noch einmal, aber zum letzten Mal seines früheren Vertrauens werth hält, folgendes Bekenntniß als Lebewohl zuruft: „Im Glück wäre meine weiche Seele verzärtelt worden; ohne die unsäglichen bitteren Leiden, die ich mir durch eigene Schuld, ja durch eigene Wahl bereitet hab hätte ich mich nie zur Höhe und Stärke eines einzigen meiner jetzigen Gedanken, meiner Ideen über die Welt und die Dinge emporgeschwungen.“ Allerdings! Ein Theil des früheren Gentz, den Elisabeth noch gekannt hatte, war vollends zu Grabe getragen,

*) In seinen Facsimiles der Handschriften berühmter Männer und Frauen. Heft I. Berlin 1836.

damit aber die Periode seiner vollen Bildung, seiner großartigen Entwicklung, seines Ruhmes eröffnet.

Fortan hörte das Verhältniß zwischen ihm und Elisabeth ganz auf, sie scheint in jener großen Gährung seinem Herzen, seinem Gedächtniß entfallen zu sein. Sie sahen sich nicht wieder. Als Elisabeth, schon Jahre lang Stägemanns Gattin, mit diesem im Jahre 1806 nach Berlin versetzt wurde, war Gentz schon mehrere Jahre aus dem preußischen Staatsdienst und aus seinem Vaterlande geschieden. Beim Wiener Kongreß traf Stägemann, auch in hoher Stellung, mit Gentz persönlich, doch meist nur als Widersacher zusammen. Gentz galt ihm als Talent und Person sehr hoch; allein ihn, den preußischen Patrioten, brachte der Widerstand, welchen Gentz den Forderungen seines eigenen alten Vaterlandes mit Heftigkeit entgegensetzte, in zornige Erbitterung. Jene harten und für die Stellung von Gentz besonders ungünstigen Konflikte, auf die wir später zurückzukommen Gelegenheit haben, regten in dem erzürnten Dichter auch die Erinnerung an die Treulosigkeit an, mit der sich sein nunmehriger Gegner einst auch von seinem Verhältniß zu Elisabeth losgesagt hatte, und er richtete unter so vielen Kriegs- und Liebesklängen, die Geliebte seines Herzens und sein Vaterland in einem Kultus von Hingebung und Treue umschlingend, an diese eines der merkwürdigsten Sonette, das jetzt auch unter „den Erinnerungen an Elisabeth" steht, und das hier, weil es alle diese Verhältnisse abschließt, gewiß mit Recht seine Stelle findet.

Aus Wien.

Im Dezember 1814.

Es will sich uns ein neuer Sturm bereiten,
Es will der Zwist der Könige nicht enden.
Mit Palmenzweigen nicht, mit Fackelbränden
Seh'n wir die Friedensboten zornig schreiten.

Ach! Dir allein gehörten meine Saiten,
Als ob ſie, gleich getreuen Sonnenwenden,
Nur Deinen Strahl, nur Deinen Hauch empfänden.
Da kam ein Buhle, kühn mit Dir zu ſtreiten.*)

Du hatteſt einen Freund der jungen Jahre:
Er löste falſch der Lieb' uud Heimath Bande;
Die Lieb', Eliſabeth, war nicht die wahre.

Es ſchweigt das Lied von ihm, nicht von der Schande.
Dir aber ſchlägt, es ſchlägt dem Vaterlande
Mein Herz, mein Lied, im keuſchvermählten Paare.

Eliſabeths Gemahl, der Regierungsrath, kurz nachher Tribunalrath Graun war der Sohn des berühmten Kapellmeiſters und Komponiſten Graun, der zu Dresden geboren war, zum Kronprinzen von Preußen nach Rheinsberg berufen, der Kapellmeiſter des großen Königs blieb, bis er im Jahre 1759 zu deſſen größter Betrübniß ſtarb. — Auch Eliſabeth war dieſer Kunſt ſchwärmeriſch zugethan; ſie verſtand auch zu malen, und für alles Große und Schöne in Dichtung und Literatur hegte ſie, wie man von Stägemanns gefeierter Gattin kaum zu erwähnen brauchte, fortdauerndes Intereſſe.

Das Verhältniß von Gentz zu ſeinen Eltern ſtellt ſich in dieſen Briefen ſehr erwünſcht dar. Beſonders die Mutter ſcheint immer ſeine Vertraute geweſen zu ſein. Sie war eine geborne Ancillon,

---

*) In Bezug auf meine Kriegsgeſänge. Dem Sonett war das S. 183. meiner hiſtor. Erinnerungen, doch mit verändertem Schluß abgedruckte Kriegslied beigefügt, worin ein Jugendfreund Eliſabeths bezeichnet wird, der eine politiſche Bedeutſamkeit erworben hatte, und damals beſonders thätig war, den Intereſſen ſeines Vaterlandes entgegen zu wirken.
Note des Dichters.

und unſer Gentz des nachmaligen preußiſchen Staatsminiſters Vetter. Der Vater von Gentz war, ſeit ſeiner Verſetzung nach Berlin, Münzdirektor daſelbſt.

Der in dieſen Briefen oft erwähnte einzige Bruder von Gentz hieß Heinrich Gentz und war älter als jener. Er war ein ausgezeichneter Architekt, und in Berlin, wenn ich nicht irre, als Oberbaurath und Profeſſor bei der Bauſchule angeſtellt. Zu Schillers Zeiten war er bei dem neuen Bau des Weimariſchen Schauſpielhauſes thätig und hielt ſich lange in ſeiner und Göthe's Nähe auf. Auch hat er Einiges geſchrieben, namentlich finden ſich in ſeines Bruders Friedrich „neuer deutſcher Monatſchrift vom Jahre 1795," Briefe über Sicilien von ſeiner Hand.

Es wird Vielen auffallen, daß ſich Gentz hier immer „Gentze" unterſchreibt. Es mag dies Willkühr oder Laune geweſen ſein, vielleicht auch durch Kotterieſcherz veranlaßt. Die Familie hieß immer Gentz und er ſelbſt hat von der Zeit an, wo er öffentlich auftrat, ſeinen Namen ſtets ohne „E" am Schluſſe geſchrieben.

1.

Wollten Sie wohl die Gütigkeit haben, beste Frau Regierungsräthin, mir den ganzen Vorrath von Augengläsern, den ihr Herr Gemahl hier gelassen hat, zu schicken? Ich werde mir mit Ihrer Erlaubniß nur Eine davon aussuchen und Ihnen die übrigen sogleich zurücksenden.

Ich kann diese Welt nicht länger mit bloßen Augen ansehen. Sie wird gar zu bizarr, gar zu fürchterlich sonderbar. Vielleicht wird sie sich durch ein Glas besser ausnehmen. Ich wünschte vor einiger Zeit, noch blinder zu werden, als ich war. Was wünscht man nicht Alles, wenn man noch ein Herz hat. Jetzt ist dieses Herz so voll, so beklommen, so unruhig, daß ich es nun endlich dahin gebracht habe, gar nicht mehr auf sein Toben zu hören, sondern blos der sanftern Stimme der Vernunft folge, die mir heute das zuruft, was gestern Ihr Mund so oft wiederholte: „Es wird sich Alles finden."

Ich bin jetzt so glücklich, und was noch mehr ist, auch Sie sind es, wie der Schiffer, dessen Schiff im heftigsten Sturm still und ruhig steht, blos darum, weil die Winde aus allen Himmelsgegenden zugleich darauf loswüthen, so daß kein einziger es nach einer Seite schmeißen kann. Aber Weh uns, wenn Einer dieser Winde aufhört, und dann der gegenüberstehende uns nicht vorbereitet findet, und mit aller Macht unsere Segel zerreißt, und unsere Masten zerbricht! Ich denke, Sie verstehen das ganze Gleichniß? —

O! laßt uns den Hafen ſuchen, oder wenigſtens unſer Schiff ſo befeſtigen, daß es über den Orkan ſelbſt lachen kann.

Morgen nach der Kirche ſehen Sie mich bei ſich. Ich bringe **Le Noble** mit, wenn er Muth genug hat, Ihre Gegenwart und die Gegenwart der Schwink zugleich auszuhalten. Ich hätte ihn nicht. Morgen wenigſtens noch nicht. Dafür bin ich mir aber auch recht gut bewußt, daß ich einer der ſchwächſten Sterblichen bin.

Mich Ihrer gütigen Freundſchaft empfehlend, wünſche ich Ihnen viel Vergnügen im Gerlach'ſchen Koncert. Ich werde es auf dem Ball ſuchen — und nicht finden.

Den 12. Februar 1785.

Gentze.

2.

Um mich dafür, daß Sie mir geſtern den Brief, den Sie erhalten hatten, nicht zeigen wollten, recht großmüthig zu rächen, ſchicke ich Ihnen hier ohne weiteres Bedenken einen Brief von meinem Vater, den ich dieſen Augenblick erhalten habe, weil er Manches enthält, was Sie intereſſiren wird.

Das Schlechteſte, was darin ſteht, iſt der Reiſetermin, der es denn wohl dahin bringen wird, daß ich nicht mehr länger als 4 Wochen das Vergnügen Ihres nähern Umgangs genießen werde, den mir das dumme Schickſal gerade jetzt erſt ſo äußerſt angenehm machen mußte, um ja bei meiner Trennung von Königsberg mir keine Bitterkeit ungeſchmeckt zu laſſen. —

Aber die Menſchen ſind wie die Kinder; wenn ſie zuerſt zuſammenkommen, geht das Eine in einen Winkel, das Andere in einen andern, ſchielen ſich von der Seite an, trauen ſich nicht, fürchten ſich vor einander, bis es ſo gegen 8 Uhr Abends kömmt; alsdann kriechen ſie nach und nach zuſammen, fangen an zu ſpielen, und

wenn es bis zum Gastmahl oder bis zur kleinen Hochzeit gekommen ist, dann ruft Mama: Dorchen, Fritzchen, wir gehen. — Sie stehen da, sehen sich an — und weinen. Ich finde diese Vergleichung so außerordentlich richtig — so passend — daß — ich selbst darüber anfange zu weinen. Und darum sei es genug.

Gentze.

3.

Ich wollte das Vergnügen haben, Ihnen diese Charaktere selbst vorzulesen; aber der Spaziergang mit den beiden Thieren hat mich zu lange aufgehalten; indessen wollte ich Ihnen, beste Frau Regierungsräthin, doch in Ihrem Wittwenstande gern oft Unterhaltung verschaffen, und daher schicke ich sie Ihnen, um Sich heute Abend, oder morgen früh damit zu divertiren. Untersuchen Sie nicht, wer sie gemacht hat; genug, wenn Sie Einiges darin getroffen finden. Die Veranlassung, die sie hervorbrachte, werde ich Ihnen selbst erzählen. Möchte die Kleinigkeit doch etwas zur Unterhaltung und Beruhigung Ihrer Seele beitragen. Es ist manchmal die einzige Glückseligkeit, die uns übrig bleibt, daß wir uns mit Andern vergleichen.

Gentze.

4.

Theure, verehrungswürdige Freundin!

Das denke ich nicht mehr Ihnen betheuern und beweisen zu dürfen, daß wenige Menschen in der Welt an dem, was Sie und Ihr Schicksal betrifft, einen aufrichtigern und herzlichern Antheil nehmen können, als ich. Sie wissen längst, wie ich gegen Sie

denke, wiſſen längſt, daß Ihre Freundſchaft eins der liebſten und koſtbarſten Güter iſt, womit ich in dieſer Welt prahlen kann, und daß ich nun ſchon ſeit geraumer Zeit Sie für meine erſte und würdigſte Freundin — ich möchte faſt ſagen für meine einzige, — nicht nur in Königsberg, ſondern auf der Erde überhaupt halte. Denn ich habe nur Eine Geliebte, nur Eine Mutter, nur Einen Freund, und — wohl mir, daß Sie mir das erlauben zu ſagen — und auch nur Eine Freundin. Gottlob, daß es eine ſolche iſt, an der ich für mein ganzes Leben genug habe! —

Sie ſind heute 24 Jahr alt, und ich fühle, daß Ihr Geburtstag kein gleichgültiger Tag für mich iſt, ich habe kaum 5 Feiertage im Jahre — denn Oſtern und Pfingſten kann ich immer nicht recht behalten — der heutige glänzt unter dieſen feſtlichen Tagen; ich freue mich, daß der Tag, der Sie in die Welt brachte, mir nicht unbekannt geblieben iſt, freue mich über den Gedanken, daß man eifriger, wärmer, herzlicher, als ich Ihnen den vollſten reichſten Segen des Himmels und alles Glück der Erde wünſche, unmöglich an dieſem Tage für Sie bitten oder wünſchen kann.

Aber was ſoll ich Ihnen denn eigentlich wünſchen? Ich könnte bei jeder andern Perſon leicht antworten: Alles, was Sie ſich ſelbſt wünſchen, bei Ihnen, meine theure Freundin, geht es nicht an. Und warum nicht? — weil ich auf die Frage, was Sie ſelbſt ſich wünſchen mögen, keine andre Antwort geben könnte, als, ich weiß es nicht, und ſie weiß es vielleicht ſelbſt nicht. Und in der That, wiſſen Sie wohl, was Sie eigentlich noch in der Welt verlangen? Ich glaube, Sie würden um ein gut Theil ruhiger ſein, wenn Sie ſich das beſtimmt ſagen könnten. Kommen Sie, beſte Frau, laſſen Sie uns die Quellen menſchlicher Glückſeligkeit und menſchlichen Elends entdecken, und ſehen, was uns wohl auf Erden noch beſchieden ſein kann.

Es giebt offenbar zwei ganz verſchiedene Seiten, das menſchliche Leben zu betrachten, die ſich deutlich genug abſondern und angeben laſſen. Die Eine zeigt uns, wie es unſern Neigungen, unſern Wünſchen, und wir können oft dreiſt hinzuſetzen, unſerm

Beſtreben und unſerm Wohlverhalten nach gehen ſollte; die andre, wie es nach dem Laufe der Natur wirklich geht. Die Menſchen, bei denen dieſe beiden Linien, die faſt immer meilenweit von einander, obgleich beſtändig neben einander fortlaufen, oft zuſammentreffen, nennen wir glückliche Menſchen. Und es iſt Ihnen gewiß ſo klar als es mir iſt, daß es unmöglich mehr als zweierlei Arten und Wege zum Glück giebt, entweder, wir müſſen unſre Neigungen und Wünſche erfüllt ſehen, das iſt, der Lauf der Natur muß ſich nach unſerm Intereſſe richten, oder, wir müſſen es dahin bringen, daß wir unſre Neigungen dem Lauf der Natur unterwerfen, und alles das, was geſchieht, als gut und nöthig annehmen, genießen, und bewundern. Kein Moraliſt kann zwiſchen dieſen beiden Wegen einen dritten ausfindig machen.

Der erſte Weg — Ach! meine Freundin! — Sie wiſſen, was wir von ihm zu halten haben. Sie wiſſen, wie ſelten es geſchieht, daß die Begebenheiten unſers Lebens, und ihr Zuſammenhang, den wir Schickſal nennen, ſo geordnet wären, wie wir es wünſchen und wollen — das Glück, was ich erfahren habe, iſt ein ſeltnes, ungewöhnliches Glück; Tauſende verſchmachten an den Qualen einer unglücklichen Liebe, ehe das Schickſal Einem ſo zu Hülfe kömmt, wie es mir geholfen hat. Und: was wir denn auf dieſem Wege zu unſerm Glück thun können? Nichts, nichts, meine Beſte, das wiſſen Sie. Der Menſch hat keine oder doch nur eine ſehr eingeſchränkte Gewalt über die Umſtände; von der Wiege an hängen wir von den Launen und Fehlern unſrer Ammen, unſrer Eltern, unſrer Lehrer, unſrer Ehegatten, unſrer Kinder ab, die Alle auf unſer Schickſal wirken, es beſtimmen, ohne daß wir entgegenarbeiten können, uns in Regeln zwingen, die wir gern überſchritten, uns Lebensarten vorſchreiben, die uns verhaßt ſind, uns Fehler und ſelbſt Laſter beibringen, die unſrer Natur ſonſt nicht anhängen würden, uns unſre Neigungen verwünſchen, unſre ſchönſten Plane zerreißen, und — unſre liebſten Wünſche ins Grab werfen heißen. —

Es iſt alſo ausgemacht, daß dieſer Weg zum Glück, ſo ſanft und leicht er auch für die iſt, die das Schickſal begünſtigt, doch

nicht der allgemeinſte, oder, um genauer zu reden, der ſicherſte iſt; denn Sie werden mir zugeſtehen, daß es nur ein Einziges giebt, was wir auf dieſem Wege zu unſerm Glück thun können, und das iſt: Abwarten. Aber was iſt troſtloſer und niederſchlagender als das? Ja! wenn wir nicht ſähen, daß Tauſende vergeblich warten, daß der bittre, harte Tod faſt Alle übereilt, ehe ſie ihre Wünſche erfüllt ſehen, daß — ach meine Beſte! füllen Sie dies letzte: daß aus, womit Sie wollen, allenfalls mit — Unmöglichkeit, mit unüberſteiglichen Hinderniſſen, mit dem — was oft Ihr armes, weiches Herz drückt, und die ſtille Thräne ins Auge preßt, die ich oft in unſern einſamen Unterredungen darin glänzen ſah!

Alſo bleibt uns noch unſer zweiter Weg übrig, nämlich, die Neigungen und Wünſche dem Lauf der Welt zu ſubordiniren, zu ſagen: Willſt du mir folgen, mein Schickſal? — du willſt nicht? — Wohlan! dein Wille ſoll geſchehen. Ob wir hier weiter kommen werden, als auf dem erſten Wege? — Ja, ja, meine Theuerſte, das werden, das müſſen wir, ſo lange wir glauben, daß die Tugend kein Poſſenſpiel und keine Chimäre leerer Köpfe ſei. Der Menſch kann ſelten oder nie die Umſtände ändern; was bleibt übrig? — Er kann ſich ſelbſt ändern. Er kann durch Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt und durch ernſthaftes und thätiges Beſtreben ſeine übertriebnen Neigungen dämpfen, das pochende, von Leidenſchaften volle Herz beſänftigen; kann durch Uebung und Ausdauren die Beſchwerlichkeiten des Lebens erdulden, die Laſten, die ſeine Nebenmenſchen, ſeine Freunde, ſeine Brüder auf ihn wälzen, ertragen, und ſich in die traurige Nothwendigkeit gelaſſen ergeben lernen, daß wir oft zu gleicher Zeit unſre koſtbarſten Wünſche unerfüllt, und das, was uns zuwider iſt, was unſern innerſten Neigungen, unſrer Denkungsart, unſerm Charakter entgegen iſt, uns aufgebürdet ſehen. Kurz, durch Tugend kann er, obgleich langſamer und ſchwerer, aber wahrlich viel ſichrer, eben dahin kommen, wohin unter Tauſenden Einer durch Umſtände und Glück geführt wird.

Für Sie, meine werthe Freundin, iſt es mit den Hoffnungen auf günſtige Fügungen der Umſtände zu einem neuen glücklichen

Leben, wie Sie es ſich vielleicht malen möchten, ſo gut, als vorbei. Es iſt hart, daß ich das ſo uneingeſchränkt ſage; aber dieſelbige Freundſchaft, die mich in den Falten Ihres Herzens jene geheimen Wünſche leſen ließ, berechtigt mich auch Ihnen zu ſagen, was Sie ohnedies längſt wiſſen, daß Sie eitel ſind. Ihnen bleibt alſo, um zur Glückſeligkeit, die doch Ihr Herz wahrhaftig verdient, zu gelangen, kein andrer Weg mehr übrig, als der Entſchluß, ſich ſelbſt glücklich zu machen. Können wir das Kleinod, wonach wir in der Welt ringen, nicht erſtreben, ſo laßt uns in uns ſelbſt ein andres ſuchen; Ruhe, Ruhe und Frieden in der Seele, iſt das nicht das köſtlichſte Kleinod, das uns beſcheert ſein kann? Können wir den Sturm, der über uns tobt, nicht beſänftigen, o! ſo laßt uns unſre Hütte zumachen, feſt verſchließen, uns in den verborgenſten Kämmerchen, am ruhigen Kamine gelaſſen mit anſehen, wie er gern die Erde zertrümmern möchte! —

Sie, meine liebe Graunin, haben zur Glückſeligkeit, die man auf dieſem edeln, glorreichen Wege, auf dem Pfade der Tugend erlangt, einen herrlichen Grund in ſich; Ihre ſanfte, fühlbare Seele müßte Sie unausbleiblich glücklich machen, wenn Sie es immer dahin bringen könnten, daß Sie mit Ihrem hellen und ruhigen Kopfe in Harmonie ſtünde. Dadurch, daß Sie ſtärker empfinden als hundert andre Menſchen, ſind Ihnen ſoviel andere unbekannte Freudenquellen geöffnet, dadurch, daß Sie nachdenken können über Menſchen und Begebenheiten, ſind Sie ſchon ſo ſehr von tauſend Andern unterſchieden, daß es nur auf einen herzhaften Entſchluß ankäme, um Ruhe und Glückſeligkeit zu erlangen.

Ich weiß recht gut, daß es leicht iſt, ſo zu predigen; weiß recht gut, daß Sie mir gegen alle dieſe Vorſchläge hundert Schwierigkeiten und Hinderniſſe ſetzen können; aber ich weiß auch eben ſo gut, daß die Grundſätze zu einem feſten Gebäude von Glückſeligkeit, die ich Ihnen hier angegeben habe, durch nichts in der Welt umgeſtoßen werden können; es ſind die unwandelbaren Grundpfeiler der Tugend; nur der, der an der Tugend ſelbſt zweifelt, kann daran ſcheitern; wen aber Zweifel an der Tugend ſelbſt beunruhigen, für

den iſt ſchlechterdings alle reelle Glückſeligkeit verloren und verſchwunden. Denken Sie ſich den großen Gedanken: Wenn Sie in Zeit von einem Jahre es blos durch innre Kraft und Anſtrengung dahin brächten, daß Sie Ihren Mann mit ſeinen Fehlern, die er, wie alle andre Menſchen, hat, nicht nur immer gern ertragen, ſondern auch lieben könnten, daß Le Noble Ihnen ein Ihrer Freundſchaft und Achtung ſehr würdiger, aber in Anſehung Ihres Herzens und der Liebe ganz gleichgültiger Menſch würde, daß Sie jeden Augenblick, den Sie jetzt auf unnütze Wünſche verwenden für die Zukunft, lieber gebrauchten, um ſich das Leben gegenwärtig zu verſüßen; kurz, daß Sie durch Bemühung und Tugend zu demſelbigen Grade von Glückſeligkeit gelangten, zu dem mich in dieſer Zeit mein günſtiges Schickſal führt, und daß wir, die wir ſo freundſchaftlich und brüderlich unſer Unglück zuſammengetragen haben, dann uns am Ziele, worauf uns unſre verſchiednen Wege führten, in dem Hafen der Glückſeligkeit wieder zuſammen träfen — denken Sie ſich dieſen ſchönen Gedanken, und fühlen Sie mit mir, was uns beiden im Grunde unſer Verſtand tauſendmal geſagt hat, daß es doch wahrlich der Mühe werth iſt, weiſe zu ſein.

Bleiben Sie meine Freundin; ich verlöre zu viel, wenn ich auch jemals nur einen kleinen Theil Ihrer Freundſchaft verlöre, obgleich die große unverkennbare Harmonie unſrer Seelen mich ziemlich dagegen ſichert; bedenken Sie immer, daß ich ein Menſch bin, der ſich eben ſo gut über jeden Fortſchritt, den Sie auf dem Wege zum Ziele, das Sie wünſchen, machen, herzlich freuen, als über jedes Hinderniß, über jeden Irrweg, worauf die Gewalt der Umſtände, oder Ihr zu fühlbares Herz Sie führt, herzlich um Sie trauern kann, daß man Sie nicht genauer kennen, und alſo — (das werden Sie doch wohl für keine Schmeichelei anſehen? Wie geriethe die hieher?) — auch ſchwerlich mehr lieben kann, als ich Sie liebe.

Die Korreſpondenz, die Sie mir verſprochen haben, wird eins meiner liebſten und intereſſanteſten Geſchäfte in Berlin ſein, und ich werde mich gewiß herzlich freuen, wenn Sie mir, ſo oft Sie

Luſt und Trieb dazu fühlen, die Lage Ihrer Seele ſchildern und an Ihrer Situation mich theilnehmen laſſen, da mich weniger Menſchen Schickſal ſo ſehr intereſſiren kann als das Ihrige.

Beſchleunigen Sie den Zeitpunkt, der Ihnen Ruhe und Zufriedenheit ſchenkt, damit Sie ihn noch in den glücklichen Jahren genießen können, wo alle unſre Kräfte leicht und frei wirken, wo die Welt noch ſchön für uns iſt, wo die Roſen noch friſch um uns her blühen. In dieſen Jahren weiſe ſein, das iſt wahre Weisheit. Möchte doch jeder Ihrer künftigen Geburtstage Sie immer um ein gut Theil glücklicher finden, und jedes Jahr Ihres Lebens mit dem Genuß dieſer immer zunehmenden Glückſeligkeit bezeichnet ſein. Denken Sie dann in jeder frohen Stunde ſowie in den trüben, die Ihnen noch begegnen werden, an Ihren aufrichtigſten und theilnehmendſten Freund

Goethe.

Den 10. April 1785.

Uebrigens war nicht der 10., ſondern der 11. April der nachmals von ihrem Dichter oft gefeierte Geburtstag Eliſabeths.

Kurz darauf, nachdem er ſeiner Freundin die Widerſprüche des Lebens, der Neigungen und Pflichten, und was in dieſer Lage allein retten kann, in ſeiner damaligen Weiſe zu Gemüth geführt hatte, ſchloß er ſeine Studienjahre wirklich ab, kehrte nach Berlin zu ſeinen Eltern heim und begann daſelbſt ſeine praktiſche Laufbahn. Den 6. Mai 1785 ſchrieb er von da den erſten Brief an Eliſabeth, eine ſtille Morgenſtunde benutzend, die ihm, nach einer Abweſenheit von zwei Jahren, im Gewirr des Berliner Lebens zu Theil wurde. Wie jeder, der aus einem lieben Kreiſe abgeſchieden, erneuerte auch er jetzt die Erinnerung an alles, was ihm ſeine Freundin in guten und böſen Stunden geweſen war, dankt für die Liebe, das Mitgefühl, die Hülfe, die er genoſſen, die ihn ſelbſt das Ziel ſeiner Wünſche, Cöleſtinens Liebe und Hand zuführte, freut ſich, daß ſie

„in dem Guten, das ſie in ſeinem Charakter erkannte, Geſchmack fand, und ſeine Fehler überſah oder entſchuldigte.“ Er verſichert ihr „auf der Reiſe und nach der Reiſe, in Braunsberg, Oſtromezke, Küſtrin und Berlin, an ſeinem Schreibepult, in dem fatalen Wirrwarr von Viſiten-Empfangen und Viſiten-Abſtatten unabläſſig an ſeine allertheuerſte Freundin gedacht zu haben, ihr, ohne in Königsberg zu ſein, ſeinen Morgenbeſuch richtig abgeſtattet zu haben.“ Kurz er lebt ganz in der Erinnerung der glücklichen Tage und des gepflogenen Umgangs, wo ſie ihre Seelen und ihr beiderſeitiges Liebesleid gegeneinander austauſchten. Cöleſtine wird natürlich hier, wie in allen folgenden Briefen der Freundin, empfohlen. Was er auch Schönes von jener und dem Verhältniß zu ihr ſagt, es ſcheint immer, als ſei er ſeiner Sache noch nicht gewiß, ja die Art der Bekenntniſſe über ſeine Liebe und den Grad der Wärme für das Mädchen läßt ſich meiſt noch ungleich matter aus, als hie und da die Freundſchaftsverſicherung an Eliſabeth. Noch auffallender ſind die in allen Briefen wiederkehrenden Zweifel an der Freundſchaft Eliſabeths ſelber; er fleht, betheuert, ſchwört; er ſetzt es unter die Unmöglichkeiten und meint, daß alle jene großen Ideale von Menſchenwerth und Würde, die er mit dieſer Frau und dem Verhältniß zu ihr verknüpft habe, ſobald dieſes nur im Geringſten abkühle oder lockere, rettungslos zuſammenſinken müßten. Ueberhaupt wimmeln die Briefe von ſolchen Ueberſchwenglichkeiten, die viel beſſer gar nicht oder nicht in ſolcher Weiſe ausgeſprochen werden, und eher vermuthen laſſen, daß es, was auch der Erfolg zeigte, mit der ganzen Fülle ſo ſchöner Worte und Betheurungen nicht ſo viel auf ſich hat, und eher einen Beweis gegen, als für die Hingebung und Treue des Schreibenden liefern. Wer ſeiner eigenen Unwandelbarkeit feſt verſichert iſt, der hat nicht nöthig, bei jedem Anlaß für die Anhänglichkeit und Treue eines Andern zu zittern! —

Unter anderm ſchrieb er ihr in dieſem Briefe: „Ueberdem kannten Sie alle meine kleinen Schwachheiten, kannten und beförderten alle meine großen und kleinen Wünſche, laſen in der Tiefe meiner Seele, und ließen mich wieder in der Ihrigen leſen. Das iſt aus-

gemacht: die Stelle, die Sie in mir ausfüllten; wird nie, nie wieder beſetzt; Sie wiſſen wohl, daß ich meine Cöleſtine viel zu ſehr liebe, als daß dieſer Ausſpruch ihr zum Nachtheil gereichen könnte. Ich bin überzeugt, daß ſie mir Alles, Alles ſein wird. Aber das iſt ausgemacht: wenn ſich Fälle in meinem Leben ereignen ſollten, wo ich irgend einen geheimen Gram weder ihr ſelbſt, um ihr unglückliche Stunden zu ſparen, noch auch meiner Mutter mittheilen wollte, dann wird es mir an einer ſolchen Freundin fehlen, wie Sie waren, beſte, beſte Frau! Aber fehlen? Warum ſollten Sie mir fehlen? Hängt denn nicht eben der blaue Himmel über Ihnen, der über mir hängt? Soll eine Entfernung, eine nichtswürdige Entfernung von 80 Meilen zwei Seelen trennen, die ſo nahe, ſo nahe verwandt ſind? Die Hoffnung, uns wieder zu ſehen — einſt in Einer Stadt zu leben iſt da; und wir ſollten dann nicht unſre Freundſchaft ſo warm, ſo friſch erhalten haben, als ſie bis jetzt geblüht hat. Geſchworen ſei es, wie ich es oft vor Ihnen gethan habe, daß auf meiner Seite die Entfernung keine Aenderung hervorbringen ſoll." Daſſelbe bittet er von ſeiner Freundin, ſie möge „ihm immer unter den Menſchen, die ſie vorzüglich liebe, einen Rang einräumen wollen."

Berlin war unglaublich öde und todt für ihn, kaum daß eine Mutter und ein Freund die ärgſte Leere ausfüllen, er findet den Ort völlig gleichgültig, ſchaal, abſchmeckigt, ob er gleichwohl einſieht, daß er noch Salz genug hätte, wenn man ihm nur die Speiſe zubereiten könnte. Sein Leben in der nächſten Zukunft verſpricht ihm nichts als Langeweile und Sehnſucht. Alles dies, weil ihm Cöleſtine, weil die unſchätzbare Freundin ſeiner „herrlichſten Jugendjahre" in der Ferne iſt. Er fleht letztere, ſie möge ihm von ſeinem Mädchen erzählen, damit er ſich labe in dieſer Wüſte. „Denn ich mag gehen, in welcher Region dieſer prächtigen Stadt ich will, ſo bin ich immer gleich dem Manne, der von Dan bis Berſeba reiſ'te und ausrief: Es iſt alles öde!"

5.

Verehrungswürdigſte, theure Freundin!

Ich hoffe, daß es mir doch noch erlaubt iſt, mich dieſes ſchönen, ſchmeichelhaften Namens zu erfreuen, den ein widriges Schickſal, was über uns zu ſchweben ſcheint, mir ſo gern entreißen möchte, den ich aber nicht fahren ließe, als bis die vier Winde mein Herz zerriſſen.

Sagen Sie mir, wie iſt es möglich, daß ich noch keine Zeile von Ihnen geleſen habe, ſo lange ich in Berlin bin, da ich doch mit jedem Poſttage mich ſehne nach einem Briefe von Ihnen, wie nach einem Trunk aus der ſüßen klaren Freundſchafsquelle, der auch dem herzlich wohl ſchmeckt, der ſich in dem köſtlichen Weine der Liebe berauſcht? — wie iſt es möglich, daß ich von Ihrer lieben Schweſter, von Ihrem Bruder, und außer dieſen genauern Freunden von manchen gleichgültigern Perſonen aus Königsberg Briefe habe, nur von Ihnen nicht? Eins von beiden, wenn die Schuld an Ihnen, und nicht etwa an äußerlichen Fatalitäten liegt, eins von beiden muß dann wahr ſein: Entweder Sie haben mich vergeſſen, oder Sie bilden ſich ein, daß ich Sie vergeſſen habe. Mein Herz weiß, daß das letzte falſch iſt, und wünſcht, daß das erſte nicht wahr ſein möchte.

Schon vor drei Wochen erfuhr ich durch einen Brief Ihres Bruders, daß ich einen Brief von Ihnen zu erwarten hätte; hier ſind ſeine eignen Worte am Schluß des Briefs. „Mit voriger Poſt werden Sie wohl einen Brief der Graunin durch le Noble erhalten haben." Das frappirte mich gewaltig, ich dachte indeſſen, le Noble würde das Schreiben aufgeſchoben, und mich alſo durch ſeine Nachläſſigkeit um das Vergnügen, Ihren Brief acht Tage früher leſen zu können, gebracht haben, und erwartete mit allen folgenden Poſten die Ankunft dieſer beiden ſo gewünſchten Briefe. Da ſie indeſſen noch bis jetzt nicht angekommen ſind, ſo bleiben mir nur zwei Fälle zur Erklärung dieſer Erſcheinung übrig: entweder die beiden Briefe

ſind verloren gegangen, oder: Sie beide, meine Lieben, haben Sich noch bis jetzt zum Schreiben nicht entſchließen können. Ich habe ſchon an meinen Bruder deshalb geſchrieben, aber ebenfalls noch keine Antwort darüber. Es wäre doch wahrlich ein recht ausgezeichnetes Unglück, wenn grade dieſe beiden Briefe, an denen mir ſo viel, ſo ſehr viel gelegen iſt, auf der Poſt verloren worden wären, und auf der andern Seite wäre es doch kein ſehr tröſtlicher Gedanke für mich, daß Sie bis jetzt noch nicht Zeit gehabt hätten, ein paar Worte an den ehrlichſten und aufrichtigſten Freund zu ſchreiben, den Sie vielleicht jemals gehabt haben.

Dem ſei aber wie ihm wolle, für mich, für meine Geſinnungen gegen Sie, für meine warme unwandelbare Freundſchaft, iſt es gleichviel, ob ich mit dem Schickſal, oder mit Ihrer Schreibſcheu zu kämpfen habe. Sie können mich vergeſſen, oder gleichgültiger gegen mich werden, aber daß ich Sie vergeſſe, daß meine Freundſchaft auch nur um einen Grad kälter werden ſollte, als ſie es bei meinem Aufenthalt in Königsberg war, dahin bringen Sie es nicht, und dahin bringt es auch keine Gewalt der Umſtände, und wenn alle Poſtämter ſich verſchwören, mir keine Zeile von Ihrer Hand vor meine Augen kommen zu laſſen.

Nein! meine theure, liebe Freundin! Freundſchaften, von der Art, wie die unſrige war, ſchließt man nach meinem Syſtem nicht auf halbe Jahre. Wie gern träumte ich mir in den frohen, ſtillen Stunden einer ſüßen Schwärmerei, daß dies Leben zu kurz wäre, um ſie zu endigen, — und jetzt ſollen ſechs Wochen ſie zerſtören? Nicht alſo! Eine Freundin, wie Sie mir waren, finde ich nicht wieder im ganzen Laufe meiner Jahre, und ich ſollte Sie in derſelbigen Welt wiſſen, und für mich verloren ſehen! Helfen Sie mir, retten Sie mich von dieſem verhaßten Zweifel. Ich habe das Vertrauen, was ich auf die Güte des menſchlichen Geſchlechts überhaupt baute, mit dem Vertrauen auf die unveränderliche Vortrefflichkeit Ihres Charakters ſo feſt zuſammengehängt, daß ich wirklich Gefahr laufe, ein Miſantrop zu werden, wenn ich es jemals für möglich zu halten anfange, daß auch Sie — Sie! — dem kleinen,

jämmerlichen Loos der Sterblichkeit opfern, auch Sie Ihren Freund vergeſſen ſollten.

Ich habe in der Zeit meiner Abweſenheit oft, unzählige Male an Sie gedacht, oder beſſer, ich weiß wenige Augenblicke, wo ich es nicht gethan hätte; ich hätte auch ſchon längſt zum zweitenmale an Sie geſchrieben, wenn mich nicht die falſche Hoffnung, die Ihres Bruders Brief in mir erweckte, immer betrogen hätte. Ein Gedanke quält mich aber Ihretwegen ganz vorzüglich, ob er gleich vielleicht ganz falſch, vielleicht nur wenig wahr ſein mag. Das iſt der, ob nicht vielleicht Ihre Lage ſo unangenehm, der Umgang mit Ihrem Mann ſo verſtimmt, und Ihre Seele ſo umwölkt, oder ſo betäubt iſt, daß Sie nicht Kraft, oder nicht Luſt haben, an mich zu ſchreiben. Wäre das der Fall, ſo bitte ich Sie, um unſrer ehemaligen großen, wahren, reinen Freundſchaft, um Ihrer Ruhe und meiner Zufriedenheit willen, theilen Sie mir doch Alles mit, was Sie härmt; ſein Sie doch mit Ihrem Kummer nicht geiziger als mit Ihrer Freundſchaft, und bedenken Sie doch, gegen wen Sie Ihr Herz ausſchütten, wenn Sie mich, wie ſonſt, zum Vertrauten Ihrer Empfindungen machen.

Denken Sie ſich einmal, wie das mir, der ich Sie ſo liebe, ſo verehre, wie man nur einen Menſchen lieben und verehren kann, der ich Sie ſo gern glücklich und zufrieden wiſſen, und wenn ich es nur durch die höchſten Aufopferungen zu Stande bringen könnte, ſelbſt glücklich machen möchte, wie das mir ängſtlich und unerträglich ſein muß, daß ich nicht weiß, ob Sie vergnügt oder mißvergnügt ſind, ob Sie le Noble ſehen oder nicht ſehen, mit ihm als mit einem Freunde, oder als mit einem Gleichgültigen, oder als mit einem unvergeßlichen Liebhaber umgehen, ruhig oder unruhig, ob Ihr Mann Ihnen erträglich begegnet, oder ob er Ihnen das Leben ſchwer macht, ob Sie bei Ihrer Sommerwohnung die Freuden des Landlebens genießen, oder in ſtillen verſteckten Thränen und unglücklicher, gepreßter Sehnſucht verſchmachten. Warum ſchreiben Sie mir das nicht? Wiſſen Sie denn nicht mehr, daß ich mich eben ſo gut mit Ihnen freuen, als mit Ihnen weinen kann?

Wären Sie auch nicht die Frau, die Sie sind, mit Ihren Fehlern, das Ideal Ihres Geschlechts, der sich jedes Frauenzimmer nähern muß, wenn sie mir gefallen will, wären Sie das auch nicht, so würde schon die sonderbare Aehnlichkeit, die eine Zeitlang über unsern Schicksalen lag, und die vielen merkwürdigen Lagen und Umstände, in denen wir uns befunden haben, mich auf ewig an Sie anschließen, und auf Ihr Schicksal ein beständiges und nie abnehmendes Interesse für mich werfen. Die Hervorbringung der Freundschaften ist selten unser Werk: auch die edelsten Seelen werden durch Umstände und Verhältnisse zuerst verbunden; aber das ist eben der Vorzug nicht gemeiner Seelen, daß Umstände und Verhältnisse sie nicht wieder trennen können.

Sie werden wissen wollen, wie es mir geht? — Gut, liebe Frau, recht gut! Und das ist wahrlich genug! Ich nähere mich beständig meinem Ziele, alle meine jetzige Beschäftigungen gehen nahe oder entfernt auf die Erreichung meines erwünschten Zwecks aus, und es ist, als wenn Alles sich vereinigt hätte, um mein Glück zu befördern. Dabei bekomme ich alle Wochen einen oder zwei Briefe von meinem lieben Mädchen, habe das Vergnügen, die Personen, die mir hier in Berlin die liebsten sind, im Hause zu haben, und sehe mit ihnen einer heitern und frohen Zukunft entgegen. Kann die Unzufriedenheit selbst mehr wünschen? Auch können Sie sich vor meiner ruhigen, heitern Seelenstimmung keine Vorstellung machen. Ich sehne mich freilich oft, sehr oft nach Königsberg, aber nur sehr selten wird aus dieser Sehnsucht der melancholische Drang, der die Unglücklichen, besonders den unglücklich Liebenden charakterisirt, den wir beide kennen!

Sehr oft denke ich an alle Ihre lieben Geschwister, an Ihre gute, gute Mutter, an unser Dengeln, an le Noble, an alle die glücklichen Stunden, die wir da zusammen genossen, überdenke nur, wie wir uns zuweilen in einsamen 3, 4 Stunden langen Unterredungen, an der Freundschaft berauschten, so kühn dieses Wort auch klingt. Neulich dachte ich an den Morgen, wie Sie mir die Briefe Ihrer Mutter vorlasen, und ich im eigentlichen Verstande

vor Thränen der Rührung und der heiligſten Empfindungen nicht reden konnte. Erinnern Sie ſich das wohl? Uns war beiden ſo wohl, als wenn wir im Himmel wären. Ein andermal fiel mir die ſpaßhafte Scene ein, wie ich ſo lange an Ihrem Flor zog und zupfte, bis Sie mir endlich den Zipfel Ihrer Enveloppe in die Hand ſteckten, und in der allerlächerlichſten, zum Scherz angenommenen Hitze zu mir ſagten: da! da! —

Alles das iſt vergänglich! ſage ich, wie Werther, aber keine Ewigkeit ſoll das Andenken an dieſe Zeit auslöſchen, wo ich unter den Qualen einer unglücklichen, und doch unüberwindlichen Liebe verſunken wäre, und den mannigfaltigen Stürmen, die damals über meinem Haupte tobten, ſicherlich untergelegen hätte, wenn ich nicht in Ihrer Freundſchaft meinen Hafen, meine Zuflucht und meine Rettung gefunden hätte. Und das aus demſelbigen Munde, deſſen tröſtlicher Zuſpruch mich vom Tode, vom phyſiſchen oder moraliſchen, gleichviel — rettete, auch das erſte Wort, was mich ins Leben, ins neue, glückliche Leben zurückrief, erſchallen mußte. Unbegreiflich ſonderbares Schickſal! Mein Glück ſollte mir von der Perſon angekündigt, gerade von der Perſon bereitet und befördert werden, der ich es unter Allen am liebſten zu verdanken haben wollte.

Sehen Sie, Liebe, Beſte, was das für eine Menge von Bewegungsgründen ſind, um unſre Freundſchaft feſt und ungeſchwächt zu erhalten! Sehen Sie, unter wie vielen Titeln Sie verbunden ſind, mir zu ſchreiben, als meine Freundin, als Freundin von einer ſolchen Art, wie man ſelten, oder nie mehr als Eine auf Erden findet, als meine Tröſterin, als mein treuer Arzt im Unglück, als meine Wohlthäterin, als meine liebenswürdige Gefährtin im Glück. Schreiben Sie mir, was Sie auf dem Herzen haben und wie es Ihnen geht; ich will mich mit Ihnen freuen, wenn Sie glücklich ſind, Sie herzlich bedauern, und nach meinen Kräften tröſten, wenn Sie leiden, Ihnen gratuliren, wenn Sie ſtark, Sie aufmuntern und mit Rath unterſtützen, wenn Sie ſchwach ſind; kurz, ich will verſuchen, in wie fern das, was ich gern für Sie thun möchte, dem

Verhältniß meiner Kräfte nach mit dem zusammentreffen wird, was ich wirklich für Sie thun kann.

Nur noch Eins, ehe ich schließe. Unter uns sind Komplimente einer gewissen Art längst verbannt. Sagen Sie mir also gerade heraus, warum hat mein Bruder so wenig Umgang mit Ihnen? Liegt die Schuld an ihm, oder an Ihnen, oder an Ihrem Manne? Sie können sich wohl vorstellen, daß er es mir geschrieben hat, und wie sehr mir das aufgefallen ist, kann ich Ihnen nicht sagen. Unter allen Ursachen, die ich mir davon denken kann, wäre mir aber keine empfindlicher, als die: wenn ich selbst durch irgend einen Fehler in meinem Betragen dazu Gelegenheit gegeben hätte, d. h. wenn ich Ihren Mann durch irgend Etwas beleidigt hätte. Denn für Sie bürgt mir der Ausspruch Ihres eigenen Mundes: „daß Sie nie auf mich böse werden können."

Die Bitte, womit ich schließe, ist die: Lesen Sie diesen Brief doch zuweilen durch, wenn Sie lange nicht an mich geschrieben haben, und erinnern Sie sich dabei der Versprechungen, die wir einander so oft, und so feierlich wiederholt haben. Ihren Mann darf ich nicht grüßen lassen; denn der muß diesen Brief nicht sehen; aber desto herzlicher grüßen Sie mir le Noble; meine Klagen fallen auf ihn auch; ein Brief von ihm wäre mir eine so angenehme Erscheinung, daß er sich, glaube ich, den Augenblick hinsetzte und schriebe, wenn er sich das recht lebhaft denken könnte. Grüßen Sie mir Ihre liebe Geschwister tausendmal; auch meine Cölestine, wenn Sie sie sehen, und Dengels. Denken Sie, daß mein Geist sehr oft an den Fenstern jener unvergeßlichen grünen Stube schwebt, und daß mein Körper das Einzige ist, was 84 Meilen von Ihnen entfernt bleibt.

Ihr unveränderlich ergebenster Freund

Berlin, den 10. Juni 1785. **Gentze.**

Den 20. August (1785) schrieb er seiner Braut: „Daß ich ein paar tüchtige Schritte zu meinem Ziel gemacht habe, daß ich jetzt

Herr Geheime Sekretair bin, ein paar hundert Thaler Penſion habe, mehr bald hoffe, alles dies wird Ihnen Ihr Mann, an den ich mit morgender Poſt ſchreibe, notificiren, wenn es Ihnen nicht mein Bruder, ſeiner Schuldigkeit gemäß, ſchon geſagt hat. Sie wiſſen, in welcher Rückſicht dies nur Werth für mich hat. Was es aber auch in dieſer Rückſicht für Werth hat, das wiſſen Sie auch."

Daran ſchließt ſich wieder eine ſentimentale Scene. Bei einem jüngern Glied der Schwinckſchen Familie, das in Berlin iſt, hatte er ein kleines, in blaßroth Papier gebundenes Buch gefunden, worin viele Gedichte und proſaiſche Aufſätze abgeſchrieben waren und auch manches von Eliſabeth's Hand ſtand. Eines der von ihr geſchriebenen Gedichte übermannt ihn ganz und gar. Iſt es der Freundin Hand, die ihn mit ſolchem Freundſchaftsſchauer ergreift? Wie dem ſei, acht Tage habe er ſich nach dieſer erſten Gemüthsbewegung nicht erholt, und noch jetzt bekenne er, daß „nie eine Ode von Klopſtock (das ſei Alles geſagt) einen ſolchen Eindruck auf ihn gemacht habe, als dies ſchwärmeriſch ſchöne Gedicht." Die Freundſchaft und ihre ſegensvolle Macht wird darin gefeiert. Gentz ruft ſich den Februar und März zurück, wo dieſer rettende Genius ihm, dem Hoffnungsloſen, der letzte Troſt und Anker geweſen war. Die letzten Strophen mögen hier ſtehn:

„Dich will ich im Genuß verehren,
Dir will ich danken im Verluſt:
Es ſtillen ſich des Abſchieds Zähren
An eines neuen Freundes Bruſt."

Dieſe beiden Zeilen laſſe ich nicht gelten, ſetzt der Freund hinzu. Nun folgt aber, was ihn in volle Schwärmerei entrückt hat:

„Oft, wenn das wunde Herz noch blutet,
Führt den Gefährten unvermuthet
Ein Umweg wieder auf uns zu;
Die früh ſich einſt verlaſſen hatten,
Begegnen ſich im Abendſchatten,
Und gehen Hand in Hand zur Ruh!" —

„Wer kann, ruft der Schreibende aus, ſich Abendſchatten und Ruhe denken, ohne ſich zugleich die Hitze des Tages, das unruhige, trübſelige, ſchwüle Wallen am Mittag vorzuſtellen, wer ans glückliche Begegnen, ohne die vorhergehende traurige Entfernung. Und ſagen Sie mir: Was iſt das für eine herrliche, düſtre und doch tröſtliche Idee, das Leben mit der kurzen Zeit zwiſchen Morgen und Abend zu vergleichen, und wer widerſteht der tiefſten Rührung, wenn er denkt: Uns trennte das Schickſal (wie dieſe Trennung auch geſchehe, oft iſt man bei einander — und doch getrennt) früh — vielleicht bringt uns Alle, Alle, die wir zuſammen ſein möchten [„meine Cöleſtine, meine Graunin, mein Le Noble u. ſ. w."], bald, bald der Abendſchatten zuſammen — und dann geh'n wir Hand in Hand zur Ruh. Ich, Sohn des Glücks, wenigſtens jetzt dem lächelnden Glück im Schoos, ich fühlte das ſo mächtig, daß ich mich ſelbſt — was werden Sie von mir ſagen? — zur Ruhe wünſchte." — —

Dann klagt er nachdrücklichſt, daß ihm ſeine geliebteſten Königsberger Freunde nicht ſchreiben oder zu lang harren laſſen. „Wenn gleich im freundſchaftlichen Briefwechſel nicht jeder Brief auf einen gegenſeitigen genau folgen darf, ſo iſt es doch gar zu ſehr die Natur eines jeden Briefwechſels, daß er in Stockung geräth, wenn auf einer Seite zu lange geſchwiegen wird."

Unſere Freundſchaft, ſagt er ihr ferner, ruht auch auf unvergeßlichen Dienſten, von einem dem andern geleiſtet. „Daß die Wage, die dieſe Dienſte auf beiden Seiten gegen einander wog, nicht gleich hängt, iſt wenigſtens meine Schuld nicht. Ich empfing aus Ihren Händen — Alles! Alles! das höchſte Ziel meiner ungeſtümſten Wünſche! die höchſte Glückſeligkeit, die uns unter dieſem Monde aufgehoben iſt, — Sie wünſchten nur Ruhe, das letzte Gut, wornach die ermüdete, von Sehnſucht und fehlgeſchlagenen Bemühungen ermattete Seele ſeufzt. Die wollte ich Ihnen ſchaffen, und Gott weiß, daß es an meinem Willen nicht lag, wenn mein Beſtreben nicht ganz ſo fruchtbar war, als ich wünſchte. Eben ſo glücklich als Sie waren, an dem Abend, da Sie mein Kleinod mir gege-

ben hatten, wäre ich geweſen, an dem Tage, da ich hätte ſagen können: Die Ruhe meiner Graun iſt vollkommen hergeſtellt. Ich war ſo glücklich nicht. Indeſſen, nur Vorſatz und Kraftanwendung, nicht Ausgang führt den Weiſen in der Beurtheilung des Menſchen und den Allerweiſeſten in der Beurtheilung ſeiner Handlungen, und meine Furcht, daß die Wage, womit unſre gegenſeitigen Dienſte gewogen werden, auf Ihre Seite ſinken wird, nehme ich zurück. Wer das thut, was er thun kann, hat viel gethan. Engel können nicht mehr thun.

Aus dem neueſten Briefe der Freundin ſchien es, daß nach einem letzten ſchweren Kampf mit der Neigung für Le Noble der Sieg über ſie errungen, oder wenigſtens das Fieber von ſeiner vollen Heftigkeit nachgelaſſen habe. „Wohl Ihnen, wenn dies der wahre Gang der Sache iſt! Wohl Ihnen, wenn ich mich nicht irre. Das weiß ich wohl, daß eine Frau wie Sie, von ſo guter, feſter Seelenkonſtitution, auch durch ein ſechsjähriges Ringen mit der elendſten Seelenkrankheit nicht unterliegen wird; das wußte ich wohl, daß Sie, edle Seele, ſich eher vom höchſten Punkt Ihrer Wünſche, als von der Tugend trennen würden; aber das ſehe ich erſt aus Ihrem Briefe, daß das Uebel wirklich ſo heftig war, daß Sie Ihre ganze Kraft aufbieten mußten. Wohl Ihnen! denn das gerade wird und muß Ihnen helfen. Eine einzige ſolche Probe von Selbſtverläugnung hat ſchon bei manchem guten, aber etwas ſchwachen Menſchen die Herrſchaft über eine Leidenſchaft gegründet. Je ſaurer der Kampf, deſto ſüßer und glorreicher der Sieg, deſto feſter der Entſchluß, einen Feind, den wir einmal von unſern Feſtungen abgewehrt haben, auch über die äußerſten Gränzen unſerer Beſitzungen hinauszutreiben."

„Ihr Feind iſt die Liebe: die ſüße Quelle unſerer höchſten Leiden — dieſe ſtolze Regentin, die nie mit einem leeren Titel und kraftloſen Scepter zufrieden iſt, und den, den ſie beherrſcht, entweder höchſt glücklich oder höchſt elend macht! Es iſt gewiß, daß Sie, ohne den Angriff dieſes Feindes, nicht das wonnevollſte, aber es iſt doch auch ausgemacht, daß ſie ein erträglicheres Leben führen

würden. Freilich ſchmerzt es mich genug, einer Frau, zu der ich ſagen möchte: Hier iſt köſtlicher Wein, ſtrecke deine Hand aus, trinke und berauſche dich darin — der blos zurufen zu müſſen: Zieh deine Hand ab von jenem Gefäß, damit du das Flußwaſſer, woran du dich nun einmal begnügen mußt, nicht zum Gifttrank machſt, aus dem du den Tod trinkſt. Freilich möchte ich Ihnen lieber angeben können, wie Sie höchſt glücklich, als rathen, wie Sie nur nicht höchſt unglücklich werden ſollen. Aber — „ſo ſchrieb unſer Aller Verhängniß, auf eherne Tafeln, der im Himmel — und ſchwieg.“ Troſtloſer würde ich ſein, ich, zu deſſen vollkommener Glückſeligkeit es nothwendig gehört, daß Sie einſt recht froh leben, troſtloſer würde ich ſein, wenn ich dächte, daß ſich alles nicht ändern würde, und in dieſem Leben noch ändern würde. „Wie? und wo?“ Gut, wenn Sie mir nächſtens ſchreiben, dann ſollen Sie, zur Antwort auf dieſen Brief, den Plan erhalten, den ich mir zu Ihrer Glückſeligkeit entworfen habe.“

Cöleſtine hat geſchrieben, Le Noble fange wieder an, der Freundin untreu zu werden, und man wolle ſogar bemerken, daß jene die unſchuldige Urſache davon ſei. Nicht etwa aus Eiferſucht wünſcht er zu wiſſen, ob und wie weit es wahr ſei. Er will es nur von der Freundin ſelbſt erfahren. Uebrigens ſei, räth er, zu große Anhänglichkeit eben ſo ſchädlich, als völlige Trennung. Nur nicht mit der Gluth ſolle das Verhältniß fortgeſetzt werden, die uns gegen den größten Theil der übrigen Welt kalt und für Leute wie G .... todt mache. Doch wäre es thöricht und grauſam, jemand in einen Blumengarten zu führen, ihm den Genuß aller Schönheiten deſſelben, aller Düfte zu geſtatten und gerade nur die Roſe ihm zu verbieten. Die andern Blumen, die doch auch aus der Fülle des balſamiſchen Reichthums der Natur ihre Kelche verſehen, hätten aber auch ihr Recht.

Nächſt dem Plan ihres Lebens ſoll der Hauptinhalt ſeines nächſten Briefes eine kleine Betrachtung über Eliſabeths Zweifel an einem künftigen Leben ſein. Aber antworten müſſe ſie bald. Man brauche doch auch, um einem Engel zu dienen, Aufmunterung.

„Brauchen wir doch Aufmunterung genug, um — Engel zu werden.“

„Grüßen Sie die grüne Stube! Frau! Frau! wie ſchlägt mir das Herz, wenn ich an die Zeiten denke! Und wie freue ich mich, daß wir ſie doch nicht ungenoſſen vorübergehen ließen.“

Mit ſolchen und ähnlichen Worten ſchließt dieſer Brief. Er iſt noch viel länger, als ſich nach unſern Auszügen erwarten läßt.

6.

Meine theure, werthe, beſte Freundin!

Ich erſchrecke, daß es vier Wochen iſt, da ich Ihren Brief erhielt, einen Brief, den ich ſo gern in den erſten vier Tagen beantwortet hätte. Aber ich finde es auch nicht ſo ſehr wunderbar, daß ich bei meinem jetzigen Wirrwarr in vier Wochen nur einmal gelegene Zeit finde, an Sie zu ſchreiben.

Was dieſes an Sie hier alles ſagen ſoll, Frau! das wird dieſer Brief Ihnen ſchwerlich, — nein! gewiß nicht ſchildern. O des glücklichen Troſtes, daß Sie es ohne weitere Erklärung verſtehen!

Wenn es nur möglich wäre, daß meiner unbegränzten Freundſchaft und Hochachtung für Sie der kleinſte Grad noch zugeſetzt werden könnte, daß die Wärme dieſes Herzens, was Ihnen dieſen hohen Rang, den höchſten, den ich nur je einem Menſchen einräumte, in meiner Würdigungsleiter zutheilte, größer werden, und meine Ueberzeugung, daß ich mich in der Idee, die ich mir von Ihnen bildete, nicht geirrt habe, wachſen könnte, wenn das nur möglich wäre, ſo hätte Ihr letzter Brief dieſes Wunder bewirkt. Sie ſind es werth, glücklich zu ſein. Und ich — ich danke dem Himmel, daß er mich werth machte, Ihr Freund zu ſein. Wäre Freundſchaft nicht eine ſo ſüße, menſchliche Empfindung, ſo würde ich fürchten, daß Ihre Freundſchaft mich äußerſt ſtolz machen würde. Und, im Ernſt: ich bin noch ſelten mehr in Gefahr geweſen, es zu werden, als da ich Ihren Brief erhielt.

Sie wiſſen, daß das Alles mein Herz, und das wahrſte innigſte Gefühl mich ſprechen lehrt. Wäre eine Silbe Schmeichelei, ſo verdiente ich nicht Ihr beſter Freund zu heißen, und wäre es Uebertreibung einer augenblicklichen Wärme, ſo müßte ich nicht wiſſen, was ich jeden Augenblick denke, wenn ich Ihr Schattenbild anſehe, das hier über meinem Schreibtiſch neben dem Bilde meiner Cöleſtine hängt.

Einzige Frau! nur Sie konnten dieſe Stelle, in einer Seele, die ſo voll von Liebe gegen ein Mädchen iſt, die ſie ſo ganz verdient, nur Sie konnten dieſe Stelle in meiner Seele einnehmen. In dem Uebermaß der allgewaltigen Empfindung, die uns ſo leicht vergeſſen läßt, daß es auch außer unſerm Mädchen noch gute und liebenswürdige Menſchen gibt, würde auch das Andenken an Sie mit verſchwemmt worden ſein, wenn Sie nur nicht ſo hoch geſtanden hätten. Aber eben darum, weil Sie mich tröſten konnten in meiner unglücklichen Liebe — (und es war nichts Geringes, mich tröſten), konnten Sie mir auch ſüße Geſellſchaft ſein in glücklichern Tagen; und eben ſo überzeugt ich bin, daß ein ſolches Mädchen, wie Cöleſtine in der ganzen Welt nicht weiter für mich war, ebenſo überzeugt bin ich, daß ſo eine Freundin, wie Sie, auch auf einem ſechzigjährigen Wege ſich nicht zweimal findet.

Vortreffliche Frau! wie oft verſtummte in Ihrer ſüßen Gegenwart mein Mund, wenn ich es Ihnen ſagen wollte, was ich mir in Ihnen dachte. Und meine matte Feder — die ſollte die Fülle dieſes Gedankens erſchöpfen? Ich trete zurück und mißmuthig, aber nicht neidiſch, überlaſſe ich es Ihnen, durch Briefe *zaubern* zu können. Ich kann das nicht. Aber daß Sie es können, — o! wenn dieſer göttliche Zauber eine verdächtige Kunſt wäre, jede Zeile Ihres letzten Briefes hätte Sie zu einem kleinen Holzſtoß verdammt. Ich ſchwöre Ihnen zu, daß ich dieſen Brief auswendig kann; er liegt nicht vor mir und doch iſt jedes Wort deutlich in meiner Stirn.

Als ich den erſten Donnerſtag mit Ihnen über jene Ihnen wichtige Sache ſprach, als Sie — die erſte Thräne in meiner Gegenwart vergoſſen, und mit ihr mich zum Vertrauten Ihres Kummers

und Ihres Herzens einweihten, da fühlte ich es, was Sie mir werden würden. Meiner Seele Innerſtes war aufgerührt, als ich aus Ihrer Thür trat; ich gewann mich ſelbſt wieder lieb, da ich damals ſo oft und ſo ſchwer mit mir zürnte, und in einer dunkeln Wonne ſchwammen alle die glücklichen Stunden um mich her, die ich hernach durch Ihre Freundſchaft genoſſen habe.

Denken Sie ſich, liebe Graun, was mir Berlin jetzt iſt. Meine vortrefflichen Eltern ſind ſeit vier Wochen in Breslau; mein Meſchker, ſonſt mein einziger Troſt, kann das unruhige Sehnen in dieſer Bruſt nicht mehr bändigen. Eine fürchterliche Gleichgültigkeit liegt drückend auf meinen ſogenannten vergnügteſten Stunden und eine zuſammenziehende Kälte wirft mich in Fieberſchauer der Seele. Der Gedanke, daß das noch einen Winter hindurch dauern muß, daß dieſer Winter noch nicht einmal da iſt, macht mich oft ſo ängſtlich, daß ich von allem, was mich umringt, auf nichts merke, als auf die Zeit mit ihrem krüppelhaften Schneckengang.

Glauben Sie nicht, meine theure Freundin, daß dies blos verliebte Ungeduld iſt; Sie würden lächeln, wenn ich Ihnen betheuerte, daß es in dem großen, vollkommenen Berlin ſo ein Mädchen, wie meine Cöleſtine nicht gebe, und doch behaupte ich es. Aber ich ſage mehr: Auch ſo eine Frau, wie Sie, giebt es in dieſem großen, vollkommenen Berlin nicht; ich wenigſtens habe ſie nicht entdeckt; und wäre ſie da, mein Blick, der ſo gern auf guten und liebenswürdigen Menſchen weilt, hätte ſie ſicher ausgeſpäht. Ich verlange erſtaunlich viel, übertrieben viel vom Menſchen, ein unbegreiflich glückliches Schickſal hat einigemal meine unerhört kühnen Erwartungen gebilligt, und was kann ich dafür, daß gegen die Urbilder, die ich im Kopfe habe, und Gottlob! in der Wirklichkeit exiſtiren, alles um mich her, mir matt, und halb, und kalt, und jämmerlich ſcheint.

Ich gehe zuweilen durch die Mohrenſtraße (ſo heißt die Straße, die Ihre Gegenwart einſt heiligen wird) hindurch, und bei Ihrer Schwiegermutter Hauſe vorbei, und denke dann: Wenn die Frau hier wohnen wird, wie werth wird dieſe Straße dir ſein,

und dann überfällt mich ein kalter Schauer, daß doch in dieſem Leben dieſe Zeit uns noch bevorſteht. —

Wenn Ihre Beunruhigung in Anſehung der Unruhe aller Unruhen ſo fortdauert, wie Sie mir den Anfang beſchrieben haben, wenn kein Rückfall ihre Heilung zerſtört hat, ſo wünſche ich Ihnen herzlich Glück. Von Ihnen erwartete ich ein Betragen, deſſen ſie fähig waren. Sie haben geglänzt, da Sie liebten — denn ſo verſtehen die Menſchen nicht zu lieben, wie Sie liebten — verſtehen ſie doch kaum, ſo geliebt zu werden! — Sie glänzen, da Sie aufhören zu lieben. Der Kranz aller weiblichen Tugenden war längſt Ihrer; mein Herz geht Ihnen froh entgegen, und übergiebt Ihnen jetzt die nämliche Palme der Ueberwindung ſeiner ſelbſt, die ſchwerſte, die es mir zu erreichen giebt.

Bei dem allen aber, theure Freundin! erlauben Sie mir, daß mir bis jetzt noch bisweilen der kleine Zweifel aufſtößt: Wird das ſo ganz verſchwinden können? — Fragen Sie nicht: Wie ich auf den Gedanken komme? Ich kenne mich. Da haben Sie die Antwort, und Sie werden dieſe ſonderbare Antwort nicht ſonderbar finden. — —

Meinen Sie, daß die Blume, die die herrlichſte, goldenſte, reichſte Liebe zur Blüthe, und Ueberwindung, wenigſtens ewiges Streben nach Ueberwindung ſelbſt dieſer reinen, goldenen Liebe, wenn die höhere Pflicht dazu ruft, zur Frucht trug, meinen Sie, daß die wie eine flüchtige Roſe ihre Dauer nach Frühlingen und nach Nordwinden rechnen darf? Ich erſtaune darüber, daß ich Ihnen die Unſterblichkeit anbeweiſen ſoll, ich erſtaune, daß Sie ſie nicht fühlen. Haben Sie eine Idee davon, daß eine Kraft zerſtört werden kann? Alle ihre Wirkungen, alle ihre tauſend Erſcheinungen können wechſeln und ſinken; aber die einfache, unzerſtörliche, untheilbare Kraft ſelbſt, — was kann aus der werden? Entfernt von allen Subtilitäten der Frage, ob unſere Seele materiell oder unkörperlich iſt, fühlt jedes Weſen, das lebt, deutlich, ſtark und unwiderſprechlich, daß das Prinzip, wodurch es lebt, etwas anders iſt als die Materie, in der das Prinzipium wohnt; und daß das,

was belebt wird, unmöglich zugleich das ſein kann, was belebt; das iſt ſo klar, daß die ausgelaſſenſte Zweifelſucht den groben, ſimpeln Satz, ſo alt als die Menſchen, noch nicht hat umſtoßen können, daß Seele und Körper zwei verſchiedene Weſen ſind, und daß darum, weil der Satz ſich fühlen läßt. Ich kann die Hälfte meiner Glieder verlieren, von mir ſelbſt verliere ich nichts. Im ärgſten Todeskampf, in einem Körper, der faſt zum Nichts heruntergewelkt war, hat oft ein großer Geiſt noch geſeſſen, und über die Welt ſpekulirt. — Ich will Sie nicht irre führen, ſonſt könnte ich Ihnen das, was ich bisher geſagt habe, für einen Beweis unſerer Unſterblichkeit ausgeben, da es doch nur ein Beweis unſerer Unvergänglichkeit iſt. Sie ſollen bald ſehen, was darin noch für ein Unterſchied liegt. So viel iſt wahr: durch den unumſtößlichen Satz, daß keine einfache Kraft zerſtörbar iſt, wird unſere Unvergänglichkeit auf ewig geſichert. Einem philoſophiſchen Zweifler iſt es noch nie eingefallen, zu behaupten, daß die Seele vergehen würde. Dieſe Behauptung hätte den Urheber durch ihre eigene Abſurdität niedergeſchlagen. Zerſtören heißt trennen, und wie kann eine bloße Kraft, das iſt, Eins getrennt werden? — Aber nun weiter! Die bloße Fortdauer der Kraft, dieſes leere, vielleicht ſehr magere Daſein, das iſt es nicht, was unſere Seele entflammt, wenn wir uns in den hohen Gedanken der Unſterblichkeit hineinwünſchen. Wir wollen nicht blos exiſtiren, wir wollen leben; wir wollen nicht blos Kraft heißen, wir wollen genießen. Und ſiehe! hier verlaſſen uns auf einmal alle metaphyſiſche Beweiſe. Sie führen uns, ſie ſtoßen uns in ein Leben nach dem Tode, aber dann laſſen ſie uns ſtehen, in einem ſo furchtbaren Dunkel, daß wir zittern bei der Idee, dieſes furchtbare Dunkel mit unſerm hellen Erdendaſein zu vertauſchen.

Wäre es hier mit den Hoffnungen und Beweiſen zu Ende, ſo verſpottete ich in dieſem Augenblick jede Stunde, die ich der Philoſophie gewidmet habe, machte aus allen meinen philoſophiſchen Büchern ein Freudenfeuer, und wärmte mich dabei, wenn ich den Candide und den Grecourt läſe. — Aber dies Feſt ſoll mir kein

Voltaire abzwingen! Wo die Metaphysik zurücktritt, da nimmt die Moral ihren Platz ein. Diese menschenfreundliche Lehrerin giebt zwar ihre Gebote unbedingt. Sie sagt: du mußt gut sein, weil du gut sein sollst; du mußt Tugend tragen, wie der Weinstock Trauben, weil es deine Frucht, und dein Zweck ist. Sobald man sagt: sei tugendhaft, denn das und jenes Glück ist gewißlich alsdann dein, so ist das nicht mehr Moral, sondern Oekonomie, und der Bösewicht ist zuweilen aus Oekonomie gut.

Wie aber? Wenn nun ein unglücklicher Sterblicher, indem er schnurstracks auf dem Wege der Moral fortgeht, sieht, daß dieser Weg ihn auf lauter Dornen führt, wenn er bemerkt, daß ihm die Entsagung, die freiwillige Entsagung auf tausend frohe Stunden nicht mit einer gelohnt wird; wenn er sieht, daß er den ganzen, schönen, reizenden Genuß der Erdengüter sich verschaffen kann, wenn er der Tugend, diesem für ihn so unfruchtbaren Führer untreu wird, — und er thut es nicht; werden wir sagen, daß der Mensch für eine Chimäre glüht? Nur weiter! denn hier ist mein Raisonnement nicht am Ende. Wie? wenn das Unglück, was ihn Jahre lang verfolgte, ihn an den Rand des Grabes führt, wenn die Thränen, die sein tägliches Loos sind, sein Grablied und sein Schwanengesang werden, — wie dann? Daß Fälle dieser Art auf der Bühne dieses Lebens auftreten — o fragen sie jeden, der das große Elendsschauspiel mit ansah, fragen Sie Ihre eigne Erfahrung, die Erfahrung Ihrer Mutter, und Ihrer ernstern Freunde, ob das grundlose Hypothesen sind?

Gestehen Sie, daß in diesen Fällen von folgenden beiden Behauptungen nothwendig eine wahr sein muß: Entweder die Tugend ist eine Chimäre oder: Es giebt Leben und — Glückseligkeit nach dem Tode. Denn, daß von diesen beiden Sätzen einer wahr sein muß, folgt unumstößlich daraus, daß, sobald man einen aufhebt, gleich der andere emporsteigt. Wir wollen die Probe machen, und zuerst einmal den zweiten, nämlich, daß es Glückseligkeit nach dem Tode geben kann, aufheben, und dies dann auf unsern obigen Fall anwenden.

Tugend ist noch nicht Glückseligkeit selbst, aber sie ist die Würdigkeit, glücklich zu sein. Ihre Gesetze führen zwar nicht ein ausdrückliches, und so zu sagen auf der Stelle gültiges Versprechen einer bestimmten Glückseligkeit mit sich. Gesetzt aber, wie hier der Fall sein soll, sie führten einen Menschen Lebenslang vor dem Genuß vorüber, versagten ihm die Mittel, durch die er sich Freude erwerben könnte, und ließen ihn doch selbst im Elend schmachten, machten ihn ein Leben hindurch der Glückseligkeit würdig, und doch nie glücklich. Sehen Sie sich um, und sagen Sie: Bleibt uns, sobald wir ein anderes Leben aufheben, noch etwas übrig als folgender Ausspruch der gekränkten menschlichen Natnr: die Tugend ist eine Chimäre. Denn das ist doch wohl gewiß eine Chimäre, die reellen Freuden des Genusses verscherzen, und für einen Schatten mit Namen Tugend sein Leben hinzuhärmen. Aber setzen Sie ein Leben nach dem Tode fest, so gewinnt die Tugend auf einmal wieder ihren Glanz, denn auf ein Leben voll Elend kann den Tugendhaften eine Ewigkeit von Freuden erwarten.

Noch ist unser großes Problem nicht entschieden; aber jetzt sind wir der Entscheidung sehr nahe; es kommt nun nur noch darauf an, welche von den beiden entgegengesetzten Behauptungen wir annehmen sollen und wollen, da wir durchaus eine annehmen müssen, und nur eine annehmen können? Sollte das lange eine Frage bleiben.

Der Satz: die Tugend ist eine Chimäre, wird von zwei Seiten widerlegt. Wir können eine die spekulative, die andere die praktische, das ist, eine die Schanze der Vernunft, und die andere den Schild des Gefühls nennen. Wir wollen sie beide betrachten.

Die Behauptung, daß Tugend ein frommer Wahn ist, streitet in allen Fällen wider die Vernunft. Denn die Gesetze der Moral sind unbedingt. Sie sagt: sei gut, ohne weitern Grund hinzuzufügen, als den: weil du gut sein sollst. Sei tugendhaft, weil das eines so denkenden, so freigebildeten Wesens eigenthümliches Gesetz ist, tugendhaft zu sein. Daher wäre es ein eben so eitles Bestreben, die Realität der Tugend aufheben zu wollen, als

seine eigene Existenz zu läugnen. Ich bin. Der Beweis? Weil ich bin. Sonst giebt es keinen. Aber das gerade sind die absolutesten Wahrheiten, die keinen andern Beweis brauchen, als sich selbst. Darum eben ist es so gewiß, daß 2 mal 2. 4 ist, weil unmöglich 4 nicht 4 sein kann. Wenn ich daher behaupten werde, daß Glaube an Tugend und Glaube an Unsterblichkeit aus einer Quelle fließen, so meine ich nicht, daß darum die Tugend wirklich ist, weil es eine Unsterblichkeit giebt, sondern, daß blos daraus die Nothwendigkeit einer Unsterblichkeit fließt, weil es eine Tugend giebt. Sollte indessen ein unglücklicher Sterblicher bis dahin gekommen sein, daß er alle Beweise für das Dasein der Tugend aus bloßer Vernunft verwürfe, dann tritt eine andere Schutzwehr ein: ich habe sie den Schild des Gefühls, im Gegensatz mit der Schanze der Vernunft, genannt, und ich freue mich über diese beide Namen, die mir eben im Lauf des Raisonnements in die Feder fielen, als wenn ich ein Goldstück gefunden hätte. Jeder gutgesinnte Mensch nämlich glaubt ohne weitere Beweise, daß Tugend und Laster unterschieden sind, fühlt tief im Herzen die ewigen Gesetze der Moral eingeschrieben, und fragt nicht einmal, warum er tugendhaft sein soll, weil er weiß, ohne weitern Grund weiß, daß er gut sein muß. Die Voraussetzung also, daß die Tugend eine Chimäre sein sollte, ist für uns, meine Freundin! eine höchst nichtige und grundlose Grille. In den Augenblicken, da wir aus Blindheit oder Schwäche, von Wahn oder von Leidenschaften verführt am meisten von ihr abweichen, fühlen wir doch von fern ihre Gewalt und huldigen ihr, indem wir sie entehren. Und in den besseren Stunden, da ihr Einfluß auf uns seine volle Kraft hat, da wir an ihrer Hand verachten, was unsrer nicht werth ist, fühlen wir in dem Strome der allerreinsten Glückseligkeit, daß wir kein Schattenbild anbeteten.

Ich glaube, Ihnen deutlich genug bewiesen zu haben, daß die beiden Sätze: die Tugend ist keine Chimäre, und: es giebt ein Leben nach dem Tode, einander wechselsweise halten, oder umstoßen. Da nun der erste klar bejaht, das ist, sein Gegentheil klar verneint werden muß, so bleibt, wenn überall etwas Sichres in unserer

Erkenntniß sein soll, nichts übrig, als den letzten unbedingt anzunehmen.

Wäre es möglich, daß ein Mensch durch einen hohen Grad des Irrthums und der Verblendung, oder durch einen unbändig großen Trieb zu einem unmoralischen Leben, dahin käme, daß er die Gültigkeit der moralischen Grundsätze selbst läugnete, und die Tugend von ihrem erhabenen Thron herabstürzte, glaubte, es wäre eben so gut im wildesten Sinnenrausch fortzuleben, als nach den herrlichen Gesetzen eines denkenden, freien Wesens, dann gestehe ich Ihnen — für diesen Menschen wäre der Beweis, den ich bisher geführt habe, nicht mehr verbindlich. Ich glaube nicht, daß es einen vollständigen und praktischen Tugendläugner giebt. Giebt es einen, so kann ich ihm die Unsterblichkeit der Seele nicht mehr zureichend und bis zur Ueberzeugung beweisen. Es bleiben ihm immer noch andere Wege übrig, um sich diesem Ziel einigermaßen zu nähern; aber sie sind unsicher und schlüpfrig, und ich mag auf diesen Wegen nicht mit ihm einhergehen.

Sie sehen nämlich wohl, daß der Beweis, den ich Ihnen hier vorgelegt habe, der moralische Beweis ist, der einzige bündige, den ich kenne; und ich habe sie gewiß alle durchsucht. Und weil es doch möglich ist, daß ein Mensch sich selbst von allen moralischen Prinzipien losreißen kann, so ist die Ueberzeugung, die dieser Beweis uns giebt, weil sie den Glauben an Tugend voraussetzt, eigentlich moralischer Glaube, und ich glaube, man kann keine stärkere Gewißheit zum Besten dieser tröstlichen Lehre aufbringen, als wenn man sie, wie ich bisher gethan habe, mit den Grundsätzen der Tugend zusammenhängt.

Aber, was habe ich gethan? Ich erschrecke vor dem Gedanken, eine zusammenhängende philosophische Abhandlung aus einem Briefe an eine junge, schöne Frau gemacht zu haben, und die Entschuldigung: Sie hat es gewollt, würde in aller Andern Augen so wenig gelten, daß ich mich fürchten müßte, wenn eine Seele diesen Brief zu sehen bekäme. Würde sie doch in meinen eigenen Augen wenig gelten, wenn diese junge und schöne Frau weiter nichts als

jung und ſchön wäre. Aber ich weiß, daß Sie zu ernſthaften Betrachtungen geſtimmt ſind, und die Unſterblichkeit der Seele läßt ſich nun einmal nicht in einem Sonett beweiſen.

So viel iſt einmal gewiß: Wenn Ihnen meine Schlüſſe nicht aufs erſtemal einleuchten, ſo erkennen Sie in der Folge ſicherlich ihre Wahrheit. Nur müſſen Sie gleich bedenken, daß mein Beweis ein ſyſtematiſcher iſt, worin alles aneinander hängt, und worin man immer noch den Anfang vor Augen haben muß, wenn man ſich dem Ende nähert. Schreiben Sie mir, was er auf Sie für Wirkung gemacht hat, und in wie fern Sie damit zufrieden ſind. Finden Sie aber mein ganzes Unternehmen zu weitläufig, und meinen Brief, wie ich ſehr fürchte, langweilig, ſo ſchelten Sie nur getroſt auf meine Pedanterie, und nennen Sie mich ohne Scheu einen alten Schulmeiſter, daß ich Ihnen von Syſtemen, Spekulationen und Prinzipien vorgeplaudert habe.

Ich geſtehe es gern. Ob ich meinen Styl gleich ziemlich in meiner Gewalt habe, ſo iſt es mir doch ſchwer, wenn ich über dergleichen ernſthafte Materien ſchreibe, alle ſchulgerechte Form zu vermeiden. Im Geſpräch, beſonders im Geſpräch mit einem Frauenzimmer, wie Sie, übertüncht ſich dieſer Schulton leicht mit der Grazie der Unterredung; und das iſt die Urſache, warum man mit Frauenzimmern nur mündlich über philoſophiſche Gegenſtände ſich unterhalten muß.

Auch das ſteht uns noch bevor! Und ich glaube ſehr, daß ich das Glück haben werde, da ich mir Ihr Vertrauen und Ihre ganze Freundſchaft erworben habe, durch Unterredungen dieſer Art einſt viel zur Beruhigung Ihrer Seele beizutragen. Was meinen Sie, wenn ich dreiſt genug wäre, dies unter die erſten Linien des Glückſeligkeitplans mitzuſetzen, die ich für Sie entworfen habe.

Ich bin am Ende, liebe Freundin, ich muß am Ende ſein. Wenn Sie mit dieſem chaotiſchen Briefe zufrieden ſind, ſo wäre ich mit mir ſelbſt zufrieden. Und wenn Sie mit mir ſelbſt zufrieden ſind, dann, meine theure Freundin, möchte ich leicht mit

der ganzen Welt zufrieden sein. Leben Sie wohl, und vergessen Sie mich nicht.

Berlin, den 22. Oktober 1785.

Goethe.

Den 17. November schrieb er: „Ich höre, daß Ihre Bälle eingegangen sind. Denken sie dabei zuweilen an die merkwürdigen Bälle des vorigen Jahrs? wo unsere Freundschaft keimte und wuchs, wo ich zum Ersatz für manche trübe Stunde das seltne Glück errang, von einer Frau, wie Sie sind, von einem Herzen, wie Ihres, geschätzt zu werden, wo wir in allen Lustbarkeiten nur Stoff zu unsrer einsamen Unterhaltung und zum Gespräch in den kleinen, freundlichen Kreisen Ihrer und der Le Noble'schen Familie fanden? Ich versichere Ihnen, ganz das Gegentheil von dem, was man gewöhnlich fühlt, wenn man an eine vergangene Zeit denkt, geht bei mir vor, wenn ich an den vorigen Winter zurückdenke. Gewöhnlich macht die Dunkelheit, in der sich uns vergangene Zeiten darstellen, daß wir einen Punkt vom andern nicht recht unterscheiden, und daher zieht sich ein Monat in der Erinnerung in einen Tag zusammen. Ganz anders ist es mir! Jene Zeit, so voll von zahllosen Freuden, von wichtigen, merkwürdigen, glücklichen Tagen, von Seel- und Herz anziehenden, interessirenden, ganz in sich reißenden Begebenheiten, — sie dehnt sich in meinem Andenken in ein halbes Leben aus; die Dunkelheit wird durch die Fülle ersetzt; und ich erstaune über mich selbst, wenn ich bedenke, daß ich nur zwei kurze Jahre in Königsberg gewesen bin."

Seine Verbindung mit Cöleſtinen nähert sich mit der Einwilligung mehrerer Anverwandten des Mädchens ihrem Ziele. „Mein Vater, schreibt er, hat mir so viel festgesetzt, daß ich mit dem, was mir meine Bedienung einträgt, wenigstens gleich zu Anfange 800 Thaler jährliche Revenue habe (welche Erleichterung der Sache!); mein Vater wünscht selbst, daß es künftiges Jahr so früh als möglich zu Stande kommen möchte, wünscht es ernstlich; die ganze Familie ist auf meiner Seite, alles ist gethan, bis auf die bloße

Einwilligung des Großvaters.“ Und letztern will er jetzt darum angehen lassen; auf einigen Eigensinn, auf harte Einwendungen ist er gefaßt; allein voll Hoffnung, daß es endlich doch gelinge. „Wenn es dann nun erfüllt ist, meine liebe Freundin, dann sehe ich auch Sie wieder .... Und wenn wir uns gesehen haben, dann gehe ich voran, Ihnen eine Stätte zu bereiten, und warte mit froher Sehnsucht einer Zeit, wo uns der Himmel an zwei Enden des Friedrichstädt'schen Markts vereinigen soll, und wo mir Berlin, was mir jetzt blos ein todter Pallastklumpen ist, der Mittelpunkt aller Lebensfreuden sein wird.“

Sein Sie glücklich, schließt er, wo und wie Sie wollen; aber mich — mich vergessen Sie ja nicht dabei. Und als Nachschrift fügt er an. „Herr Reichardt ist wieder in Berlin, aber — er ist ein Thor geworden. Schade! Schade!“ Dieser Reichardt ist der bekannte Musiker und Schriftsteller, auch ein Königsberger, und Graun's Nachfolger am Hofe Friedrichs des Großen. Seine vielfach wunderlichen musikalischen und nachherigen literarischen Schicksale gehören nicht hieher. Der in den Xenien einst so scharf und zum größten Theil mit Recht mitgenommene Freund von Gibichenstein hat sich auf seinen eigenen Wegen auch anerkennungswerthe Verdienste erworben. Seine Verbindung mit dem Graun'schen Hause erklärt sich hinlänglich.

7.

Theure Freundin!

Ich weiß, daß Sie es fühlten, als Sie Ihren letzten Brief an mich schrieben, wie sehr Sie mich dadurch erfreut, erquickt, beglückt haben; denn eine Seele, die nur wirklich eine Seele ist, fühlt jede süße Empfindung zuerst, die sie in Andern erregt. Es wäre aber eben so überflüssig, als es unmöglich ist, daß ich Ihnen hier beschreibe, wie wohl mir zu Muthe war, als ich die Versicherung, daß Sie

ſo meine Freundin wären, noch jetzt ſind, als ich es wünſchte, aus jeder Zeile las, und aus jedem Worte ſchloß.

Liebe Frau! Je mehr man die Menſchen kennen lernt und beobachtet, oder je mehr Menſchen man kennen lernt, je mehr ſieht man — daß nur wenige werth ſind, gekannt zu werden. Je mehr man in der Welt herum ſucht nach Herzen, die unſer Herz verſtehen, je froher wird man, je glücklicher ſchätzt man ſich über die wenigen, die man gefunden hat.

Der große Haufe der Menſchen verſteht das Wort Freundſchaft gar nicht mehr. Wiſſen Sie ſeit wann? — Seit dem Augenblicke, da er aufhörte, das Wort Liebe zu verſtehen. In unſern großen Städten lacht man über wahre Liebe, ſo wie man warme Freundſchaft für ein Unding hält. Beluſtigungen und Amüſements ſind an die Stelle des Vergnügens getreten, man quält ſich, um nur vor aller Welt glücklich zu ſcheinen, und bringt es endlich dahin, daß man ganz vergißt, es zu ſein. Man tanzt, man ſpielt, man hat Langeweile auf Bällen und in Geſellſchaften, weil man ſie nicht mehr beſucht, um das Leben zu verſüßen, ſondern umgekehrt, weil man blos lebt, um ſie zu beſuchen.

Ich ſage Ihnen nichts Neues, das wollte ich auch gar nicht Sie wiſſen, Sie fühlen, was ich hierüber weiß und fühle. Aber eben das iſt der Vorzug einer Korreſpondenz, die nicht Jedermann zu führen im Stande iſt, daß wir einander unſre eignen Gedanken und Gefühle entwickeln, und daß man die ſeinigen wieder findet, wenn man ſeinen Freund ſprechen hört.

Iſt das nicht ausgemacht, daß für Menſchen, die den wahren Werth des Lebens zu ſchätzen im Stande ſind, die den hohen Werth einer einzigen glücklichen Stunde, einer Reihe faber Tage und abgeſchmackter Zeitvertreibe vorziehen gelernt haben, daß für die alles Klagen und Murren über die Welt blos darin ſeinen Grund hat, daß ſie nicht Seelen genug finden, mit denen ſie harmoniren, in denen ſie ſich ihres Ueberfluſſes ſanft entladen, in denen ſie ihre Leeren reichlich ausfüllen können, oder daß ſie, wenn ſie ſolche Seelen gefunden haben, nach ihrem Umgange vergeblich ſeufzen,

oder wohl gar nach ihrem Umgang nicht seufzen dürfen? Sagen Sie mir, einige kleine physische Uebel abgerechnet, die sich denn wohl würden ertragen lassen, ist das nicht allein der Grund aller unsrer mißvergnügten Tage? —

Nicht wahr? der Umgang mit vier oder fünf vortrefflichen Menschen, aber ohne Zwang, ohne Rückhalt in der ungezwungensten, glücklichsten Freiheit der Natur, durch keine Hinsicht auf Ceremoniell eingeschränkt, durch keine Furcht vor Mißdeutungen verbittert, allenfalls im ruhigen Schoße der süßen, süßen Natur — wäre das nicht grade das Einzige, was Menschen, wie wir sind, glücklich machen könnte? Sagen Sie doch, würden wir mehr wünschen, würden wir nicht gern allen eiteln Glanz der Welt den Thoren, alles Geld den Juden, alle Gelehrsamkeit der Schule überlassen, und aus unserm kleinen frohen Cirkel hinaussehen in die große Welt, und in das stürmische Labyrinth, wo man Freunde kaufen will, und nicht sieht, daß sie nicht zu kaufen sind, würden wir da nicht hinaussehen, wie der Bewohner einer guten, stillen, warmen Stube hinaussieht in die herbstliche Gegend, wo der Abendwind in einem kalten Regen die abgefallnen Blätter ersäuft? — Wir brauchten nicht mehr. Und doch sehnen wir uns vergeblich nach diesen reizenden Gütern, und können nicht begreifen, warum sie uns versagt sind, da sie doch so simpel, so natürlich, so wenig kostbar (nach der Weltsprache) sind, können nicht begreifen, warum der Schätzesammler, der nach Hunderttausenden geizt, eher seinen unmäßigen Wunsch erfüllt sieht, als wir den billigen, bescheidnen, den Wunsch nach einem kleinen, kleinen Cirkel, von ächter Freundschaft belebt!

Hören Sie mich an, liebe Graun, ich weiß, daß diese Zweifel oft Ihre Seele bestürmen, ich weiß, daß sie es im Grunde allein sind, die Sie mit dem Leben unzufrieden machen, daß Sie oft, oft denken: Wie wenig wünsche ich, und doch wünsche ich vergebens! Hören Sie mich, den eben dieser Kummer oft geplagt, eben dieser Zweifel oft bis — zu einem weit furchtbarern Zweifel geführt hat. Mir ist er gelöst. Wie in den meisten Fällen, wo wir über Uebel

in der Einrichtung der Welt klagen, liegt die Schuld, so wenig und so ungern wir es uns auch gestehen mögen, in uns.

Denken Sie sich ein großes, fruchtbares Thal zwischen einigen hohen Bergen, die blos dahin gesetzt zu sein scheinen, um es mit dem Regen des Himmels zu tränken, und gegen das wüthendste Brausen der Nordwinde zu schirmen; denken Sie sich dieses Thal mit goldenen Früchten aller Art reichlich gekrönt, und mit jeder wohlriechenden Blume ausgeziert, die die Natur so gern hinwirft, wenn man sie nicht stört, bewohnt von einem friedlichen, glücklichen Völkchen, das vielleicht um desto glücklicher ist, weil es nie sah, was jenseits seiner Berge vorgeht. Denken Sie sich, daß durch ein sehr natürliches Ungefähr einer der Bewohner, indem er in seinem reichen, fetten, wohlthätigen Boden gräbt, einen Diamant fände. Was würde geschehen? Der glückliche Sohn der Natur würde den Diamant bewundern wie einen hellen, wohlgeformten Kieselstein er würde ihn hinlegen und über den Thoren lachen, der ihm im Ernst auch nur drei Kornähren für dieses unnütze Kleinod anböte. Alle seine Brüder, gleichweit von dem Narrenjoche der Meinung und des Vorurtheils befreit, würden den Stein eben so gleichgültig liegen lassen, und der Besitzer von einem mongolischen Schatze und fünf Pflaumbäumen wäre ärmer als sein Nachbar, der sechs Pflaumenbäume und keinen Diamanten hätte.

Gesetzt aber, es käme durch einen Zufall ein angränzender Fürst in diese seligen Gefilde, er sähe den Diamanten, er hörte, daß er aus dieses Landes Erde gegraben wäre, seine verdorbne, befleckte Seele käme sogleich auf den barbarischen Gedanken, dies friedliche Land zu unterjochen, und zu seinen gelddürstenden Zwecken zu brauchen. Er würde es ausführen, er verjagte die Bewohner aus ihrer stillen Stube und schmisse sie in den Ozean der Welt, er nähme ihnen ihre glücklichen Aecker und gäbe ihnen Geldfässer in seiner Hauptstadt; er nähme ihnen ihre häuslichen Freuden, und gäbe ihnen alberne Ehrenstellen an seinem Hofe. Das reiche, wollüstige Thal würde in eine Diamantengrube verwandelt, ausgerottet alle Blümchen der verwaisten Flur, niedergerissen alle Pflanzungen,

umgepflügt alle Getreidefelder, um Steine hervorzusuchen, und im Zeitraum von einigen Jahren spottete man schon über die unwissende Nation, die ihr Korn verzehrt hätte, ohne zu ahnden, daß es auf einer Diamantengrube wüchse.

Nach zehn Jahren käme einer von den ehemaligen Einwohnern unsers Thals auf einer Reise unvermuthet in sein ehemaliges Vaterland. Matt von Hunger, matt von Durst, dächte er mitten im Schoß des üppigsten Reichthums der Natur sein Labsal und seine Stärkung zu finden. Blos einige rohe, saftige Früchte, die ihn ehmals oft erquickt hatten, zur Nahrung, blos ein Blumenbette, worauf er sonst so weich gelegen hatte, zum Lager, mehr wünschte er nicht. Und siehe — es war alles wüste und öde. In der umgewühlten Erde glänzte hin und wieder ein kostbarer Stein, aber keine reizende Frucht; für Hunderte von Diamanten hätte er keine Kornähre kaufen können. Wo seine Brüder und seine Schwestern unter Blumen spielten, da seufzen jetzt Sklaven in furchtbaren Bergwerken. Er stirbt vor Hunger unter den Schätzen, die tausend Fürsten bereichert hätten. Keine Blume, keine Frucht, aber Edelsteine ohne Zahl!

O! meine Freundin! Sie haben die Anwendung schon gemacht. Mich hat sie manche, manche Thräne gekostet. Wir haben uns die Welt in eine Goldgrube verwandelt, und — unsre Blumen sind verwelkt. Wir haben uns in Diamanten arm gewünscht, und — ach — keine Kornähren mehr.

Sehen Sie! das ist es, was mich tröstet, — nein! aber still, still macht, so oft ich denke: wie geringe sind der edelsten Menschen Wünsche, und sie werden nicht gehört. Geringe? Sage ich geringe? Blumen zu lesen in einer Edelsteingrube? Freilich ist Liebe und Freundschaft, und herzliche Freude, und sanfter, ruhiger Lebensgenuß so wohlfeil, so natürlich, so reichlich ausgestreut, als Veilchen und Trauben, wenn wir der Natur getreu bleiben. Aber so wie der Mensch jetzt ist, in diesem eisernen Zeitalter, durch unsre Kultur vergiftet, durch unsre Vorurtheile umnebelt, durch unsre Leidenschaften in ein Krankenhaus, durch unsre gesellschaftliche Verhält-

niſſe in etwas noch weit Aergeres verwandelt — o! da ſind Liebe und Freundſchaft und ein ruhiges Leben in der Simplicität aller Begierden und aller Vergnügungen eben ſo ſelten als Blumen und Früchte im Diamantenthal, und eine Welt für einen Freund hingeben, fängt an, Gewinn zu werden.

Zum Glück oder zum Unglück (beides iſt wahr) ſind in dem Zeitalter, worin wir leben, und was ich Ihnen ſo eben ſchilderte, die Menſchen ſo geartet, daß ſie über ihren Diamanten Blumen und Früchte vergeſſen haben. Unter Millionen fällt es gewiß ſelten mehr als Zweien ein, mitten im Getümmel des Lebens eine Leere zu fühlen, die aller Rauſch der erkünſtelten Vergnügungen nicht ausfüllen kann; oder wenn es ihnen einfällt, ſo wiſſen ſie kein beſſeres Mittel, als, um einem Abgrunde zu entgehen, ſich in einen noch tiefern zu ſtürzen, — und, um nur keinen Ueberreſt des Lichtes mehr zu ſehen, löſchen ſie das Flämmchen vollends aus, das um ſie her zittert.

Wir aber — meine Freundin! — wir, die wir uns oft ſehnen nach einer friſchen Frucht auf dieſem trocknen Boden, nach einem weichen Blumenlager in dieſer kalten Steingrube, deren Schätze uns nicht ſättigen, wir Wenigen — ſollen wir künftighin noch klagen, daß unſre Wünſche, die doch ſo eng ſind, nicht erfüllt werden? — Nein! laßt uns vielmehr einſehen, daß nach der thörigten Umwühlung unſers Erdbodens jetzt Diamanten Staub an den Füßen, und Feldblumen ſeltner als Diamanten geworden ſind. Laßt uns den glücklichen Schritt preiſen und ſegnen, der in dieſer allgemeinen Dürre uns an eine Blume führte, und — ſtatt zu klagen, daß wir nicht mehr wie ſonſt auf Roſenbetten ruhen können, laßt uns die ſeltnen Blumen, die wir fanden, lieber recht genießen, einziehen ihren ganzen Wohlgeruch, uns berauſchen in ihrem wollüſtigen Duft, und — wenn ſie uns entriſſen werden, mit Gelaſſenheit denken: die Welt iſt zu arm, ſie zu tragen, weil die Tyrannen ſie verdarben.

Ich konnte es nicht laſſen, beſte Frau, Ihnen dieſe Idee, mit der ich mich nun ſchon ſeit geraumer Zeit als einer ſehr richtigen

Vergleichung, die aufs Leben vollkommen paßt, herumgetragen habe, ausführlich mitzutheilen. Freilich sieht die ganze Parabel wieder einer kleinen Abhandlung sehr ähnlich, und Sie werden sagen, daß meine meisten Briefe Predigten sind. Doch das ist ja gar nicht die Frage, was sie sind, — die Frage ist blos, ob sie Ihnen gefallen.

Weil denn das nun, wie sich Ihr Mann bisweilen auszudrücken pflegte, in der Welt so traurig geht, was bleibt uns übrig? — Ich denke doch immer noch viel, für jeden viel. Was mir z. B. jetzt das Leben herrlich versüßt, das wissen Sie wohl; ich weiß aber auch, was es Ihnen versüßen könnte. Wollen Sie darüber noch ein kleines Kapitel anhören? Wohlan!

Ihre Kinder! Nichts ist mir in dem Gewebe Ihrer Schicksale und in dem Systeme Ihrer Empfindungen trauriger, als daß Sie es über sich selbst nicht erlangen können, Ihre lebendigen Kinder eben so zu lieben, als Ihr verstorbnes. Und doch ist das die einzige Thür, die Ihnen noch zur wahren, und — ich darf es sagen — zu einer recht hohen Glückseligkeit offen steht. Erziehung ist Alles. Sagen Sie mir, bei der guten Erziehung, die Sie und die ich genossen haben, fällt es uns nicht in manchen Augenblicken, besonders in mancher Stunde des Kummers ein, daß wir noch weit glücklicher sein würden, wenn man uns mit noch größrer Sorgfalt erzogen hätte, wenn man unsre schwachen Seiten noch mit mehr Aufmerksamkeit gestärkt, die rauhen Stellen mehr abgeschliffen, die weichen mehr abgehärtet hätte? uns gegen weniger — eingebildete Leiden fühlbar gemacht, und die unvermeidlichen mit größrer Standhaftigkeit ertragen gelehrt hätte? — Schon bei einer andern Gelegenheit habe ich Ihnen einst meinen Grundsatz der Glückseligkeit mitgetheilt. Die Umstände können viel über uns, aber wir können noch mehr über die Umstände. Die nächste Folge daraus ist, daß es keinen sicherern Leitstern in ein glückliches Leben giebt, als eine gute Erziehung.

Welch ein erhabnes Geschäft haben Sie also so wie jede Mutter und jeder Vater, die ihre Pflicht verstehen, beständig an Ihrer

Seite, so nahe, so gegenwärtig! Liebe, liebe Freundin! wir wissen ja, was das sagen will: ein Mensch, der glücklich ist. Sie haben es in Ihrer Hand, glückliche Menschen zu bilden und zwar nicht auf Augenblicke und Stunden, sondern für das Leben, und für den Tod. Nun weiß ich aber, wenn wir selbst nicht vollkommen glücklich sind, keine andre Erholung, keine andre Zuflucht, als andre vollkommen glücklich zu machen.

Ich schreibe dies am letzten Tage des Jahres 1785. — Was war das für ein Jahr für mich! Wie viel habe ich in diesem Jahre gelernt! Am ersten Tage schrieb ich in mein Tagebuch folgende Stelle, davon ich Ihnen der Merkwürdigkeit halber den Anfang hieher setzen will! „Dunkel sind die Wege der Zukunft immer für den eingeschränkten Blick des kurzsichtigen Menschen, aber noch nie hat sich ein Jahr meines Lebens mit so begränzten Aussichten für mich angefangen, als dieses. Noch nie habe ich so wenig muthmaßen können, in welcher Lage ich mich wohl am Ende des Jahres befinden würde, als beim Anfange des jetzigen."

Unter der unendlichen Reihe meiner Glückseligkeiten ist es eine der obersten, daß ich gerade damals von Ihnen erkannt werden mußte. Erkannt, sage ich, denn gekannt hatten wir uns lange schon. Es war am 3. Januar, Abends 10 Uhr, als Sie zum ersten Male das ehrenvolle Urtheil in Gegenwart Ihrer Mutter und Ihrer Geschwister über mich aussprachen, — daß Sie für die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen und für meine Denkungsart stehen wollten. O welch eine Quelle von Freude und Trost wurde dieser Ausspruch für mich!

Auch mir, auch mir ist jede kleine und große Scene und jeder kleine Schatten, und jede kleine, helle Stelle in jeder Scene, die sich nachher zutrug, so gegenwärtig, so lebendig, als die Stunde, in der ich schreibe. Unsre Morgengespräche, und unser Gespräch, als ich Sie einst um fünf Uhr Abends nach Hause begleitete, und bis acht Uhr mit Ihnen am Fenster saß, und meine stumme Raserei, als ich mit Ihres Mannes Brief in Ihre Stube trat, und meine

Todtenbläſſe, und Ihre ſanfte troſtreiche Stimme, und der ganze Aufzug, wie Sie halb friſirt, im Pudermantel vor mir ſtanden, und mir den Brief vorlaſen — und dann den andern Tag bei der Mama, wie ich um 5 Uhr Abends in die Stube trat, wo Sie mit Cöleſtinen am Fenſter ſaßen, wie ich in der natürlichſten Bewegung einer forſchenden Angſt mich zuerſt auf Sie warf, und wir dann alle drei weinten, und ich halb aus meiner Geliebten, halb aus meiner Buſenfreundin Munde mein Glück vernahm, o was war das für eine Zeit!

Die Bitte, daß Sie mir im künftigen Jahre, und in allen künftigen eben das bleiben ſollen, was Sie mir in dieſem — goldenen Jahre geweſen ſind, die Bitte iſt überflüſſig. Die Erfüllung ſteht bei mir. So lange ich der bleibe, der ich war, können Sie mir Ihre Freundſchaft nicht nehmen, dürfen Sie mir nicht nehmen, denn Sie wiſſen wohl: Gute Seelen haben das Recht, auf einander zu trotzen.

Und mein Wunſch zum folgenden Jahre?

Wenig hoffen — nichts fürchten — viel genießen!
Des Lebens Augenblick iſt nicht werth der Anſchläge Dauer,
So vieler Sorgen und Pein! —

Wer immer nur zu genießen hofft, genießt niemals. Die Summe aller Weisheit iſt: Gebrauche das Gegenwärtige! In dem Schwarm von Irrthümern, die das menſchliche Geſchlecht belagern, iſt das der vornehmſte: Daß alle Menſchen immer im Begriff ſind zu leben. Young nennt das ſehr ſchön: daß ſie immer an der Schwelle der Geburt ſtehen.

Laßt uns leben, leben, und nicht blos exiſtiren; die größte Bürde drückt nicht beſtändig. Laßt uns empfinden und froh genießen jeden Augenblick des Nachlaſſes, jede ruhige Minute. Das iſt mein Rath!

Und nun noch meine Ermunterung für uns beide, und für alle glückliche und unglückliche Seelen: „Laßt uns Gutes thun, und

nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ärndten ohne Aufhören!" —

Jetzt aber will ich Ihnen noch was erzählen. Wenn Sie es schon wissen, so hören Sie es noch einmal von mir. Wenn Sie es noch nicht wissen, so nehmen Sie es als ein Geheimniß auf:

Vorigen Dienstag habe ich an Cölestine, Gossow und den Münzmeister geschrieben, und sie um Erlaubniß gebeten, Schwinck, der jetzt bei uns ist, in 3 Wochen nach Königsberg zu begleiten, und mich da 14 Tage aufzuhalten, um meine Sache selbst zu führen. Alles ist zu dieser Reise schon richtig, wenn ich den Konsens von Königsberg erhalte. Heute über 8 Tage erwarte ich die Antwort. Ist sie so, wie ich sie wünsche, so bin ich im Anfang des Februar dort.

Fühlen, fühlen Sie für mich, wie mir bei dieser trockenen, ruhigen Erzählung das Herz schlägt, und das unruhige Blut wallt, wie ich zittre vor Angst, Freude und Ungeduld. Wenn Sie diesen Brief erhalten, ist es schon entschieden. Und wenn ich Ursach habe mich zu freuen, so weiß ich, daß Ihnen jetzt gewiß auch froh zu Muthe ist. Himmel! Was sollte das für ein Fest werden.

Noch habe ich nicht recht das Herz, mich zu freuen; denn wenn es nicht geschähe! — Habe ich erst die Gewißheit: o! ihr Götter der Liebe und der Freundschaft, dann will ich Farren auf eurem Altar opfern!

Nun leben Sie wohl, liebe Freundinn! Wenn wir uns sehen sollten, was werde ich Ihnen da Alles zu sagen haben! Grüßen Sie Le Noble; ich bin fast im Ernst böse, daß er mir gar nicht mehr schreibt. O! möchte ich ihn doch in eigener Person zur Rede stellen können!

Lottchen hat mich erinnert, daß ich Ihrem guten Bruder Fritz noch einen Brief schuldig wäre; hier ist er; sein Sie so gütig, ihn nächstens weiter besorgen zu lassen. Mit Ihrem Mann bin ich jetzt wieder gar sehr gut dran. Sollte mein Projekt dort nicht durch-

gehen, dann bitte ich Sie um aller Himmel willen, tröſten Sie mich durch Briefe. Und im Glück und Unglück denken Sie oft an Ihren treuen Freund

Berlin, den 31. Dezember 1785.

Genze.

Das Jahr 1785 iſt vorbei!

Ein Brief vom 17. Januar des nächſten Jahres erwähnt, daß ſein Reiſeprojekt verunglückt ſei; dann wendet er ſich an die Freundin: Wenn ihm jemand ſage, „die Regierungsräthin Graun ſolle eine charmante Frau ſein," — charmante? — falle ihm jedesmal ein, daß er neulich von jemand befragt worden ſei, wie ihm Oſſian gefiele? — Dagegen hat er an der Schwiegermutter ſeiner Freundin ſehr wenig Freude. „Wäre nicht der liebenswürdige, göttliche Kapellmeiſter Graun ihr Mann geweſen, ſagt er, ſo möcht ich beinahe ausrufen: o Hannchen Fiſcher! ſanftes, ſüßes Mädchen, unter was für harte Felſen biſt du gerathen!" — Wenn Eliſabeth einſt nach Berlin kommt, dann ruft er aus, wollen wir im Sommer hübſch auf dem Lande wohnen!

Doch das Intereſſanteſte in dieſen Zeilen iſt gewiß folgende Erwähnung: „Von Le Noble habe ich heute einen kurzen und ſchwermüthigen Brief erhalten; er klagt am Ende über Mendelsſohn's Tod; das iſt ein tiefer, tiefer Verluſt, liebe Graun, der Tod dieſes Mannes! ein großer und ein ſchöner Geiſt! Unſterblichkeit lehrend, wie Sokrates, und unſterblich, wie er. Das dritte Geſpräch ſeines Phädons iſt ein hohes Meiſterſtück philoſophiſcher Schreibart und glücklicher Gedanken.

„Leſen Sie denn noch im Klopſtock? Ich merke, daß Le Noble viel mit ihm umgeht. Er ſagt von Mendelsſohn; „Ehre ſei auch ihm von uns an den Gräbern hier", er wünſcht mir, „mit Blumen beſtreut das Grab, das auf uns alle harrt." O! ich dachte

an den Abend, da ich Ihnen die göttliche, göttliche Stelle vorſagte aus der Ode: die Geſtirne.

Dort ſchuf ſie der Herr; hier dem Staube näher der Mond,
Der, Genoß ſchweigender kühlender Nacht,
Die Erdulder des Strahls heitert — — —
Erde, du Grab, das auf uns alle wartet,
Gott hat mit Blumen dich beſtreut!"

8.

Ich bin in einer großen Schuld bei Ihnen, meine liebe, theure Freundin, und doch iſt mir recht wohl, daß ich darin bin, weil ich das ſüße Vergnügen vor mir habe, mich ihrer in den Stunden, die dieſem Briefe gewidmet ſind, zu entledigen.

Ich ſehe, meine beſte Graun, aus Ihren beiden letzten Briefen, daß Sie — ein einziges Verhältniß, oder vielmehr, eine einzige Seite dieſes einzigen Verhältniſſes ausgenommen — noch in allen Betrachtungen ungefähr auf eben dem Punkte ſind, auf dem ich Sie verließ. Sobald von perſönlichem Intereſſe die Rede iſt, ſo kann dieſe Bemerkung keinem angenehmer ſein, als mir. Ich weiß, daß ich damals eine nicht unbeträchtliche Stelle in Ihrer Achtung, in Ihrer Freundſchaft, in Ihrem Herzen hatte. Ich weiß es, und freue mich, wenn ich ſehe und fühle, daß Sie mich noch, wie damals, für werth halten, der Vertraute einer ſo ſchönen Seele und ihrer geheimſten Empfindungen zu ſein. Sie wiſſen, was mir Ihre Freundſchaft von jeher geweſen iſt, und daß ſie allein mir das Leben werth machen konnte zu einer Zeit, wo es mir in allen andern Betrachtungen auf eine recht ſchreckliche Art gleichgültig zu werden anfing.

Wenn ich nun aber weniger auf mich, als auf Sie ſelbſt ſehe, ſo ſtellt ſich die Frage: „Iſt es gut, daß ſie ganz ſo blieb?" ſchon viel bedenklicher auf, weil ſich dann blos fragt: „Iſt es ihr gut?"

Recht glücklich ſind Sie nicht. Sie waren es einſt — aber auf kurze Zeit. Dieſe wenigen Jahre, die unter den Freuden und Hoffnungen des erſten Jugendtraumes ſo ſchön und ſo ſchnell — dahinfloſſen, ſollten ſie die Summe aller Glückſeligkeit enthalten, die Ihnen auf der Welt beſchieden war? Sollten Sie in Zukunft nur leben, um jene frühen Tage zu beweinen? Nein! Sie ſind viel zu ſehr geſchaffen, um glücklich zu ſein, als daß Sie, als daß ich es wagen wollte, dieſen Frevel zu denken. Was bleibt alſo übrig? Sie müſſen ſchlechterdings ſuchen, glücklich zu werden.

Die Natur hat unendlich viel an Ihnen gethan. Unendlich viel! o! dürfte ich das Ihnen erſt vorrechnen? Die Welt ſelbſt nennt Sie eine ſchöne, eine liebenswürdige, eine verſtändige, eine gute Frau. O! ſie kennt noch das Wenigſte. Nur der, der wie ich, in den Tiefen Ihres Herzens las, der dieſen unerkauflichen Reichthum der ſchönſten, wärmſten, edelſten Gefühle für alles, was gut und liebenswerth iſt, der dieſe Seele, offen durch ihre hohe Empfindſamkeit allen den Eindrücken, wofür Tauſende gar nicht einmal eine Idee, vielweniger einen Sinn haben, gekannt, geliebt — und wäre das zu ſtolz? — mit ſich vereinigt gefühlt hat, nur der darf ſagen: die Natur hat unendlich viel an Ihnen gethan. Fragen Sie ſich ſelbſt in Augenblicken, wo Ihr weiches, empfindſames Herz, Ihr feines, gebildetes Gefühl, ſie allen Leiden ausſetzt, die nur ein ſolches Herz oder doch gewiß nur ſo ſtark empfindet, fragen Sie ſich, ob Sie, ſelbſt in dieſen Augenblicken, dies Herz vertauſchen wollten? Nein! für keinen Preis würden Sie die Quelle unſäglicher Freuden hingeben, wenn Sie der Tauſch auch gegen hundert trübe Stunden auf ewig ſicherte. Ziehen Sie daraus den untrüglichen Schluß, daß dies Herz mehr werth iſt, als Alles, was Sie gegen ſeinen Verluſt gewinnen könnten, und daß Sie folglich wenigſtens Einen unverlierbaren Schatz mit ſich tragen, der mehr werth iſt, als Alles, was die Welt Ihnen jemals zu geben vermag!

Hätten Sie bei dieſem unausſprechlichen, mit nichts zu vergleichenden Vorzuge, deſſen hohen Werth nur der, und nur der allein fühlt, der ihn in ſich fühlt, nur von jeher einen weiſen, guten und lieb-

reichen Führer gehabt, so ist kein Zweifel, daß Sie eben so die glücklichste Frau geworden wären, als Sie die liebenswürdigste geworden sind. Aber, das hat Ihnen von jeher gefehlt. Ihre vortreffliche Mutter, mit aller ihrer unaussprechlichen Liebe für Sie, mit allen den Vollkommenheiten, die mir sie, wenn sie auch nicht Ihre Mutter wäre, auf ewig ehrwürdig machen würde, hatte nur einen Fehler. Aber unglücklicher Weise für Sie, gute Graun, unglücklicher Weise war es gerade derselbe, an dem Sie danieder lagen. Sie war zu weich. Um Sie zu erziehen, das heißt, um sie zur Glückseligkeit zu bilden, mußte man Ihr weiches Herz gegen die Uebel, die uns auf der harten Bahn des Lebens erwarten, stählen, mußte man Ihre Leidenschaften, die nie heftig sind, aber desto tiefer in der Seele liegen, unvermerkt beruhigen, Ihrem unüberwindlichen Hang zu allen Tugenden eine männliche Kraft geben; und, damit ich nur das ganze Geheimniß verrathe, man mußte Sie auf Kosten Ihrer Liebenswürdigkeit glücklich, weniger reizend, weniger bezaubernd für Alle, die sich Ihnen nähern, und desto zufriedener mit sich selbst machen.

War Ihre Mutter das nicht im Stande, so war es von allen andern, mit denen Sie je in naher Verbindung waren, vollends keiner. Ich kenne Ihren Vater fast gar nicht, aber mit aller Hochachtung, die der Vater einer solchen Tochter verdient, sei es gesagt: Eine solche Tochter überstieg seine ganze Erziehungsfähigkeit. Er konnte noch zehnmal feiner empfinden, noch zehnmal scharfsinniger beurtheilen, noch zehnmal richtiger Menschenwerth fühlen, und doch war er noch nicht im Stande, eine solche Tochter zu erziehen.

Die Freunde und Freundinnen Ihrer ersten Jugend — o! fürchten Sie nicht, daß ich sie tadeln, daß ich sie lästern werde. Ich weiß, was es heißt, mit Ihnen umgehen, und Ihnen predigen wollen. Ich weiß, wie Sie durch einen unwillkührlichen Blick, durch eine kaum überdachte Aeußerung einer Empfindung den Tadel selbst stumm machen können. Ich verzeihe es also Ihren damaligen Freunden, daß sie es nicht wagten, Fehler zu rügen, die selbst mitschimmerten in der Krone Ihrer Liebenswürdigkeit. Gern verzeihe

ich es Ihnen, daß ſie zu berauſcht waren in dem Wirkungskreiſe aller Ihrer Vollkommenheiten, um der Gottheit nur recht ins Geſicht zu ſehen, die ſie anbeteten. Wie oft habe ich ſelbſt mit Ihnen geweint, wenn ich vor Ihnen moraliſiren wollte!

Wer blieb übrig? Ihr Mann! Sollte der das gekonnt haben, was Ihre Mutter nicht vermochte? Sollte er es noch können? Ich bin weit entfernt, hier, da es mir blos um die Ruhe und Glückſeligkeit Ihres Lebens zu thun iſt, auf den Mann zu ſchelten, mit dem Sie nun einmal beſtimmt ſind, es hinzubringen. Im Gegentheil habe ich Sie oft ermuntert, anſtatt über ſeine ſchlimmen Seiten zu jammern, lieber ſeine guten aufzuſuchen und zu nutzen. So viel iſt indeſſen ausgemacht: Er konnte Sie nicht lehren, glücklich zu ſein. Unter den tauſend Urſachen, die Ihnen, ſo wie mir, von dieſer Wahrheit in die Augen ſpringen, darf ich nur Eins für Alles anführen. Er kannte Sie nie. Er kennt Sie ſo wenig, daß er ſogar einen Ihrer größten Fehler darin zu finden glaubt, was doch, in einem gewiſſen Grade, unſtreitig eine Vollkommenheit mehr an Ihnen ſein würde. Er hielt und hält Sie für kalt, und ahndet es nicht einmal, daß Sie glücklicher ſein würden, wenn Sie kälter wären, als Sie ſind. Er kann Sie alſo ſchlechterdings nie in einen andern Zuſtand verſetzen, weil er nicht einmal von Ihrem jetzigen eine richtige Vorſtellung hat, und was das Schlimmſte iſt, weil Sie aus tauſend nur allzu gegründeten Urſachen auf ſeiner, und aus tauſend nicht weniger gegründeten Urſachen auf Ihrer Seite, ihm auch nie eine richtige Vorſtellung davon machen dürfen.

In dem berühmten Trauerſpiele des Corneille, ſagt die Vertraute der Medea, da ſie ſieht, daß dieſe ſich ſchlechterdings bis auf den letzten Augenblick gegen ihr widriges Schickſal zur Wehr ſetzen will, zu ihr: „Sieh! dein Vater, dein Gemahl, dein Vaterland, die Welt ſelbſt verläßt dich, was bleibt dir übrig?“ — Und — Medea antwortet ſtolz und erhaben: „Ich ſelbſt.“ Erlauben Sie mir, daß ich den Ausſpruch auf Sie anwende. Um recht glücklich zu werden, haben Sie nur noch eine einzige Quelle, und die liegt in Ihnen ſelbſt.

Alle allgemeinen Maximen und Glückſeligkeitsregeln, ſo ſchön und erhaben ſie klingen, ſind eben wegen ihrer Allgemeinheit in einer gewiſſen Betrachtung unfruchtbar und unnütz. Denn ſollten Sie es nicht auch gefunden haben, daß, ſobald es darauf ankommt, ſolche allgemeine Regeln bei ſich ſelbſt in Anwendung zu bringen, man immer gewiſſe beſondre Umſtände, die in der ganz reinen Allgemeinheit nicht mit begriffen werden konnten, antrifft, die uns bald dahin führen, daß wir glauben, die Vorſchrift würde bei uns doch eine Ausnahme finden. Wenn Sie dieſe Bemerkung nicht ſchon gemacht haben ſollten, ſo ſtehe ich Ihnen dafür, ſie wird Ihnen bei gehöriger Aufmerkſamkeit nicht entwiſchen.

Der ſicherſte Weg zur Glückſeligkeit iſt alſo das Studium unſers eignen Herzens. Keine beſſern Arzneien für alle Seelenübel, als die, die wir uns ſelbſt vorſchreiben und zubereiten. Ein Menſch, der nur einiger Maßen geſchickt iſt, ſich ſelbſt zu beobachten, kennt immer ſeine Schwächen beſſer, als jeder Andre, und wir müßten in einem ganz beſondern Taumel ſein, wenn es uns nicht wenigſtens alle Tage einmal einfallen ſollte, welche Tugend wir am wenigſten ausüben.

Ihre größte Schwachheit iſt die, daß Sie die Uebel des Lebens nicht muthig genug tragen; und Ihr größter Fehler der, daß Sie Heilungsmittel ſuchen, die es ſchlechterdings nicht ſind.

(O wie gut iſt es, daß ich in dieſem Augenblicke nicht neben Ihnen ſitze!)

Die drei größten und wichtigſten Verhältniſſe, in denen Sie ſich befinden, ſind: das mit Ihren Kindern, mit Ihrem Manne, und — mit Le Noble. Sagen Sie dagegen, was Sie wollen: wäre das dritte nicht wirklich eins Ihrer wichtigſten, ſo hätte ich Ihnen weiter nichts zu ſagen.

Ueber den erſten Punkt habe ich ſchon neulich die Dreiſtigkeit gehabt zu ſprechen. Dreiſtigkeit nenne ich das, weil ich von Erziehung erſt nach — Jahren ſprechen ſollte. Aber Sie wiſſen, wir Philoſophen ſprechen vom Himmel und von der Hölle, ob wir gleich an beiden Orten nicht geweſen ſind. Genug, wenn Sie, was ich

ſagte, wahr fanden, ſo iſt kein Zweifel, daß Sie in der Erziehung Ihrer Kinder Erſatz für alle verlornen Lebensfreuden finden können. Für alle, ſage ich. Und habe ich Unrecht, ſüße, empfindungsvolle Mutter?

Ihr Mann — Sie wiſſen, wie ich über den Punkt denke. Es iſt unendlich ſchwer, daß Sie mit Ihrem Mann glücklich leben ſollen. Schwer, aber nicht unmöglich. Sobald es Ihnen im Ernſt darum zu thun iſt, glücklich zu leben, ſo werden Sie ſicherlich Mittel entdecken gegen alle Hinderniſſe, die Ihr Mann Ihren Bemühungen in den Weg legen könnte. Noch mehr, ginge es nach Ordnung in der Welt, ſo hätten Sie den vortrefflichſten, den erſten aller Männer verdient; aber im Reiche der Finſterniß kann ein wohlthätiger Engel des Himmels ja doch ſein Licht verbreiten, wenn er es auch nicht darin findet. Verſtänden Sie mich nicht? O! es muß ein hoher Triumph einer Frau ſein, Ihren Mann ſelbſt umzuſchaffen. Sie ſind ſeiner werth.

Ich glaube Ihnen auf Ihre wiederholten Verſicherungen, daß Ihr Umgang mit Le Noble nicht mehr derſelbige iſt, der er zur Zeit war, als ich Sie verließ. Aber, ſehen Sie, das iſt die Schwachheit von Seelen unſerer Art, wir gehen immer auf einer Seite zu weit. Ich ſehe aus Le Noble's ganzem Briefe, daß er unzufrieden mit Ihnen iſt, unzufrieden mit der Art, wie Sie mit ihm umgehen — (nebenbei ganz vorzüglich unzufrieden mit mir, den er für den Urheber dieſes ganzen Betragens anſieht.) Nun behaupte ich aber, und es wäre mir leid um Sie, wenn ich mich hierin jemals irrte, ich behaupte, daß Sie nie glücklich ſein können, wenn es Le Noble nicht iſt. Beweiſen darf ich Ihnen das nicht, aber Ihr Herz verſteht mich, und muß mich verſtehen, und mir Recht geben, weil ich ſonſt ſogleich überzeugt wäre, daß ich Sie nie gekannt hätte.

Sie müſſen ſchlechterdings dafür ſorgen, daß Le Noble glücklich, wenigſtens ſo glücklich werde, als er jetzt noch werden kann. Sie müſſen, ohne Rückhalt mit freiem, ganzem, offnem, Herzen, und mit aller Zuverſicht der Tugend und Unſchuld, ſeine Freundin ſein;

Sie müſſen ſich Mühe, recht ſorgfältige Mühe geben, ein Herz zu beruhigen, worin Sie doch die erſte Unruhe aufgeregt haben, und das doch wahrhaftig verdient, ruhig und glücklich zu ſein. Da muß denn aber auch jede Spur von anſcheinender Kälte, jede unzufriedne, mürriſche Laune, jedes fremde, gleichgültige Betragen eben ſo wegfallen, als jede hinſchmelzende, verderbliche Zärtlichkeit. Bisher haben Sie alles damit verdorben, daß Sie einen Tag Ihren Freund noch gar zu ſehr fühlen ließen, wie wenig Sie es vergeſſen können, daß er Ihnen einſt mehr war; den andern Tag gereute Sie das wieder (vielleicht mit Recht) und Sie verfielen in Mißmuth, Stillſchweigen und Kälte, und brachten den zur Verzweiflung, den Sie den Tag zuvor nicht hätten ſo hoch erheben ſollen. Auf dieſem Wege giebt es keine Ruhe für Sie Beide. Folgen Sie meinem Rath: Geben Sie ihm Ihre Freundſchaft, wie er es verdient, machen Sie ihn zum Vertrauten Ihres Herzens, nur niemals der geringſten Schwäche gegen ihn, wo nicht alles verdorben ſein ſoll, leben Sie mit ihm in immer gleicher, unſchuldiger, fröhlicher, glücklicher Einigkeit; ſprechen Sie über alles, ſelbſt über Ihre vergangenen Schickſale, nur ohne geheimnißvolle Verſchwiegenheit und ohne Vorwürfe. Denn dieſe beiden Abwege führen Sie gewiß vom Ziele, entweder in Kälte oder in Hitze, und Leides iſt nicht für Ihre Herzen. Wäre Le Noble im Stande, mit dieſer reinen, edeln, unſchätzbaren Freundſchaft nicht zufrieden zu ſein, ſo wäre er nicht werth, Sie je geliebt zu haben, ſo müßte er nicht wiſſen und fühlen, daß der Rauſch der Liebe verfliegt, immer einmal verfliegen muß, und daß Freundſchaft ewig währt. Aber ich verſichre Sie: fangen Sie es nur recht mit ihm an, er ſoll bald das Leben wieder lieb gewinnen, denn — zittern Sie nicht für unſern Freund? — jetzt iſt es ihm gleichgültig.

Ich weiß, daß Sie einſt Rouſſeau's neue Heloiſe mit großem Vergnügen geleſen haben. Ich weiß wohl nicht, wie die deutſche Ueberſetzung dieſes unvergleichlichen Buchs, worin mehr Tugend wohnt, als in ganzen moraliſchen Bibliotheken, gerathen iſt; denn ich habe mich nie entſchließen können, ſie zu leſen; ſo viel weiß ich

aber wohl, daß Sie unendlich viel verlieren, wenn Sie es nicht im Franzöſiſchen leſen können. Indeſſen auch der Schattenriß eines ſolchen Originals iſt immer noch entzückend und lehrreich genug. Lernen Sie doch, liebenswürdige Julie, wenn es je in der wirklichen Welt eine gab, lernen Sie doch von jener bewunderten Julie von Wolmar die Art, wie ſie mit ihrem St. Preux umging, als er von ſeiner Reiſe um die Welt zurückkam. Ihre Schickſale haben viel Aehnlichkeit, und, vorausgeſetzt nur, daß die deutſche Ueberſetzung erträglich iſt, ſo würde ich Ihnen in Ihrer jetzigen Lage vorſchlagen, gar nichts andres zu leſen, als den dritten, vierten und die folgenden Theile der Heloiſe. Bemerken Sie aber wohl, nicht die beiden erſten. Ums Himmels willen nicht, und wenn Sie ſie gar im Franzöſiſchen beſitzen, ſo beſchwöre ich Sie um Ihrer Ruhe und Glückſeligkeit willen, rühren Sie ſie nicht an, werfen Sie ſie weg — und laſſen Sie die letzten Theile in Gold einbinden.

Zu dieſer freundſchaftlichen Offenherzigkeit mit Le Noble, als dem einzigen Wege, zu Ihrer vollkommnen Ruhe, gehört dann, meines Erachtens, auch, daß Sie ihm aus meinen Briefen gar keine Geheimniſſe machen. Ich weiß wohl, daß Sie ihm nicht immer jedes Wort, das ich ſchreibe, werden zeigen können; aber daß Sie es, wie ich höre, dahin gebracht haben, daß Le Noble meine Briefe an Sie gar nicht mehr leſen will, das gehört mit zu der falſchen und einſeitigen Verfahrungsart, die ich an Ihnen table. Ich nenne ſie nämlich falſch, weil ſie Sie nicht zum Glück führt. Meinethalben könnten Sie ihm ſelbſt dieſen Brief zeigen; denn wäre er nicht mit mir zufrieden, verlangte er mehr, als Ihr Freund, als Ihr Freund in unſrer Bedeutung (worin es ſich beſonders ſehr von dem Wort Bekannter NB. unterſcheidet) zu ſein, kurz, wäre er mit dem, was ich Ihnen in dieſem Briefe anrathe, nicht ganz einig, dann hätte ich, bei Gott, mit ihm nichts mehr zu theilen, und finge, wenn es mir möglich wäre, auch an, ſein Bekannter zu werden.

Das iſt alſo Ihr Weg: große, ſanfte Beruhigung aller Leidenſchaften, ſtille, friedliche Ertragung der Uebel, die Ihnen beſchieden

ſind, Erholung davon in der edeln Bemühung, Ihren Mann glücklicher (das heißt allemal beſſer) und Ihre Kinder zu guten Menſchen zu machen, in dem freien, ungezwungenen Umgange mit Ihrem liebenswürdigen St. Preux, und mit Ihrer rechtſchaffnen, lieben, guten Familie. Führt das Schickſal Sie nach Berlin, ſo finden Sie auch hier Menſchen, die es werth ſind, daß man das Leben liebt, und wenn Sie dann mit Le Noble auf dem Fuß ſind, wie ich es wünſche, ſo wird Sie Ihre Trennung von ihm betrüben, aber nicht zerreißen.

Rauſchende Vergnügungen der Welt rathe ich Ihnen, ſparſam, ſehr ſparſam zu genießen. Sie ſind verderblich für Sie. Wiſſen Sie warum? Weil ich fühle, daß ſie es für mich ſind. Und ich fürchte, daß unſre Seelen ſich auch hierin ſehr ähnlich ſind. Worin dieſer ſchädliche Einfluß des Uebermaßes dieſer Vergnügungen auf empfindliche und höhern Gefühlen offne Herzen liegt, könnte ich Ihnen jetzt noch weitläuftig auseinander ſetzen, wenn ich nicht fühlte, daß es endlich einmal Zeit wird, Rechenſchaft zu geben, wie ich mich denn unterſtehen kann, und wodurch ich befugt und berechtigt bin, Ihnen eine mehr als zwei Bogen lange moraliſche Predigt zu halten. Und dieſe Rechenſchaft will ich nun noch ablegen.

Sie haben mir in Ihrem letzten Briefe eine Probe von Freundſchaft gegeben, die ich im Innerſten des Herzens gefühlt habe, die mir, wenn ich ſie von jedem Andern erhalten hätte, viel Freude gemacht haben würde, da Sie mich, weil ſie von Ihnen kam, in das reinſte und zärtlichſte Entzücken verſetzt hat. Was kann ich anders meinen, als Ihren äußerſt freundſchaftlichen und gütigen Vorſchlag, mir ein Journal Ihrer vorzüglichſten Gedanken und Empfindungen bei großen Vorfällen mitzutheilen? Ich will es hier nicht wiederholen, was ich Ihnen ſo oft über den unbeſchreiblich hohen Werth geſagt habe, den ich auf Ihre Freundſchaft ſetze, auch wäre es unnöthig, daß ich das wiederholte. Sie würden mich nicht auf eine ſo ausgezeichnete Art ehren, wenn Sie nicht überzeugt wären, daß mein Herz im Stande iſt, ſtolz auf einen genauern Umgang mit Ihnen zu ſein.

Eben dieſer Vorſchlag aber, der mich ſo herzlich erfreut hat, und der mir noch manchen frohen Augenblick verſpricht, eben der führte mir die Hand, als ich es wagte, Ihnen Ihren Lebensplan vorzuzeichnen. Großes Vertrauen erregt große Aufrichtigkeit; und weit ſchwächre Bewegungsgründe, als der, den Sie mir darboten, wären ſchon überwiegend geweſen, ſobald mich der Gedanke begeiſterte: zu Ihrer Glückſeligkeit etwas beizutragen. Ich denke, wenn meine Predigt noch zwei Bogen länger geweſen wäre, ſo wäre ſie hiedurch entſchuldigt.

Nun halten Sie aber auch Wort, ſchreiben Sie mir jeden wichtigern Vorfall in Ihrer Lebensbahn, zumal wenn er Ihnen Stoff zu Betrachtungen gab. Um aller Freundſchaft willen aber bitte ich Sie, ſchreiben Sie nicht an mich, als an den Moraliſten. Verzeihen Sie mir die kleine mißtrauiſche Bedenklichkeit. Ich fürchte, Sie würden dann nicht ganz ſo ſchreiben, wie ich es wünſchte. Nein! ſchreiben Sie an mich, als an den gutherzigen, redlichen — oft herzlich ſchwachen Freund. O! meine Freundin! Glauben Sie nicht, daß ich allen den weiſen Maximen, die ich Ihnen vorpredige, und, das weiß Gott, mit innerm Gefühl ihrer Wahrheit, vorpredige, immer ſo getreu bin, als ich es Ihnen wünſche. Tugendhaft, weiſe, ſtrenge ſogar, in der Stunde der Betrachtung; ſchwach, thöricht, leichtſinnig in dem Rauſch des Lebens, überſpringe ich oft genug die Linie, die ich doch ſo gut kenne, die furchtbare, feine Linie, die das Gute vom Böſen trennt. Dreiſt und ohne Rückhalt können Sie jede kleine Abirrung von dieſer köſtlichen Linie, jede kleine Schwachheit Ihres Lebens, in mein freundſchaftliches Herz ausgießen, und wenn es mir an Kraft gebricht, Ihnen zu helfen, ſo wird es mir nie an Thränen fehlen, Sie zu beweinen.

Einen neuen und nicht kurzen Weg könnte ich hier mit Ihnen durchlaufen, wenn es mir vergönnt wäre, dieſen Brief noch zu verlängern. Ich könnte Ihnen meine Schwachheiten, meine Verirrungen, meine trüben Stunden ausmalen. Aber wozu auch? Sie haben Mühe und Laſt genug auf Ihrem Rücken, ich, ich will

mit Ihnen theilen; warum ſollte ich Ihnen noch mehr finſtre Seiten zeigen an der hellen und herrlichen Welt Gottes?

Fragen Sie mich nicht über dieſe Stelle, ich kann Ihnen nie eine ſchriftliche Auskunft darüber geben, und Sie ſehen wohl, daß das ſo viel heißt als: ich kann ſie Niemand in der Welt geben. Aber mündlich will ich ſie Ihnen aufklären. Nur ſo viel muß ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung, und meiner Rechtfertigung ſagen, ich bin nie zum Verräther an der Tugend geworden. Ich liebe Cöleſtinen, wie ich ſie am Tage meiner Abreiſe liebte, — und ich bin noch immer werth, Ihr Freund zu ſein.

Seelen von gewiſſer Art fallen ſelten oder nie über eine gewiſſe Gränze hinaus. Die größten Vergehungen, deren wir, liebe Freundin, nur fähig ſind, ſind immer blos die, daß wir uns auf kurze oder lange Zeit um den rechten Lebensgenuß, und um das volle Gefühl menſchlicher Glückſeligkeit bringen. Für die Ruhe des Gewiſſens iſt das vielleicht ſehr wenig, für die Ruhe des Lebens iſt es ſchon allzuviel.

Ich danke Ihnen noch ganz beſonders für das kleine Geſchenk, das Sie mir durch Le Noble geſchickt haben. Mancher große Brief, und manches prächtige Präſent, wäre meinem Herzen unendlich gleichgültiger geweſen, als dieſe wenigen Fäden Baumwolle, die Ihre Hand berührt, und Ihr freundſchaftliches Andenken an mich geheiligt hatte. Weil ich Ihnen doch nun aber ein Gegengeſchenk machen muß, und beſonders weil ſich Le Noble in ſeinem Briefe über Ihre Baumwolle ſehr luſtig gemacht hat, ſo ſchicke ich Ihnen hier ein Büſchelchen von der Feder, mit der ich den größten Theil dieſes Briefs geſchrieben. Zeigen Sie es ihm, ſonſt aber um aller Welt willen niemand, denn Sie wiſſen, daß ſehr viele Leute in ſolchen Kleinigkeiten nichts weiter ſehen, als was ſie ſind. Und die ſehen denn freilich — herzlich wenig.

Tauſend tiefe, unſäglich große, herzlich gefühlte Wünſche zu Ihrem Geburtstage, der in dieſe Woche fällt. O möchten Sie mit dieſem Tage ein glückliches Lebensjahr, und mit dieſem glücklichen Jahre eine Reihe glücklicher Jahre anfangen, die nicht eher abbräche,

als an dem ſpäten, weit entfernten Ende Ihrer Tage! Sagen Sie Le Noble, ich würde ihm auf ſeinen reichhaltigen und mir ſehr werthen Brief nächſtens antworten. Sie aber — erfüllen bald Ihr Verſprechen. Die frühe Rückkehr des goldnen Sommers verſpricht mir viel Gutes. Freuen Sie ſich mit mir; ich weiß, daß Sie es ungebeten thun. Denken Sie, daß Sie jedesmal, wenn Sie ſich hinſetzen an mich zu ſchreiben, einem Menſchen, den Sie ſonſt gern froh machten, eine ſehr glückliche Stunde bereiten, und daß ich, wenn es mir nur in dieſem unruhigen Berlin erlaubt wäre, gern mein tägliches Geſchäft daraus machte, an Sie zu ſchreiben, theuerſte, unſchätzbarſte Freundin meiner beſten Tage!

Genße.

Berlin, den 8. April 1786.

Ihr Mann ſchimpft auf mich, ich höre es bis in meine Stube, und will dem Uebel abhelfen.

9.

Am 10. November 1786.

Schon ſeit geraumer Zeit habe ich Sie, theure, liebe, unſchätzbare Frau, in der vollkommenſten und lauteſten Uebereinſtimmung meines Herzens und meines Verſtandes, ſelbſt in der Epoche, wo mir meine Glückſeligkeit durch die Liebe ſo glänzend, und — ach! — ſo befeſtigt ſchien, in einem ſehr richtigen Sinn des Ausdrucks, meine einzige Freundin genannt. Schon zwei Jahre lang haben Sie mich durch eine unüberſehbare Reihe wahrer Freundſchaftsdienſte aller Art, durch eine beſtändige Theilnehmung an meinem Schickſal, und vorzüglich durch eine höchſt ſeltne und auffallende, mir eben ſo ſüße und troſtreiche, als heilſame und ehrenvolle Harmonie Ihrer Empfindungen mit den meinigen, und Ihrer Denkart mit der meinigen ſo unauflöslich an Sie gekettet, daß das, was ich

gegen Sie fühle, unmöglich eher und anders als mit meinem Tode in mir ausſterben kann. —

Jetzt aber, jetzt mehr als jemals, — jetzt, da die glänzendſte meiner Hoffnungen vorübergerauſcht iſt wie eine Welle vor dem Nordwinde, da ich mich getäuſcht, gekränkt, verwundet in den empfindlichſten Stellen meiner Seele fühle, da mit dem Vertrauen auf das Mädchen, der ich ſo viel, ſo viel vertraute, zugleich ſo manche meiner angenehmſten Verbindungen, und meiner reizendſten Freundſchaftsbündniſſe zu Grunde gehen, und mein Glaube an Treue und Moralität und Menſchengüte einen Stoß leidet, wodurch er faſt gänzlich ſcheitern möchte, jetzt ſind Sie in einem noch eigentlichern Sinn des Wortes meine einzige Freundin, nicht blos weil Sie es in einem ſo vorzüglichen Grade ſind, ſondern weil Sie es wirklich nur allein ſind. Sie wiſſen ſelbſt in was für einem Verhältniſſe ich gegen alle meine hieſige Bekannte, und ehmals ſogenannte Freunde ſtehe. Sie kennen ungefähr meine Berliniſche Verfaſſung. Ich glaubte an Meſchkern genug zu haben, ich hätte mich in ihm auch nie geirrt; aber er hat geheirathet, der Strom ſeiner Freundſchaft, ſeiner Theilnehmung, ſeines Umgangs iſt alſo zertheilt, ich kann ihn nur halb genießen. Sein Verhältniß mit mir iſt nur das zweite im Range, er liebt und beglückt ſeine Frau.

Außer ihm habe ich vor keinem Sterblichen alle die geheimen Falten meiner Seele ſo ausgewickelt, als vor Ihnen. Sie kennen mich ganz, Sie wiſſen um alle meine Schwachheiten, Sie belohnen mit Ihrem Beifall das Gute in mir, was die Welt nicht einmal kennt. Wenn ich mit mir ſelbſt zufrieden bin, ſo kann ich darauf rechnen, daß auch Sie meine Handlungen billigen, und wenn ich fehle, wünſche ich mir keinen andern Richter, und wenig, vielleicht keinen ſo guten Wegweiſer, als Sie, weil Sie faſt an eben den Krankheiten oft darnieder liegen, die mich drücken, weil der ſchwache Punkt in Ihnen und in mir auf der ſelbigen Stelle liegt. Den Platz, den Sie alſo in meinen Augen und für mich in dieſem Leben behaupten, kann außer Ihnen, kann nach Ihnen — wenn mich

das harte Schickſal träfe, nach Ihnen noch zu leben, — Niemand mehr erſetzen.

Auf der andern Seite ſehe ich denn doch auch offenbar, und mit wahrer inniger Freude, daß Ihnen meine Freundſchaft werth und wichtig iſt. Alle Schmeicheleien eitler Männer, alle feurige Liebeslobſprüche entflammter Anbeter, und der laute Beifall der thörichten Menge kann für eine ſolche Frau, wie Sie in Ihren ruhigen Stunden ſind, unmöglich befriedigend ſein. Es iſt für Menſchen von einer gewiſſen höhern Denkungsart ein nothwendiges Bedürfniß, wenigſtens von Einigen, wäre es auch nur von Einem, ganz und vollkommen gekannt zu ſein. Eine einzige Stunde, mit einem ſolchen Menſchen verlebt, eine einzige Unterredung, worin unſre ganze Seele ſpricht, worin ſich alle, ſelbſt die geheimſten Behältniſſe des Herzens aufſchließen, und unſer wahrer unverſtellter, weder übertriebener noch verkürzter Werth dem Andern ganz und klar vor Augen liegt, kann den, der es weiß, was Glückſeligkeit iſt, für eine ganze Kette langweiliger Tage, und ſchaaler, unſchmackhafter Vergnügungen entſchädigen. Sie haben einen Sinn für dieſe Art von Lebensgenuß, und ich bin überzeugt, daß ich unter die Menſchen gehöre, an deren Beifall Ihnen mehr liegt als am Affenlobe des Haufens. Sie haben Vertrauen auf mich geſetzt, und Sie fühlen, wie ich es fühle, daß ich dieſes Vertrauens nie ganz unwerth werden kann.

Unſre Freundſchaft muß alſo ewig und unwandelbar ſein. Würde ſie mir entriſſen oder erkaltete ſie, ſo ſänke in dem ruinenvollen Gebäude meiner Liebe znm menſchlichen Geſchlecht die letzte Stütze, und ich würde recht lebhaft und herzlich wünſchen — daß für mich die Sonne niemals aufgegangen ſein möchte.

Sehen Sie das, was ich bisher geſagt habe, nicht etwa als die Vorrede des noch Folgenden an; nein! es iſt bei weitem das Wichtigſte. Blos als einen Beweis, was dieſe reine, hohe Freundſchaft im Stande iſt zu thun, will ich Ihnen jetzt mit einer Offenherzigkeit, zu der mich ſonſt in der Welt Nichts bewegen könnte, meine Vorſätze über einen wichtigen Theil meines künftigen

Lebens eröffnen. Ich übergebe sie Ihnen aber nicht zur Prüfung, ich habe sie mehr als hinlänglich selbst geprüft, und Ihr Mund und Ihre Feder mögen dagegen sagen, was Sie wollen, ich weiß doch, daß Sie mir im Herzen Recht geben müssen.

Ich habe eine traurige Erfahrung gemacht, fast hätte sie mich um meine ganze Lebensglückseligkeit gebracht — (Hier reißt der Brief plötzlich mitten auf der Seite ab, und Weiteres ist nicht vorhanden.)

Seine Reise im Spätherbst nach Königsberg mißlingt gänzlich. Er wohnt drei Wochen im Graun'schen Hause. Das Verhältniß mit Cölestinen löst sich völlig auf. Sie trat zurück. Außer dem unvollendeten Brief, den wir hier mitgetheilt haben, schrieb er am selbigen Tag, eine Stunde vor seiner Abreise, noch ein ganz in Schmerz zerfließendes Billet an die Freundin. „Erhalten Sie mich mir selbst — ruft er darin aus; in Ihren Händen liegt in Zukunft ein großer Theil meines Schicksals. Lassen Sie mich fallen, entziehen Sie mir den kleinsten Grad Ihrer Freundschaft — ich wiederhole es hier noch einmal — so bin ich ohne Rettung verloren."—

Im Uebrigen enthielten gerade diese Zeilen, die er doch in so schmerzvollem, aufgeregtem Momente schrieb, nur hohle Worte, der beste Beweis, daß selbst der innerste Sturm der Seele die Anlage zur Beredsamkeit, wenn sie nicht auf dem reichen Grunde der Bildung ruht, leer ausgehen läßt. — Den 24. November, am Tage nach seiner Rückkunft nach Berlin, ergießt er sich in melancholischer Stimmung gegen die getreue Freundin. Mit aller alten Herzenswärme fühlt er sich jetzt allein in einer Welt, die ihm mißfällt, ohne Stoff, ohne Gegenstand, an den er sich halten und den er glücklich machen könnte. Elisabeths Freundschaft ist sein einziger Trost und mit Don Carlos redet er sie an: „Bei Allem, was dir heilig ist,

— — — von dieser Stelle, —
Verjage mich von dieser Stelle nicht."

Auf einer langweiligen Winterreiſe, unter gleichgültigen Menſchen, hat er auf dem Poſtwagen nur an ſie gedacht oder im Emil geleſen. In ſeiner Eltern Hauſe ward er freundlichſt empfangen. Am Tage ſeiner Ankunft feiert die Familie ſeines Vaters 60jährigen Geburtstag. Gentz kann nicht mit Verehrung genug von ihm ſprechen, er rühmt von ihm, daß er noch im Beſitz aller ſeiner Kräfte und einer recht ſtarken Geſundheit ſei, und ohne eine Urſache zu haben, ſich den Tod zu wünſchen, mit einer Gelaſſenheit, und unaffektirten, großen, ruhigen Freimüthigkeit von der Annäherung ſeines Todes ſpreche, daß ihn der Gedanke überfallen, ſo leben, ſo ſterben zu können, als er.

Seine Eltern haben ſein ganzes Betragen in Königsberg gebilligt. Zu ſeinem Erſtaunen ſei die Auflöſung dieſer unglücklichen Geſchichte in Berlin ſchon ſehr bekannt; er könne nur zu den Vertrauteſten darüber ſprechen, er habe nichts Gutes darüber zu ſagen und wolle doch die ehemalige Geliebte durchaus ſchonen. Es ſei wirklich unter ihm, ſich auf eine ſo gewöhnliche Art zu rächen. Er will ihr demnächſt alle ihre Briefe zurückſchicken und auf ihr Bild ſchreiben, daß er ihr die Untreue vergebe, ihr jedes Lebensglück erflehe. Doch verſichert er noch, nicht ein Reſt von Liebe ſei es, die ihn dazu bewege, er will ihr vielmehr die Trennung von ihm bitter, vielleicht heilſam bitter machen. Wirke der Abſchied nichts mehr auf ſie, ſo ſei ſie moraliſch todt.

Schon plagen ihn die Leute wieder, wie er ſchreibt, von allen Seiten mit „verwünſchten“ Heirathsvorſchlägen. „Das weiß der Teufel, was die Leute an mir heirathsfähiges finden müſſen.“ Da er davon erzählt, ſcheinen dieſe Bemühungen doch einiges Intereſſe für ihn zu behalten. Dagegen beruft er ſich auf ſeine Vorſätze und ſeinen Plan. Wenn ihn die Leute genau kennten, würde ihnen die Luſt vielleicht vergehen, ihn auf dieſem Wege mit Gewalt glücklich machen zu wollen.

Den Don Carlos, den er in Königsberg gelaſſen hat, ſoll ſie behalten und ſich, wenn ſie ihn lieſ't, manchmal ſeiner erinnern.

10.

Berlin, den 20. Januar 1787.

Aus dieſer großen, furchtbaren Einöde der Welt hebe ich mein Haupt und meine Stimme einmal zu Ihnen auf, theure, erſte, einzige, unvergeßliche Freundin, und ſehe — mit Thränen, die mich faſt vom Schreiben hindern, auf den unermeßlichen Zwiſchenraum, der uns trennt.

Uns? — Nein! Uns trennt nichts. Unſre Seelen hängen zuſammen, und keine Ewigkeit zerreißt dies himmliſche Band. Aber die Maſſe von Staub, mit der ſie verbunden wurden, und die Umſtände, in die ſie geworfen — oft geſchleudert ſind, o meine Graun! die ſind mächtiger, ſcheinen mächtiger zu ſein, als wir. Als wir? Sollte das ſein?

Glauben Sie nicht — bei dem Schimmer von Glückſeligkeit, worauf Sie vielleicht noch hoffen, glauben Sie nicht in einer unglückſeligen Stunde der Verblendung, daß ich Sie vergeſſe, und daß ich glücklich bin. Ich bin es nicht, ich werde es nicht ſein. Ohne Sie glücklich ſein — ich würde roth werden vor Schaam, wenn der alberne Gedanke mich ergriffe. Ich konnte und ſollte nur mit Ihnen glücklich werden.

Aber in dieſem unaufhörlichen, kraftloſen Streben nach einem Schattenbild von Glückſeligkeit, das mich täuſcht, verirrt ſich mein elender, zerrütteter Geiſt in tauſend Labyrinthe elender, geſchmackloſer Beſchäftigungen, und falſcher, jämmerlicher Freuden. Meine ſchönen Gefühle werden ſtumpf, meine koſtbaren Ideale verfliegen, meine herrlichen Thränen vertrocknen; ich ſoll, ich ſoll ein Alltagsmenſch werden; aber der Uebergang zu dieſer elenden Verwandlung iſt mit Wehen verknüpft, die bei der Auflöſung meines Weſens oft nicht ſchmerzhafter ſein könnten, und ich bin in Gefahr, das einzige Gut zu verlieren, das mir noch aus der ſchönen Welt, die ich verlaſſen ſoll, mitzunehmen erlaubt ward, — den Verſtand, den die wohlthätige Natur mir gab.

Wundern Sie sich noch, daß ich Ihnen so lange nicht schrieb? Was sollte ich Ihnen schreiben? Sind Sie glücklich? Fort! Sie schicken sich nicht für mich! Sind Sie unglücklich? Bei mir wächst kein Trost für Ihre Wunden; ich habe mit Akten und Berlin'schen Narrheiten zu thun. Wo könnte ich Zeit für meine Freunde haben?

Angebetete, göttliche Frau! Sie allein, Sie, Sie hätten der Schutzengel meines Lebens sein müssen. War es mir vergönnt mit Ihnen — abscheulicher Gedanke, jetzt! — nein! nur bei Ihnen, nur unter Ihren Augen meine Tage hinfließen zu sehen, ich weiß es, dann wäre ich glücklich gewesen. Meine köstlichsten Gefühle nähren und stärken, meine moralischen Ideen realisiren, meine herzliche Liebe zur Tugend beleben und halten, das konnten nur Sie! — Ich werde nie glücklich sein.

Es vergeht kein Tag, keine Stunde keines Tages, wo ich nicht an Sie, vortrefflichste Freundin, mit Wärme und Lebhaftigkeit dächte. Aber was hilft's? Ich sehe, ich höre Sie nicht, ich weiß nicht einmal, wie Ihr Schicksal mit Ihnen umgeht. Wenn Sie todt wären, wäre ich nicht unglücklicher.

Nicht unglücklicher? Das fehlte noch, um meine Verirrung, meine Raserei vollständig zu machen. Nicht unglücklicher, wenn der letzte Strahl von Hoffnung, der letzte, chimärische Funke von Licht in der Ferne, ausgegangen wäre, wie die letzte Lampe im dunkeln Kerker? Nicht unglücklicher, wenn ich auch nicht den trocknen, matten, traurigen Trost mehr hätte, zu denken, daß ich mit Ihnen in Einer Welt lebe? Erhabne Vorsicht! rechne mir unter meinen andern Thorheiten auch diese gnädig nicht zu, daß ich glaubte, ich könnte nicht unglücklicher werden!

Was schließen Sie aus dem, was Sie bisher lasen? Was Sie wollen, alles, was Sie wollen, nur nicht, daß ich Ihrer nicht werth wäre. Nein! wer Sie so verehrt, wie ich, verdiente einen der ersten Plätze in Ihrem Herzen. Ich habe ihn, ich weiß es, ich habe ihn, und ich will ihn nicht verlieren, so lange ich mich selbst noch nicht ganz verloren habe.

Auch den Schluß ſollen Sie nicht aus meinen bittern Klagen ziehen, daß ich unter dem Druck äußerlicher Umſtände oder Unglücksfälle litte, noch weniger, daß meine tiefe, entſetzliche Unzufriedenheit die Strafe des Gewiſſens für begangene Sünden wäre. Nein! Meine Lage iſt glücklich — wie etwa Goſſow, der Münzmeiſter ꝛc. das Wort nehmen — meine Ausſichten ſind ſo glänzend, daß ich vielleicht in einem halben Jahre Kriegsrath ſein werde — und mein Gewiſſen iſt rein, weil ich, wenn gleich nicht nach ſtrenger Moralität, doch auch nie ſo handle, daß ich mich mit großen Vorwürfen beladen ſollte.

Aber mein unaufhörlicher Kummer, und mein unabläſſiger Vorwurf iſt das: daß ich den Geſchmack an wahren Vergnügungen, weil ich ihn nicht kultiviren kann, verliere, daß ich hier kein Herz, daß ich in der ganzen Welt kein Herz finden kann, was ſo mit mir harmonirt, als das Ihrige, daß ich oft die Freude ſuche, wo ich ſie nicht finde, bei jedem fehlgeſchlagenen Verſuch muthloſer werde, daß ich nicht Kraft genug habe, blos mir zu leben, nicht lebendige Ueberzeugung genug, daß ich die Glückſeligkeit, die nicht in mir liegt, nirgends antreffen werde, und daß ich mich daher oft in einen Wirbel falſcher Freuden, zweckloſer Beſchäftigungen, und grundleerer Hoffnungen verſtricken laſſe, woraus mich nichts ziehen könnte, als ein Geſpräch von einigen Stunden mit Ihnen.

Daß ich glücklich ſein kann, daß mein Sehnen nach Glückſeligkeit nicht etwa leere, hypochondriſche Grille eines nimmerſatten Herzens iſt, das mitten im gewünſchten Genuß nach Veränderung ſeufzte, das habe ich bewieſen, weil ich bei Ihnen glücklich geweſen bin, weil ich nichts zu begehren übrig hatte, als ich bei Ihrer Herzensergießung in dem ſtillen Hauſe Ihrer Mutter, bei dem freundlichen Frühſtück, durch Ihre Hand bereitet und geheiligt, bei ſo manchen herrlichen Stunden, durch Ihre bloße Gegenwart geheiligt, fühlte, daß ich dazu geboren wäre, weil ich jetzt mit herzlicher Wolluſt daran zurückdenke. Ich konnte alſo glücklich ſein. Ich werde nie glücklich werden.

Wären Sie immer bei mir geweſen — ehemals, ehe ich Sie kannte — ſo hätte ich mir die Demüthigung erſpart, ein Mädchen zu lieben, die nicht werth war, daß ich Ihr Freund war, weit unter mir in allen wahren Vorzügen, die mich elend gemacht hat, da ſie nicht einmal verdiente, mich glücklich zu machen. Wären Sie jetzt bei mir, ſo würde ich nicht ſo oft meines Rangs in der Schöpfung vergeſſen, und aus Verzweiflung meine Freundſchaft — und Gott gebe, nur nicht meine Liebe — verſchleudere, weil ich ſie nicht nach Würden verſchenken kann.

Ich habe ſeit dem Augenblick unſrer letzten Trennung nur einen einzigen Brief von Ihnen geſehen. Er war fünf Wochen alt. Laval brachte ihn. Verantworten Sie ſich darüber, warum Sie mich ſo lange ſchmachten ließen. Gute Frau! wie kann ich das verlangen, da ich es ſelbſt nicht im Stande bin. Aber aus Großmuth, aus Freundſchaft, ſchreiben Sie bald an mich!

Ich höre von Ihrer Schwiegermutter, daß Sie bald aufs Neue Mutter ſein werden. Wenn das vielleicht die Urſache iſt, warum Sie ſo lange nicht an mich ſchrieben; ſo iſt ihre Entſchuldigung ehrwürdig, aber vollkommen gültig iſt ſie doch nicht.

Sehen Sie, theure, liebe Frau, dieſen Ausbruch ſtarker und drückender Empfindungen nicht etwa für den Brief an, den ich Ihnen ſchuldig bin. Nein! er iſt blos die Einleitung dazu. Ich werde ihn nächſtens anfangen und dann auch in einem Strich vollenden. Ich habe das gegenwärtige Blatt durch George beſtellen laſſen, weil ich hoffe, daß er ſeinen Auftrag prompt und gut erfüllen wird. Das kann er ja wohl recht gern thun, um ſich ein klein Verdienſt bei einer Perſon zu erwerben, die er anbetet.

Leben Sie wohl, einzige Freundin! Ihr Freund iſt ſehr krank, und wer weiß, wenn Sie und der Himmel ihn nicht retten, ob er je wieder geneſen wird. Aber geſund, krank oder todt, für Sie wird er immer leben, und wenn alle Bilder der Welt ſchon vor ſeinen Augen verſchwinden, ſo wird ihn das Ihrige nicht verlaſſen, das ſeine Freude und ſein Troſt in der Welt war. Ihr ewig ergebenſter

Goethe.

Auch den 8. Februar ſtimmt er ein Klaglied an: „Getrennt von Ihnen, mir ſelbſt, meinen Schwachheiten, meinen Leidenſchaften, den glühenden Phantomen meines unruhigen Kopfs, den Thorheiten meiner Geſellſchafter, dem Drang, dem Geräuſch der Welt überlaſſen, ſchweift meine unglückliche Seele in tauſend Labyrinthen falſcher Freuden, betrügeriſcher Hoffnungen, elender Zeitvertreibe, chimäriſcher Plane umher, und ſehnt ſich, von Ihnen und von der Zufriedenheit gleich weit entfernt, nach der Glückſeligkeit und — nach Ihnen.“

Das Gerücht, worüber er noch in dieſem Jahre einmal in enthuſiaſtiſche Freude ausbricht, daß ſeine Freundin mit ihrem Gemahl, der verſetzt wurde, nach Berlin kommen würde, beſtätigte ſich leider nicht; denn ſie blieb in Königsberg. Der Briefwechſel fängt ſchon an ins Stocken zu gerathen. Auch über Eliſabeth war ja inzwiſchen ein ſchönerer Himmel aufgegangen, während Gentz in einem zerſtreuteren Leben das Intereſſe an der Fernen mehr und mehr verlor. Noch zuweilen weckt ein Brief den andern wie aus langem Schlummer auf. Der letzte datirte Brief war vom 8. März 1788. Das Bruchſtück, das hier folgt, ſcheint ſchon aus ſpäterer Zeit. Unter allerlei Gährungen und Stürmen naht er ſich denn ſeiner höhern, manneskräftigern Lebensepoche, die wir dann in dem merkwürdigen letzten Briefe plötzlich erſtiegen ſehen. Mit ihm beginnt ein neuer Abſchnitt des Gentziſchen Lebens, in ſeiner öffentlichen Bedeutung der erſte. Daß dieſe Zeilen wirklich an Eliſabeth gerichtet waren, geht aus dem Entwurf einer Antwort hervor, die ſich, wie wir vernommen, in ihren Papieren vorgefunden haben ſoll.

11.

Ich lebe noch, theure, einzige Freundin, ich athme noch, und Gottlob! in derſelbigen Welt, in der Sie leben, obgleich ein fürchterliches Geſchick, uns ſeit einer undenklichen Zeit ſo getrennt hat, als wenn einer von uns ins Reich der Schatten gewandelt wäre. Gott im Himmel! hätte ich eine ſolche Trennung für möglich gehalten?

Ich weiß nicht, ob Sie noch je an mich denken, ob ich nicht zur Strafe meiner mannigfaltigen Verirrungen den Platz, den ich sonst in Ihrem Herzen einnahm, verloren habe. Nein! diese Strafe wäre zu schrecklich! Ich müßte untergehen. Theure Freundin, schon seit einer Weile erwacht aus einem abgeschmackten, bösen Traum habe ich mich wieder gefunden mit allen meinen ehmaligen Zügen, mit meinem warmen Herzen, mit meiner unaussprechlichen Freundschaft, mit meiner hohen, verehrungsvollen Liebe zu Ihnen, mit meinen melancholischen Seufzern, und mit meinen alten Thränen.

Da ich gar nicht mehr weiß, was Sie denken, fühlen, begehren, fürchten, in was für einer Situation oder Seelenstimmung Sie sind, so kann ich diesen Brief durch nichts einigermaßen interessant machen, als dadurch, daß ich Ihnen sage, was ich bin, mit so wenig Worten als möglich, aber mit einer solchen Wahrhaftigkeit, als wenn ich vor dem Throne der Unschuld und der Wahrheit stünde. Mögen Sie doch sagen und meinen, was Sie wollen; ich will lieber verdammt von Ihnen, als gerühmt und selig gesprochen sein von der ganzen übrigen Welt.

O! meine Freundin! Wer war ich, als ich Sie das letztemal verließ? Zu welchem gefühlvollen, glücklichen, fast möchte in gotteslästerlicher Verehrung Ihrer Vollkommenheiten sagen, heiligen Menschen, zu welchem glückseligen Geschöpf hatte mich Ihre Gegenwart, Ihr Umgang, in einer der rauh'sten und dornigsten Epochen meines Lebens gebildet! Und was ist aus diesem Geschöpf geworden! Was bin ich, Gott! was bin ich eine Zeitlang gewesen! Wie unwürdig Ihrer, wie unwürdig meiner! In einer schändlichen Vergessenheit meiner schönsten Empfindungen, in einer unverzeihlichen Vernachlässigung meiner schönsten Talente, in einer gänzlichen Verwirrung aller meiner Sinne, im Todesschlafe aller thätigen Seelenkräfte, bin ich beinahe ein Jahr lang durch alle Thorheiten dieser abscheulichen Welt hindurchgetaumelt, habe mich in allen ihren abschmeckigten Freuden herumgewälzt, habe mit Aufopferung meiner ganzen Zufriedenheit den Genuß voll Unruhe, und die Foltern der Rückerinnerung auf hundert klippenvollen Wegen aufgesucht, mich

mit mir selbst bis zum gänzlichen Fremdwerden veruneinigt, und am Ende nach hundert vergeblichen Versuchen, nach tausendfachem ängstlichen Ringen, mir nur auf einen Tag Glückseligkeit zu verschaffen, auf einmal in einer entsetzlichen, aber göttlichen Stunde die alte Wahrheit, die ich längst gekannt hatte, wieder gefunden, daß alles Streben nach Glück umsonst ist, ohne Tugend, Zufriedenheit des Gewissens, und Friede und Beruhigung im Herzen.

Daß ich bereits seit geraumer Zeit auf der ganz entgegengesetzten Bahn gehe, sehen Sie theils aus der Aufrichtigkeit, mit der ich Ihnen meine vorigen Fehler bekenne, theils aus dem tiefen Abscheu gegen mein voriges Leben, der aus jedem meiner Worte eben so hervorleuchten muß, als er jeden Winkel meines Herzens durchdringt.

Durch welche sonderbare Vorfälle eine plötzliche, eine fast augenblickliche Sinnesänderung in mir bewirkt ward, das denke ich Ihnen dereinst mündlich zu erzählen. Nur das will ich Ihnen jetzt sagen, wodurch diese merkwürdige Sinnesänderung in mir so sehr befestigt worden ist.

Nachdem ich mich schon eine geraume Zeit von dem beständigen Geräusch der Welt zurückgezogen hatte, überfiel mich ein Fieber, welches ich mir durch eine Ueberladung des Magens bei einer Mahlzeit in unsrem eigenen Hause zugezogen hatte. Dieses Fieber zwang mich, 5 Wochen lang fast nicht aus meiner Stube zu gehen. So viel brauchte es nicht, um meinen abgerissenen Umgang mit mir selbst wieder anzufangen. Ich fand ein neues und brennendes Vergnügen in den Wissenschaften, meinen alten Gespielinnen; und jetzt, da diese Krankheit beinahe schon wieder seit 6 Wochen vorüber ist, bin ich noch eben so einheimisch, eben so einsam, eben so geizig mit meiner Zeit, als damals.

Nichts gleicht der, mir selbst unerklärbaren Erschlaffung meines ganzen Selbsts während jener unglücklichen Periode, als die Kraft und die Kühnheit, mit der ich in wenigen Tagen alle die Fesseln zerriß, die mich seit langer Zeit an die Welt gebunden —

[Der Schluß fehlt.]

12.

Aus dem Jahre 1792.

Sie sind das einzige Wesen in der ganzen Schöpfung, was alle Revolutionen in mir überlebt, alle Perioden meiner Existenz in ungeschwächtem Glanze durchwandert hat. In den Jahren, die seit unsrer Trennung verflossen, hat der Maßstab, mit dem ich die Menschen messe, gewaltige Alterationen erlitten, er ist zuletzt, ich läugne es nicht, durch die immer wachsende Entwicklung meines innern Menschen, zum Theil auch durch einige Modelle hoher, vollendeter Menschlichkeit, die ich auf meinem Wege fand, so groß geworden, daß ich jetzt das meiste von dem, was mich sonst befriedigte, verachte, und, so stolz und hart es auch klingen mag, fast alle Gegenstände meiner ehemaligen Bewunderung, selbst in den Menschen, die ich noch jetzt, nur aus andern Gesichtspunkten schätze, mit Füßen trete.

Uebrigens sag' ich Ihnen mit einem wahren Triumphsrausch, denn hier ist der Stolz das Vorgefühl der höchsten Seligkeit, daß ich Ihrer Freundschaft werth bin. Was sie auch seit meiner Abwesenheit für Gerüchte von mir gehört haben mögen, glauben Sie mir, mir, der ich Ihnen nicht lügen würde, und wäre ich ein Bösewicht, glauben Sie mir, mir, der ich mich und die Menschen kenne, der ich mich mit unbarmherziger Strenge richte, und Resultate über Menschenwerth zu ziehen weiß, ich bin in den Jahren, die ich von Ihnen bin, mit unaufgehaltenem Schritt zur Vollkommenheit gegangen; mein

innerer Wachsthum iſt, ſelbſt durch mißliche und gefahrvolle Lagen, in die ich mich ſtürzte, durch manche Handlungen, die ſelbſt in dem vernünftigern Sinn der Welt Fehler waren, und durch unſägliches ſtilles, nagendes Elend, was dieſe Fehltritte über mich häuften, ununterbrochen, und nur um deſto kräftiger geweſen. Das war es gerade, was mich bilden mußte. Im Glück wäre meine weiche Seele verzärtelt worden, ich hätte mich nie zur Höhe und Stärke eines einzigen meiner jetzigen Gedanken, meiner jetzigen Ideen über die Welt und die Dinge emporgeſchwungen, wenn ich nicht gelitten, nicht durch eigne Schuld, faſt ſagte ich aus eigner Wahl viel gelitten hätte. Ich durfte keiner einzigen ſchweren Stunde entgehen, ich mußte ſelbſt ſo fehlen, wie ich gefehlt habe, wenn das aus mir werden ſollte, was aus mir geworden iſt. Die Glückſeligkeit iſt ein ſüßer, aber ein unnützer Traum, und dabei ein fliehender Schatten, wenn die Bruſt nicht geſtählt, der Geſichtskreis der Beurtheilung nicht erweitert, die Kraft, die da fühlt und wieder zurück wirkt, nicht geſichert, der Einfluß der äußern Weſen nicht — ohne Verluſt für die Empfänglichkeit der Seele — in ſeine gerechte Schranken gewieſen iſt. Der Enthuſiasmus für Schönheit und Würde mag immer bleiben, aber er muß nur für das Höchſte glühen, und gemeine Menſchen müſſen wie gemeine Freuden Staub in der Schaale werden; die Empfindlichkeit für den Schmerz ſoll nicht ausgerottet ſein, aber die armſeligen Uebel des phyſiſchen Lebens, und ſo manches, worüber man in der Kindheit der Erfahrung ſeufzt und verzweifelt, muß mit Hitze und

Kälte in eine Klasse geworfen werden, und die selbstständige Kraft keinen Augenblick in der Fülle ihrer eigenthümlichen Wirksamkeit stören. Dies ist das Ideal, das ich mir vorgesetzt hatte, das ich mit unverwandtem Auge verfolgt habe; mit ungleichem, aber nie mit zurückweichendem Schritt bin ich auf der Bahn gewandelt, an deren Ziel diese Leuchte der Vortrefflichkeit, dieses Eine, was Noth ist, stand, habe oft unter dem Beifall der Menschen gezittert, ob ich auch fortschritte, oft von ihrem Tadel wie in dickem Nebel eingehüllt, meinen herrlichsten Progressen eignen, selbstlohnenden stillen und sichern Preis zugeflüstert.

Ihr alter treuer Freund
Gentz.

II.

An

Rahel.

Ein viel großartigeres und bleibenderes Verhältniß, als das zu Eliſabeth geweſen war, knüpfte Gentz, noch in Berlin, aber ſchon in den Jahren männlicher Reife, mit Rahel Levin oder Robert, nachmals Frau von Varnhagen, an. Dieſer Name iſt durch die vor einigen Jahren erſchienenen Briefe weithin bekannt und bedeutend worden. Das Buch Rahel hat die Zeitgenoſſen wie ein friſcher Lebensathem durchſtrichen, und die Welt, die ſo gern in konventionellen Formen erſtarrt, in eine lang fortwirkende An- und Aufregung geſetzt. Mitten in dem ungeheuren Reichthum des Gehalts und der Beziehungen nahmen ihre Briefe an Gentz und die Sonderbarkeit dieſes Verhältniſſes ein ganz ſpezielles Intereſſe in Anſpruch. Wer Rahel und Gentz nur äußerlich kennt, wird ſich zuerſt wundern, wie zwei Perſonen von anſcheinend ſo ganz entgegengeſetzten und diſparaten Eigenſchaften und ſo verſchiedenen Lebensſtellungen in ſo intimem und andauerndem Zuſammenhange bleiben konnten. Rahels Genius hatte eine mehr als ſelbſt bei geiſtreichſten Männern gewöhnliche Tiefe und Ausbreitung; ihre Bildung war in hohem Grade univerſell; ihr Sinn und Charakter war zunächſt nicht auf das Weltnützliche und Praktiſche, ſondern jederzeit auf das Wahre, und nur auf die Wahrheit, auf die höchſten Intereſſen des Menſchen, und wo ſie in engere Kreiſe einbog, auf eine Steigerung geſellſchaftlicher Kultur und ſozialer Freiheit gerichtet. Ganz anders ſtellt ſich Gentz in ſeinem Weſen und Walten dar. Zwar müſſen wir zugeſtehen, daß auch wenig Männer ſeines Schlages eine ſo gründliche und im ächtdeutſchen Sinne philoſophiſche Grundlage zu

einer ganz praktiſchen Laufbahn mitgebracht; an ausgebreiteten Kenntniſſen und an vielſeitigem, wenn auch in verſchiedenen Epochen mehr oder minder wachem Intereſſe, durfte ſich unter den Zeitgenoſſen, die nicht von einer Wiſſenſchaft Profeſſion machten, oder den literariſchen Betrieb zur freien, abſichtsloſeren Thätigkeit erkohren, wohl keiner mit ihm vergleichen; allein ſeine nächſten Blicke und ſeine letzten Gedanken waren ſtets auf etwas für Welt und Staat unmittelbar Brauchbares und Reelles gerichtet. Ihm galt es nicht ſowohl die Menſchen aus ihren Engen und Schranken emporzuheben, und es den hochfliegenden Seelen, aber auch der breiten und niederen Volksmaſſe ſo gut und bequem als möglich zu machen. Die Kultur, die er für die Geſammtheit erſah, gründete ſich auf ein langſames Fortrücken der Menge neben der möglichſten Exemtion höherer Naturen, und von dem, was in der Welt geſchehen muß, galt ihm nichts wichtiger und dringender, als das Beſſere, das ſchon vorhanden iſt, zu erhalten. Wenn man uns nicht mißverſteht, kann man Rahel dem konſervativen Gentz gegenüber als eine vorherrſchend revolutionaire Natur bezeichnen. Nun kam dazu, daß ſich jene in den freiſten, ungenirteſten und zwiſchen hoch und niedrig bunt gemiſchten Geſellſchaftskreiſen, und zwar hauptſächlich Berliniſchen, in regſamſter Weiſe hin und her bewegte, für dieſen dagegen ſich die Welt in einen immer iſolirteren Kreis vornehm ariſtokratiſcher Bezüge einſchloß, zu welchem höchſtens noch einige Jugendbekanntſchaften, unter ihnen allerdings vorzüglich Rahel, und ſolche Auserwählte Zutritt behielten. Ueberdies drängt ſich den Staatsmännern, beſonders in unſern verwickelten Zeiten, von der Stellung, die ſie in öffentlichen Maßregeln nehmen zu müſſen glauben, meiſthin etwas Ausſchließendes und am Ende Befangenes auf, und dies drückt ihrem Charakter nicht ſelten ein Gepräge ein, auf dem Wahrheit und Täuſchung immer ſchwieriger unterſchieden werden. Und wie oft hat Rahel ihrerſeits in ihren Briefen über dieſe Veränderung des Freundes zu klagen! — Trotz dem lagen zwiſchen dieſen beiden Naturen gegenſeitige Verbindungsfäden, die ſie unauflöslich verketteten. Gentz hatte ſich unter allen Umſtänden die reizbarſte

Empfänglichkeit für großartige Eindrücke bewahrt, Rahel gewährte ihm solche jederzeit und an ihr wie an einigen anderen Zeitgenossen entzückte und imponirte ihm nichts mehr, als ein so erhabener Flug des Geistes, wie er seinem Wesen abging. Es war in beiden ein fast sybaritisches Gelüst nach geistiger Unterhaltung und Ansprache; er ließ sich von ihr gern und leicht in die entwöhntesten Regionen geleiten. Dabei besaß Rahel nicht blos die ausdauerndste Anhänglichkeit an jeden, der ihr einmal so nahe stand, sondern sie wußte, wie in so manchen Andern das Schöne, so auch in Gentz, dessen Geistes- und Gemüthskern sie früh begriffen hatte, noch immer das Kind zu entdecken, als es sich selbst in vielen Umhüllungen kaum noch erkannte, und von seiner ersten Frische allerdings eingebüßt haben mochte. Rahel sagte immer, so oft sie seine Ansichten für erlogene hielt, dieser Freund sei ihr doch unendlich lieber, als viele Andere, die mit Bewußtsein ihre Unwahrheit trieben, während er sich wirklich einbilde, was er sage, und gewiß seine Ansicht fahren lassen würde, sobald eine andere von ihm verstanden worden. Rahel schätzte an ihm eine Fülle von Geist und Talenten und anziehenden Eigenschaften, besonders die Grazie und Liebenswürdigkeit, die fast Jeden fesselte, für immer fesselte, der ihm einmal näher gekommen; auch entzückte sie, die immer in ungebundenem Rhythmus einherwandelte, ganz besonders die schöne, feste, klassische Form aller seiner Aeußerungen in Rede und Schrift, kurz der Reichthum seltener Vollkommenheiten; vor allen aber konnte eine Rahel nie einem so weiblich-schmiegsamen und Antheil-bedürftigen Wesen, wie Gentz, sich entziehen; ihr großes Herz hing gerade an denen mit Vorliebe, die, mit größten Gaben, ihren sittlichen oder freigeistigen Forderungen nachzukommen nicht im Stande schienen. Gerade in diesem Zuge des herrlichen Weibes liegt der überirdische Reiz, der ihrer ganzen Erscheinung, Licht, Liebe und Gnade spendend, inwohnt, der alle ihre Aeußerungen, ihr ganzes Leben durchathmet. Als sie unmittelbar nach Gentz's Tode gleichsam die Summe ihres ganzen Verhältnisses mit ihm zusammenzog, legte sie folgendes letztes, denkwürdiges Urtheil in einem Brief an Leopold Ranke nieder:

„Wie falſch, wie ſchief ſagen wir alles, was wir ausdrücken wollen; nichts kann auch verſtanden werden, wenn es der Andre nicht vorher weiß. So können Sie nicht wiſſen, daß ich meinen verſchwundenen Freund nur dann, nur deshalb liebte, wenn er recht etwas Kindiſches ſagte, oder that. Da liebt ich ihn; deshalb wiederholte ich es, daß er ſagte: er ſei ſo glücklich, in Prag der Erſte zu ſein, daß alle oberſte Behörden, große Damen, und Herren zu ihm ſchicken müßten! ꝛc., mit entzücktem Lächlen, und in die Augen Sehn! So klug, dies zu verſchweigen, iſt jedes erzogene, verlogne Vieh: aber wer hat die hingebungsvolle Seele, das liebe Kinderherz, es zu ſagen? Seine Perfidien — er übte ſie reichlich, gegen mich — ſind anders, als der Andern ihre: er gleitete wie in einem Glücksſchlitten fliegend auf einer Bahn, auf der er allein war; und niemand darf ſich ihm vergleichen; auf dieſem Wege dann ſah er, nicht mehr wie auf der Erde, weder rechts, noch links: hatte er Schmerz, litt er Widerſpruch, dann war er nicht mehr auf dieſer Bahn; und dann verlangte er Hülfe und Troſt; die er nie gab. Keiner aber darf dies wagen, und doch liebenswürdig, und liebenswerth ſein. Ungeſtraft ließ ich's, ſo lange er lebte, nicht hingehn. Nun aber, beim Facit, bleibt mir nur reine lebendige Liebe. Dies ſei ſein Epitaph! Er reizte mich immer zur Liebe: er war immer zu dem aufgelegt, was er als wahr faſſen konnte. Er ergriff das Unwahre mit Wahrheitsleidenſchaft. Viele Menſchen muß man Stück vor Stück loben: und ſie gehn nicht in unſer Herz mit Liebe ein; andre, wenige, kann man viel tadlen, aber ſie öffnen immer immer unſer Herz, bewegen es zur Liebe. Das that Gentz für mich: und nie wird er bei mir ſterben.

„Uebrigens glaube ich jetzt, wir werden nach dem Sterben von einander wiſſen: oder vielmehr, uns zuſammen finden. Dies geſagt, grüße ich Sie, und bin überzeugt, mein Schreiben freut Sie."

Bekanntlich war Rahel von Jugend auf einer der Hauptſammelpunkte der höheren Geſelligkeit in Berlin. Auch Gentz trat in denſelben, zur Zeit etwa, als ſeine ſchriftſtelleriſche Berühmtheit eben angefangen hatte, in Schwung zu kommen. Es waren dies jene

Jahre, die Rahel ſelbſt nie vergeſſen konnte, da ſie damals in erſter, friſcheſter Geiſtesregung einen Kreis der bedeutendſten und intereſſanteſten Perſönlichkeiten der Hauptſtadt um ſich verſammelt hatte, eine Geſellſchaft, die man hinlänglich charakteriſirt, wenn man Leute, wie den Prinzen Louis Ferdinand, einen Gentz, die beiden Humboldt, Friedrich Schlegel, Tieck, Guſtav von Brinckmann und ſolche einzelne Hauptglieder aufzählt. Die Verbindung zwiſchen Gentz und Rahel mußte hier ſchon beſonders innig geweſen ſein, da ſie ſich ſeit ſeinem Abgang von Berlin — 1802 — in fortdauerndem brieflichen Verkehr bekundet.

Dieſe Briefe ſind der Welt übergeben worden. Die von ihr findet man in dem Buche Rahel; einen großen Theil der Gentziſchen gab kurze Zeit darauf (1836) Varnhagen von Enſe in der „Galerie von Bildniſſen aus Rahels Umgang und Briefwechſel" mit der bekannten vortrefflichen Lebensſkizze von Gentz heraus. Dieſe beiden Stücke — der Lebensabriß und die Briefe brachten einen gewaltigen Eindruck hervor. Es war die erſte würdige Erinnerung an einen Mann, der, gleich ſo vielen andern ausgezeichneten Menſchen, vor einigen Jahren, noch in einer ſtürmiſchen Epoche, ziemlich unbemerkt aus der Welt und den öffentlichen Verhältniſſen geſchieden war. Was aber beſonders den Eindruck der Briefe erhöhte, war die Fülle und Rückſichtsloſigkeit, in welcher Gentzens Weſen ſich darin wiedergab, die Größe der Verhältniſſe, in denen er ſich augenfällig bewegt, und deren nur ein kleiner Theil des Publikums kundig war oder ſich erinnerte, der Geiſt, der überall darin ſprüht, die Schönheit der Form, die keck hervortretenden großen und kleinen Schwächen an einer ſo ungemeinen Perſönlichkeit, der ganze weltverachtende Epikuräismus, und noch am Ende ſeiner Tage ein Liebesglück, deſſen Beſchreibung den Vergleich des ſchönſten Gedichts nicht ſcheuen durfte. —

Bis zum Jahr 1813 ging das alte vertrauliche Verhältniß zwiſchen Gentz und ſeiner Berliner Freundin in gewohnter Innigkeit fort. Während der Zeit unmittelbar vor und nach dem Beitritt Oeſterreichs zum Kampfe gegen Napoleon hielten ſich Beide länger

in Prag auf. Hier änderte sich ihr Verhältniß wesentlich. Rahel fand, daß sich ihr Freund in den letzten Jahren vielfach umgewandelt; sie klagte über persönliche Vernachlässigung; kamen endlich schon hier und noch mehr während des Kongresses und der Pariser Friedensschlüsse auch heftige politische Differenzen und Reibungen dazu — Rahel war eine gute Preußin, — so ist hierdurch eine gegenseitige Erkaltung auf Jahre hinaus hinlänglich zu begreifen. Um so wohlthuender ist es, diese Freundschaft eine gute Reihe Jahre vor dem Tode Beider (Rahel starb den 7. März 1833) in voller Wärme wieder erstanden zu sehen. Mitten unter den niederschlagendsten Zeitereignissen hatte sich Gentz in fast wunderbarer Kraft verjüngt; die Zusprache einer solchen Freundin ward wieder Herzensbedürfniß; wie sonst und vielleicht mehr als je schüttete er die Geheimnisse großer Freuden und großer Schmerzen in ihren Busen aus. So stand Jugend und Alter verknüpfend, diese Freundschaft in unveränderter Blüthe, bis der Lebensfaden des Einen ein Jahr früher und damit das Verhältniß zerriß. Die Bekenntnisse, die Gentz in seinen Briefen aus früherer Zeit und im späteren Alter gegen diese hochsinnige Frau auszusprechen wagte, sind um so werthvoller, als sie vielleicht mehr als irgend etwas, das von ihm bekannt werden dürfte, die geheimsten Züge seines Wesens entfalten und für Manches, was uns in der Laufbahn dieses ausgezeichneten Mannes unerklärt bliebe, die willkommensten Aufschlüsse darreichen. Man kann freilich sagen, daß Gentz, dem Charakter dieser Frau gegenüber, die ihn, so oft er zugänglich war, jedesmal im Innersten, und nicht selten wie einen Träumenden aufrüttelte, — im Nachtheil und gleichsam büßend und beichtend erscheint. Seine Schwäche liegt allerdings offen darin zu Tage. Es bleibt aber nichtsdestoweniger ehrenvoll für ihn, ein so anders geartetes Wesen sich freundlich gesinnt erhalten und gerade an ihr seinen eigenen höhern Lebensgeist aufgefrischt und belebt zu haben.

Nach dem Erscheinen dieser Briefe wurde ihrem Herausgeber von vielen Seiten vorgeworfen, er habe durch diese Veröffentlichung, namentlich der jüngsten Liebesbekenntnisse und politischen Klagen,

gegen den Verſtorbenen ſowohl als die ſonſt betheiligten Perſonen und Verhältniſſe eine große Indiskretion begangen. Dies war freilich vorauszuſehen. Ungleich mehr muß man ſich wundern, wenn ſelbſt Freunde und Verehrer von Gentz ſich verlauten laſſen, Varnhagen habe ſich durch die Veröffentlichung der Briefe an Rahel überhaupt ſchwer verſündigt, etwa, wie Einige behaupten, ſo arg, wie Frau von Arnim (Bettina) an Göthe's Gedächtniß. Hier ſei kein ernſtes Lebensbild gegeben, wie es eines ſolchen Mannes Leben und Wirkſamkeit fordere. In dieſe Anſicht, ſo wohl gemeint ſie ſein mag, können wir ganz und gar nicht einſtimmen. Die ſchwachen Seiten von Gentz waren Vielen bekannt, und ſind ganz in ſeine großen und liebenswürdigen Anlagen, ſo wie mit der ausgezeichneten Summe ſeiner Leiſtungen verwachſen. Wir wiſſen, daß die hochgeſtellteſten Perſonen, über ihm und um ihn, nicht ſelten lächelten, während ſie doch nicht aufhörten, ihn hoch und in Ehren zu halten. Dies eben iſt ein großer Vorzug bedeutender Menſchen, daß man nicht nöthig hat, ihre Menſchlichkeit, ihre Schwäche zu verhüllen, um eine brauchbare Figur von Größe, Talent, Charakter und Verdienſten zuſammen zu ſtoppeln. Wer wird aus Gentz eine Perſon von ſittlicher Erhabenheit machen wollen? Eine ſolche war er nie, obwohl es ihm, ganz abgeſehen von dem, was er überhaupt geleiſtet, zumal in den Jahren ſeiner vollen Kraft, gewiß nicht an hohen, großen Ideen und dem entſprechenden Streben gebrach. In der ſchönſten Zeit ſeines Lebens wog auch der Epikuräer nicht über. Daß unſere ordinären Liberalen und eine gewiſſe moraliſche Klaſſe deutſcher Narrheit ſich an die hier aufgedeckten Blößen hängen würden, war nach dem Beiſpiel, das ſie noch an ganz anderen Männern deutſcher Nation verübt hatten, nicht zu verwundern, und ſie haben es hie und da ſchon tüchtig ausgebeutet. Dies iſt aber gerade die rechte Art, wenn die Anhänger einer Sache ſich erſt der Privatſchwächen ihres Gegners bemächtigen müſſen, um daraus die Verfehltheit ſeiner Richtung, ſeines Gemüths und Charakters, oder gar die Schlechtigkeit ſeiner Perſon und ſeines Wirkens zu deduciren. Es iſt ſogar gut, ſolchem Urtheil Gelegenheit zu geben, ſich in

seiner Armseligkeit recht breit, recht offenbar zu machen. Denn wir wollen nicht wünschen, daß uns um solcher Rücksicht willen die Bildnisse unserer bedeutungsvollsten Männer halb verschleiert blieben, oder in ihrer emporgeschraubten Leerheit nur zu früh gleichgültig und vergessen würden. Allerdings gibt es eine Gränze, über die hinaus das Publikum mit Privatverhältnissen nicht weiter behelligt werden darf. Stellung und Bedeutung der Personen, das Interesse ihrer Angelegenheiten und ein gewisses Verhältniß solcher Mittheilungen zu den Vorzügen und Verdiensten eines Mannes, — dies zusammen möchte ungefähr der Maßstab seyn, solche Mittheilungen zu veröffentlichen und zu beurtheilen. — Hätte man demnach Varnhagen von Ense's Mittheilung noch irgend wie beanstanden wollen, so hätte man lediglich fragen dürfen, ob einem Publikum, welches die glänzenden Vorzüge und Verdienste eines Gentz entweder nur aus kurzen Berichten kennt, oder sich doch kein anschauliches Bild davon machen kann, gleich nach der trefflichen, die Persönlichkeit jedoch rückhaltlos beurtheilenden Lebensskizze, diese Briefe vorzulegen waren. Doch der Herausgeber hat es daneben, mehr als irgend Einer von Gentzens Freunden und Verehrern, nicht an Eifer fehlen lassen, dem Manne auch von seiner ernsthaftesten und ruhmvollsten Seite ein erwünschtes Denkmal zu bereiten, und diese Briefe haben wahrscheinlich das meiste dazu beigetragen, ein solches, wenn es nur irgend möglich ist, zu beschleunigen.

Wir dürfen uns auf keinen Fall scheuen, diese Briefe jetzt einer solchen Sammlung Gentzischer Reliquien wieder einzuverleiben; ihr Ausfall würde der größte Mangel darin sein. Ueberdies stehen sie hier im Verein mit Schriften und Blättern aller Art zusammen, die von der Bedeutung des Gentzischen Lebens selbst für die Unkundigsten und Abgeneigtesten hinlängliches Zeugniß ablegen. Wir freuen uns deshalb um so mehr, daß es uns zugleich vergönnt wird, diese Briefe in größerer Vollständigkeit aufzunehmen, und namentlich eine zusammenhängende Reihe von Briefen und Billetten aus der merkwürdigen Periode seines Aufenthaltes zu Prag im Jahre 1813 mitzutheilen.

Wegen dieſes geſchloſſenen Zuſammenhangs bilden dieſe 56 Blätter füglich einen eigenen Abſchnitt in den Briefen an Rahel, und zwar einen um ſo wichtigern, weil darin zugleich der oben angedeutete Umſchwung ihres perſönlichen Verhältniſſes begründet wurde. Wenn irgend etwas der Art von deutſchen Briefen den Inhalt und Eindruck von Memoiren zu erſetzen im Stande wäre, ſo ſind es gewiß vor allem ſolche flüchtige, ſchnell auf einander folgende Blätter, die den rückhaltloſen, unmittelbaren Ausdruck des Tages liefern. Darin liegt ein beſonderer, auch dem Hiſtoriker ſchätzbarer Werth dieſer Billette von Gentz aus dem Jahr 1813 — aus jener wichtigen, großartigen, friſchen Zeit, wo die Deutſchen, Preußen voran, mit Hülfe Rußlands muthvoll in die Schranken traten, Oeſterreich die letzte Vermittlung verſuchte, bei des franzöſiſchen Kaiſers Geſinnungen aber, eben in Prag, nur ein vergeblicher Kongreß zuſammentrat, wo auf deutſcher Seite Wilhelm von Humboldt, und als Vertreter des vermittelnden Staates der Graf von Metternich nebſt Friedrich von Gentz zuſammenwirkten, der Waffenſtillſtand zu Ende ging, jetzt auch Oeſterreich den Krieg erklärte und der allgemeinen deutſchen Sache beitrat, die Schlachten an der Katzbach, bei Dresden, bei Kulm, bei Jüterbogk geſchlagen wurden, Napoleon immer mehr von den drei großen Armeen, der ſchleſiſchen des Blücher, der Nordarmee des Kronprinzen von Schweden, der Hauptarmee des Fürſten von Schwarzenberg umzingelt wurde, bis endlich die Tage von Leipzig den verabredeten Ausſchlag gaben und die Sache der Alliirten auf deutſchem Boden entſchieden. Gentz, welcher die diplomatiſchen Hauptfäden zwiſchen dem Hauptquartier, dem der Kaiſer und Metternich gefolgt waren, und dem übrigen Oeſterreich zuſammenhielt, befand ſich gewiß in einer nicht minder bedeutſamen Stellung, und wir dürfen es für einen neuen und erwünſchten Zuſchuß halten, hier über die Fortgänge und die Leitung im Innern des Kaiſerſtaats einiges Licht zu bekommen.

I.

Aus älterer Zeit.

1.

An Rahel, in Berlin.

Wien, den 28. September 1808.

Ich ſchäme mich, beſonders nach ſo langem Stillſchweigen, einen Brief an Sie zu ſchreiben, der eigentlich nichts anders als ein Geſchäftsbrief ſein wird; denn ich nenne Geſchäftsbrief einen jeden, den man aus einem unmittelbaren, beſtimmten, perſönlichen Intereſſe ſchreibt. Ob dies Intereſſe um Königreiche, Geldſummen, oder — wie es hier der Fall iſt — ſichre Nachrichten über einen gewiſſen Gegenſtand betrifft, iſt gleichgültig. Um mir alſo auch nicht einmal das Anſehen zu geben, als könnte ich Ihnen heute einen wahren Brief ſchreiben, gehe ich gleich in die Sache ein. — —

Ich habe keine Leidenſchaft mehr für Chriſtel, und werde, aller menſchlichen Wahrſcheinlichkeit gemäß, keine wieder für ſie faſſen. Es iſt mir ſogar — doch dies

bleibe ſtrenge unter uns — in mancher Rückſicht unlieb, daß ſie nach Wien kommen will. Es kann mich auf eine oder die andere Weiſe in meiner Ruhe ſtören; und ich will mich nun ſchlechterdings forthin nur für große Objekte in Bewegung ſetzen. Chriſtel aber iſt denn doch am Ende nur ein kleines. —

Wenn man Ihnen geſagt hat, daß ich Mariane Eybenberg heirathe, ſo ſage ich Ihnen, daß dies die grundloſeſte und dümmſte aller Neuigkeiten war, daß es auch noch nicht einen Moment in meinem Leben gegeben hat, und keinen je geben wird, wo auch nur der Gedanke an die Möglichkeit eines ſolchen Schrittes mir einfiele. Auch werden Sie es wohl nie geglaubt haben.

Ich möchte unendlich gern wiſſen, wie es mit Ihnen, und mit Ihrem Herzen jetzt ſteht. Ihre Neigung iſt mir das ſeltſamſte, paradoxeſte, unerklärbarſte Phänomen Ihres ganzen Lebens. — Sie wiſſen aber, wie geneigt ich immer bin, alles zu begreifen, mich allem zu unterwerfen, was aus Ihrem großen und lieben Gemüthe hervorgeht; es bedarf alſo nur Eines recht ordentlichen Briefes, — und ich bin gewiß ganz einverſtanden mit Ihnen. Dieſer Brief wird mich auch auf's neue anfeuern, Ihnen ſo recht von der Seele weg zu ſchreiben. Heute bin ich nicht dazu geſtimmt; und da ich Ihnen einmal durch Roſenſtiel, der dieſen Abend abgeht, den gegenwärtigen ſchicken will, ſo habe ich nicht Zeit auf eine beſſere Stunde zu warten.

Grüßen Sie Gualtieri und Vetter. Ich höre von jenem nichts mehr; aber ich denke oft und gern an ihn. Ich bin überhaupt ganz unverändert derſelbe, der ich war,

als ich zu Ihren Füßen saß, meine Lehrerin, mein Orakel, meine Freundin, mein alles!

Auch Ihrem Bruder Ludwig Robert sagen Sie so viel Schönes als Sie können von

Gentz.

2.

Wien, den 19. Oktober 1803.

Liebe! wie soll ich Sie denn nun wieder nennen? — Engel! „Sein Sie nur nicht aus reiner Schwäche schwach" — „Unter diesem Ekel verstehe ich allerlei schönen Ekel" — „Im Winkel meiner zarten, tiefen, und auch heftigen, und überaus sanften Liebe." — Schreiben denn Menschen so? Nein! aber auch Götter nicht! Mitteldinge zwischen Göttern und Menschen, kindische große Geister, erhabene Kinder, Seelen, in denen sich immer auf Einmal die ganze Welt, die hohe, und die tiefe, abspiegelt, die die größten Gedanken, und die größten Gefühle, wie Haselnüsse von ihren ewig vollen Stauden abschütteln, und dann, mit allem Sand und Würmern, und was sonst auf ihrem Boden gerade liegt, in's gemeine Leben hineinwerfen, — Rahletten schreiben so: und Sie allein sind, bei dem lebendigen Gotte, Ihr ewiger Typus und Archetypus, das Alpha und Omega, und der reiche Baum des Lebens für alle, die noch einen Funken von Sinn und Geist haben. Gott! welch ein Glück, daß ein solcher Brief noch immer so auf mich wirkt, wie sonst Ihre ätheri-

ſchen Geſpräche! Aber alt werde ich ja, Gott Lob — wie Sie wiſſen —, nie — zuweilen ſogar jünger. Ob ich gleich alſo hier nur an trockner Koſt zehre, ſo bleibt doch meine Empfänglichkeit für die wahre Himmelsſpeiſe immer dieſelbe. Und, wenn ein Weſen mir ſagt: „Unter dieſem Ekel verſtehe ich allerlei ſchönen Ekel," ſo bete ich das Weſen für eine ſolche Redensart, „die noch kein Verſtand der Verſtändigen erſann," gleich auf neue Aeonen hinaus an.

Ich erhielt allerdings Ihren Brief vom Monat März; und ich las ihn ſicher hundertmal. — Da Sie nun wiſſen wollen, warum ich nie davon ſprach, ſo muß, und ſo will ich es Ihnen ſagen; wie ſich von ſelbſt verſteht, ohne Rückhalt, wenn ich es gleich für ein raſendes Opfer halte, das ich Ihnen bringe, in einem ſo delikaten Punkt ganz aufrichtig zu ſein. Die Liebe, die Sie ſchildern, fand ich reizend, zauberiſch und göttlich; Ihre Schilderungen davon liegen weit jenſeits meiner dummen, ſteifen Worte. Aber zwiſchen dieſer Liebe und dem Gegenſtande derſelben lag für mich — eine bodenloſe Kluft. — Mit Einem Worte: das tiefe Erſtaunen ſchloß mir den Mund; und es ſchien mir auch etwas Hartes, und Unziemliches, ja Unartiges — „darunter verſtehe ich hier allerlei noch ſchöne Unart" — darin zu liegen, einer ganz friſchen Leidenſchaft mit einem ſo kraſſen, ungeſchlachten Skrupel in's Geſicht zu fahren; jetzt, da die Leidenſchaft reif und feſt iſt, thut es ihr gewiß tauſendmal weniger weh, daß ich mit meiner Anſicht hervortrete, als es ihr damals gethan haben würde. Dies können Sie nicht läugnen, wenn ſie auch der Erzengel Eloah wären. — —

Jener Gegenſtand erſchien mir ein äußerſt gewöhnlicher. Nun bin ich zwar kein ſo unter-gewöhnlicher, daß ich noch meinte, man müßte nur außerordentliche lieben: aber dieſe Liebe bedurfte für mich eine Art von Erklärung. — Ich halte ihn nun für liebenswürdig, ich meine dieſer Liebe würdig, denn für liebenswürdig im gewöhnlichen Sinne hielt ich ich ihn von jeher, aber dieſer Liebe würdig, weil er geliebt wird, und mit dieſem Grunde begnüge ich mich auch, wenn Sie wollen. Da Sie aber einmal Rechenſchaft über mein erſtes Stillſchweigen verlangten, ſo mußte ich Ihnen doch ſagen, daß eigentlich blos der Widerwillen, Ihnen die Frage: Wie es geſchah? vorzulegen, mir ſo lange den Mund band. Und dies thue ich nun mit deſto leichterm Herzen, da ich mich jetzt gar nicht mehr ſcheue, Ihnen dieſe meine einfältige Frage vorzulegen. Vielleicht war mein einziger Fehler nur der, daß ich mich je vor dieſer, oder überhaupt vor irgend einer an Sie zu richtenden Frage ſcheuen konnte.

Sonſt habe ich Ihren Brief vom März abgeſchrieben, um, da ich ihn oft leſe, der Qual Ihrer ſchlechten Hand und Schreiberei überhoben zu ſein, und den reinen Genuß zu behalten. Ich ſchreibe mir jetzt alle Ihre Briefe ab. Ich weiß gar nicht, wie ich Sie für mich ſelbſt genugſam ehren ſoll. Hätte ich das Glück, katholiſch zu ſein, ſo errichtete ich Ihnen einen kleinen Altar in meinem Zimmer, unter dem Vorwande, er ſei einer Heiligen gewidmet, und triebe allen Frevel mit Ihrem Bilde.

Es freut mich übrigens, daß Sie glücklich ſind. — Denn ohne mich an alle Martern, von denen Sie ſpre-

chen, zu kehren, weiß ich einmal, daß ein ſo ganz aus Liebe geſponnenes Herz, wie das Ihre, in welchem ſelbſt alles andre Große und Schöne nur immer aus dem lieben blauen Liebesgrunde herauswächſt, glücklich ſein muß, ſobald es wahrhaft liebt. —

Nun aber noch ein Wort über den Geſchäftstheil Ihres letzten Briefes, der wirklich über meinen Dank erhaben iſt; denn welche Anſtrengung mußte Sie dieſe ausführliche und genaue Auseinanderſetzung einer im Grunde doch nur geringfügigen Sache koſten! — — Ich war kaum vier Wochen hier, als ich einen (äußerſt zärtlichen) Brief von Chriſtel erhielt, worin ſie mich fragte, was ich von der Idee dächte, ſich hier zu engagiren. Ich ſchrieb ihr, daß ich mir hierüber noch ſchlechterdings kein Urtheil anmaßen könnte, da ich in Wien noch kaum warm geworden, da Wien eine Welt, eine Welt in ganz anderm Sinne als Berlin, ſei, und da ich vollends vom Theater noch gar nichts wiſſe. — Uebrigens ein Brief voll der höchſten Zärtlichkeit, auch von meiner Seite —. Seitdem Stillſchweigen. — Alles ohne mich betrieben. — — Uebrigens unterſchreibe ich alles, was Sie von Chriſtels Unzuverläſſigkeit, und geheimer Duplizität, theils halb, theils ganz glauben. Im Grunde iſt es mir lieb, daß ſie mich nicht konſultirt. So bin ich von aller Verantwortung, und allen eignen Vorwürfen, in jedem Ausgange, frei; und daß ich ihr aus Leibeskräften helfen werde, wo ich weiß und kann, verſteht ſich ja ohnedies. Jetzt bin ich in Wien völlig orientirt; und ich verſichre Ihnen, daß Chriſtel ſich Glück zu wünſchen hat, in dieſem ſehr für-

miſchen, und oft ſehr treuloſen Ozean, einen ſolchen erſten Führer und Vormund zu finden, als mich. Das, was man le bon genre nennt, iſt vielleicht an keinem Orte der Welt ſo ſchwer von den mille et mille nuances du mauvais zu unterſcheiden, als hier; und was das Aergſte iſt, niemand ſcheint es mit dem Unterſchiede genau zu nehmen, und dennoch kann der, der ihn übertritt, ganz feſt verſichert ſein, daß er bei dem beſſern Theile der Geſellſchaft ſofort verdammt und verloren iſt. Darin ſetze ich die Treuloſigkeit der Fahrt auf dieſem Ozean.

Für mich beſorgen Sie nichts. Die Leidenſchaften haben ſchlechthin ausgetobt in mir, und ob ich gleich lange noch, und ich hoffe immer, der lebendigſten Gefühle, und ſelbſt Aufwallungen, fähig bleiben werde, ſo iſt doch die Freiheit meines Gemüths nun ein für allemal gerettet, erobert, und gegen alle Gefahren gedeckt. Von dieſer Seite betrachtet, iſt meine Jugend, ſeit dem 20. Juni 1802 — dem Tage meiner Abreiſe aus Berlin — geſchloſſen; und es freut mich ewig, daß ich ſie nicht, wie ein Lumpenhund, langſam auslaufen ließ, ſondern im höchſten Rauſche — e vita, plenus conviva recedam — „vom Tiſch des Lebens, ein geſättigter Gaſt, mich emporhob.“ —

Hier werde ich alſo über Chriſtel herrſchen, in ſofern ſie es werth ſein, und bleiben wird, von mir geleitet zu werden; ſie aber nie über mich. — Die Aufklärung über die Sache mit Caſa-Valencia iſt ganz ſo, wie ich ſie erwartete: finden Sie nicht, daß kluge Leute die wahren Geſchichten Ihrer Freunde und Bekannten faſt immer ſchon

vorher wiſſen, ehe man ſie ihnen erzählt, wenn ſie auch an ſich noch ſo abentheuerlich und außerordentlich wären?

Mariane Eybenberg iſt noch ſchlechter von Berlin gekommen, als ſie hinging. Das Bischen, was ich ihr durch vieles Reden angedrechſelt hatte, haben die Schund-Seelen, die ſie dort, freilich auch ſchon vorher in Töplitz, Eger, Dresden ꝛc. ſah, und die ihr Gott weiß welche Schmeicheleien vorplauderten, völlig wieder verwiſcht. Zum zweitenmale fange ich nicht an. Ich habe in Wien mehr zu thun.

Nun bitte ich Sie, Liebe, mir bald wieder zu ſchreiben, und bald wieder himmliſch zu ſchmeicheln. Ihre Schmeicheleien ſind ein wahres, wollüſtiges Seelenbad, aus dem man erquickt und geſtärkt hervorgeht. Auch Ludwig Robert wird fortdauernd von mir geliebt. Sagen Sie ihm viel Gutes, und leben Sie wohl!

Gentz.

3.

1803.

Engel des Himmel! Giebt es denn eine Sprache auf Erden, in welcher man Ihnen ſchreiben kann? — Giebt es denn Antworten auf ſolche Briefe? Haben Sie ſich denn vorgeſetzt, mich wahnſinnig zu machen? — O! meine tiefe, meine durchdringende Klugheit, meine Gelehrſamkeit, meine gelehrte, feſte, unerſchütterliche Feſtigkeit, wenn es auf das Innerſte vom Innern des Menſchen ankömmt. Wie oft habe ich es geſagt, daß Sie das erſte

Weſen auf dieſer Welt ſind! Wo iſt denn noch eins, das ſo lieben, ſo denken, ſo raſen, ſo ſchreiben kann? — Großer Redner, vor dem ich mich beuge in den Staub, und den ich doch zu lieben wage! Organ der Gottheit in mir, und der Gottheit außer mir! Welche Tiefe von Genuß, und welche Tiefe von Belehrung aus Ihren Briefen mich anblickt! Von Belehrung — von wem lernte ich denn etwas, als von Ihnen! in jedem Worte blüht die Welt auf! Und ſolche Liebe! und beſonders — ſolche Wahrheit! Solche bodenloſe Wahrheit — Sie nennen mich ein Kind; es iſt das Höchſte, das Süßeſte, was Sie mir ſagen können. Aber Sie allein, Sie machten mich zum Kinde. Wiſſen Sie denn nicht mehr, wie groß und erwachſen ich war? Und wie ich neben Ihnen, in dem Blüthendufte Ihrer alles aufthauenden, auflöſenden, ſchmelzenden Atmoſphäre, wieder zum Kinde herabſank? Wie ich mich täglich, ſtündlich verjüngte! — Es war das Leben, das Sie mir einhauchten; wie Kinder, die mit Greiſen ſchlafen, dieſen Greiſen, ſagt man, neue Kräfte beibringen, ſo war es mir, als ich meine Seele von der Ihrigen durchdrungen fühlte! — Hab' ich Recht, daß ich Ihnen nicht ſchreiben will? Worte ſollen das ausdrücken! Ja! wenn ich ſchreiben könnte, wie Sie! oder vielmehr, wenn ich das verſtände, wodurch Sie das Schreiben erſetzen! Ihre Briefe ſind gar nicht geſchrieben: es ſind lebendige Menſchen, die mit ſchönen, lieben, weichen Händen, vollen Buſen, kleinen Füßen, göttlichen Augen, beſonders göttlichen rothen Lippen einhergehen, vor mir auf und ab ſpaziren, mich küſſen, mich an ihre Bruſt drücken —. Solche Briefe ſoll

ich beantworten. Nein! ich thue es nicht mehr; es ist genug, daß ich Ihre Briefe lesen muß; dies geht wirklich schon auf Tod und Leben; vom Verstande sage ich nichts; um den haben Sie mich längst gebracht.

Wissen Sie, Liebe, warum unser Verhältniß so groß und so vollkommen geworden ist? Indeß will ich es Ihnen sagen. Sie sind ein unendlich produzirendes, ich bin ein unendlich empfangendes Wesen; Sie sind ein großer Mann; ich bin das erste aller Weiber, die je gelebt haben. Das weiß ich: wäre ich ein physisches Weib geworden, ich hätte den Erdkreis vor meine Füße gebracht. Nie habe ich etwas erfunden, nie etwas gedichtet, nie etwas gemacht; bemerken Sie diese Sonderbarkeit: aus mir allein ziehe ich nicht den lumpigsten Funken heraus; ich bin unelektrischer als Metall: aber eben darum ein Ableiter der Elektrizität, wie kein Andrer. Meine Empfänglichkeit ist ganz ohne Gränzen; Ihr ewiger, ewig-thätiger, ewig fruchtbarer Geist (ich meine nicht Kopf, sondern Seele, alles) traf auf diese unbegränzte Empfänglichkeit, und so gebaren wir Ideen, und Gefühle, und Sprachen, die alle ganz unerhört sind. Was wir beide zusammen wissen, ahndet kein Sterblicher. —

Von fremden Sachen Ihnen zu schreiben, bin ich nun vollends nicht im Stande. Ich weiß gar nicht mehr, was ich Ihnen von Goethe habe sagen wollen. Wenn es mir einst wieder einfällt, sollen Sie's haben. Um Ihre Josephine bekümmern Sie sich nur nicht mehr. Ich weiß nicht, was sie war; aber daß sie jetzt nichts ist, das weiß ich. In einen mir höchst mißfälligen Menschen ver-

liebt, die Bizarrerie ſuchend, als wenn die was rechts wäre, zum Schrecken häßlich, halb gelehrt, gemein-revolutionair, und ſehr übel gegen ihre Familie, die gar nicht verdient, daß ſie ſo behandelt wird, und die weit klüger iſt, als ſie —, was wollen Sie mehr? Nein! da habe ich, wenn es einmal Weiber gilt, in Prag andere Weiber geſehen!

Grüßen Sie alle meine Lieben! Ich verdiene das Konzert von Liebe, wovon Sie ſprechen, weil — Sie wiſſen es ja — niemand ſo ſchmeichelbar iſt, als ich. Ludwig Robert, dem ganz vortrefflichen, ſagen Sie nur, ich würde mir ſeine Lehren beſtens zu Herzen nehmen; noch hätte ich zwar nur erſt einen Kammerdiener und zwei Livreebedienten, aber es würde ſchon ärger kommen. — Gualtieri, Vetter, Kurnatowski, alles, was Sie lieben, und was Sie liebt, und was mich liebt, grüßen Sie von mir. — —

Welche Sachen Sie mir ſchreiben! Nein! Wo auf Erden wäre denn noch eine Rahel zu finden!

Ich wohne Kohlmarkt 1215, habe ſchon hübſche Meubles, und lebe raſend gut.

Genz.

4.

Töplitz, den 21. September 1810.

Ihr herrlicher Brief ſetzte mich ganz in die Zeiten zurück, wo ich mich an der Fülle und Originalität Ihres großen Gemüthes weidete! Es iſt eigentlich ein unendlicher

Mißgriff — ſoll ich ſagen von uns oder der Natur? — geweſen, daß wir nicht zur Liebe gegen einander — ich meine zur ordentlichen, vollſtändigen, gelangt ſind! — Es wäre zwiſchen uns ein Verhältniß ausgebrochen, deſſengleichen die Welt vielleicht nicht viele gehabt. Anſtatt deſſen haben wir Beide unſer Beſtes an Leute (wie Sie dieſe Klaſſe ganz vortrefflich bezeichnen) verſchwendet, und ſind — ein jedes auf ſeine Weiſe — verarmt. Es war doch hauptſächlich Ihre Schuld; Sie ſtanden höher, ſahen freier und weiter, als ich. Sie mußten, in Rückſicht auf meine, in verderbter Hülle unſchuldig gebliebene Seele, alle gemeine Scheu bei Seite ſetzen, und mir ſogar Gewalt anthun, um mich ungeheuer glücklich zu machen.

So ſollte es nicht ſein. Es iſt ſonderbar, daß auch der wahre Menſch, ob er gleich nur Einmal lebt, wie der ſchlechteſte, ſich am Ende doch immer ſagen muß, daß er ſchlecht gelebt hat, weil er es nicht beſſer wollte, daß er das Beſte, was ihm dargeboten wurde, muthwillig von ſich ſtieß. Und im Grunde, wenn man es recht unterſucht, iſt es immer nichts als die niedrigſte aller menſchlichen Tücken, nämlich: die Eitelkeit, das unſinnige Streben nach Schein, was uns um allen wahren Genuß, um die ganze ächte Realität des Daſeins betrügt. In dieſem ſchmachvollen Kloak geht unſre Weisheit, unſre Kraft, mithin auch unſre Glückſeligkeit unter.

Das Poſtkript Ihres Briefes iſt faſt noch ſchöner als der Brief. Solchen Definitionen von Treue begegnet man nicht alle Tage. Ich danke es der F. ſehr, daß ſie Ihnen mitgetheilt hat, was ich ihr ſagte, was ich natür-

lich auch fühlte, und, trotz Ihrer erhabenen Kritik, noch immer fühle. — Freilich ist dies ebenfalls nur ein Spiel der Eitelkeit; aber heilt man denn von diesem Krebsschaden, wenn einmal der ganze Mensch davon angefressen ist?

Die F. ist so, wie Sie sagen; mit wenigen Worten haben Sie sie himmlisch charakterisirt. Wie konnte Ihnen aber je einfallen, daß ich mich bei ihr über Sie Raths erholen würde? sie kann ja nicht einmal über Sie sprechen, ja kaum lallen. Marwitz allein *scheint* etwas von Ihnen zu wissen. Ich schätze ihn sehr; aber ihm etwas abzufragen, wobei das Herz im Spiel ist, vermag ich doch nicht recht, weil er so starr, so steif, so eisern, so über alle Maßen unjugendlich ist. — Wie Sie übrigens zu der Idee gekommen sind, daß ich glaubte, Sie hätten sich verändert, begreife ich nicht. Die, welche Ihnen dergleichen hinterbracht, müssen mich ganz ungeheuer mißverstanden haben. Ich habe höchstens diesen oder jenen nach Ihrer äußern Lage gefragt; das andre weiß ich ja besser, als ich es von irgend jemand erfahren könnte.

Mit Goethe habe ich diesen Sommer viel gelebt. Daraus „mache ich mir aber nicht viel" (im Paulinen-Sinne gesprochen). Sie hassen das Trennen und Zerfleischen; auch nicht mit Unrecht. Von Goethe muß ich aber behaupten, daß zwei Menschen in ihm stecken. Eine Art von Mephistopheles, und das nicht einmal ein pikanter —, dann das allmächtige Dichtergenie. Sonst war er mir als Mensch zuwider; diesen Sommer hab' ich ihn ertragen gelernt; jedoch blos — es schmerzt mich, mit

dieſem Geſtändniß herauszugehen, und Gott bewahre Sie, daß Sie es je weiter verbreiteten — blos, weil ich inne ward, daß ich ihn zu hoch nahm, indem ich ihn mit Widerwillen betrachtet. Aus dem perſönlichen Umgang mit ihm kömmt in aller Ewigkeit nichts heraus. Er iſt auch eigentlich mit niemanden recht aufrichtig gern, als mit Mariane Eybenberg! Dies iſt das Schrecklichſte, was ich über einen Menſchen zu ſagen weiß. Gegen dieſe iſt Ihre Freundin eine Göttin, ein Wunder der Natur u. ſ. w.

Vor einigen Tagen ſah ich Humboldt wieder; ſeit zehn Jahren zum erſtenmale. Auch ihn fand ich durchaus nicht verändert; eben ſo klug, eben ſo amüſant, eben ſo dämoniſch als ſonſt. Sie haben mir meine Intimität mit H. nie verzeihen können, ſie mir als eine Art von crime contre nature vorgerechnet. Im Grunde hatten Sie vermuthlich Recht; aber — der Reiz, mich ewig an einem Sophiſten von ſolcher Ueberlegenheit, daß ich, ihn einmal beſiegt, keinen andern mehr fürchten durfte, zu reiben — und der Triumph, ſelbſt dieſer eiskalten Seele ein wirkliches Attachement für mich eingeflößt zu haben — dieſe Lockungen waren für meine Eitelkeit viel zu ſtark. Am Ende kann ich indeſſen doch mein Verhältniß mit Humboldt nie bereuen; ich habe nichts Weſentliches dabei verloren, und an Genuß und Bildung manches gewonnen.

Entſchließen Sie ſich nur bei Zeiten, künftigen Sommer nach Böhmen zu kommen; thun Sie aber nichts zur Ausführung, bevor Sie nicht mit mir darüber zu Rathe gingen. Je ſpäter im Jahre Sie nach Töplitz kommen, deſto angenehmer werden Sie leben. Die F. und die

Schweſter, die ich nur zur Erläuterung dieſes Satzes nenne, mögen Ihnen ſagen, wie gut es ihnen hier im Monat September gegangen iſt; im Juli hätte niemand Notiz von ihnen genommen.

Erklären Sie mir gelegentlich, wie und warum Sie jetzt gerade, wo ich Sie für freier, und in ſo fern für glücklicher als ſonſt gehalten haben würde, ſich ſo ganz unglücklich fühlen; und glauben Sie feſt und unverrückt, daß alles, was Sie angeht, nie aufhören wird, mich auf's lebhafteſte zu intereſſiren. — Ihre Briefe an mich adreſſiren Sie noch immer nach Prag, und ſchenken Sie mir von Zeit zu Zeit den unvergleichlichen Genuß, den ich daraus ſchöpfe.

Ich darf Ihnen nicht erſt ſagen, wie wohl Sie thun würden, dieſen Brief ſogleich zu verbrennen.

Gentz.

5.

Töplitz, den 21. Oktober 1810.

Welch ein Brief, Ihr letzter! Und welch ein Thor wäre ich, wenn ich nicht öfter den wohlfeilen Angel der meinigen auswürfe, um ſolchen Fang zu machen. Ihre Briefe wirken gar nicht auf mich, wie Briefe; es ſind auch keine; es iſt eine Art von beſtändiger Muſik, die bald ſanfter, bald milder und gewaltiger alle Fibern meines Herzens in Bewegung bringt. Ich weiß Ihnen nichts zu ſchreiben; bin auch nur ſelten aufgelegt dazu; alſo ein

ſchlechter Zahler für die köſtlichen Genüſſe, die Sie mir auftiſchen. Sein Sie aber feſt verſichert, daß Sie jetzt, da doch einmal kein nahes großes Intereſſe Sie zieht, kein dankbareres Geſchäft auf Erden wählen können, als an mich zu ſchreiben. Ich mag ſein, wo, und unter welchen Umſtänden ich will — Ihre Briefe werden mich immer begeiſtern — bis zur Trunkenheit. So ſchreibt niemand. Von mir ſagen Sie das, großmüthiger Engel, von mir, der ich doch nur lalle wie ein Kind, während Sie wechſelsweiſe mit Himmels- und mit Donnerſtimmen ſprechen, daß die innerſten entrailles (weil Eingeweide zu brutal klingt) ſich in einem umkehren.

Es iſt eine Stelle in Ihrem letzten Briefe, über welche Sie mir eine nähere Erklärung geben müſſen. Sie ſchreiben: „Was ich bei Andern bis zum ſtrengſten Bruch verabſcheue, Verletzung des Unverletzlichen in der Geſellſchaft, thut mir bei Ihnen nichts", u. ſ. f. — Ich möchte wiſſen, weil ich es nicht errathen kann, was Sie hierunter meinten. Dieſe Worte haben mich einigermaßen geängſtiget, ob ſie gleich in einem ſo beruhigenden, ſo ſchmeichelhaften Zuſammenhange ſtehen, daß ich mich gar nicht daran ſtoßen ſollte. Aber verſtehen will ich ſie doch.

Kehren Sie ſich nicht daran, wenn Sie hören, ich ſei in Wien. Für Ihre Briefe bin ich immer am nämlichen Orte. Adreſſiren Sie ſie nur an den Fürſten Paul Eſterhazy in Dresden; das iſt der ſicherſte Weg.

Seit dem 8., wo Clary's und der ganze Reſt der Geſellſchaft von Töplitz abgingen, blieb ich hier ganz allein

mit, und wegen der Prinzeſſin von Solms und der Frau von Berg. Dieſe vierzehn Tage waren ein ſtilles Paradies. Ich liebe die Prinzeſſin bis zur Leidenſchaft, ſo ſtark wie ich nur irgend noch lieben kann; es iſt auch ganz unbegreiflich, wie vollſtändig ſchön, wie harmoniſch ſchön, wie immer gleich liebenswürdig, und von welchen unendlichen Reſſourcen ſie iſt. — Glauben Sie mir, ich bin hölliſch blaſirt, habe ſo viel von der Welt geſehen und genoſſen, daß man mit Illuſionen und Schaugepränge nichts mehr bei mir ausrichtet. Es muß jetzt arg kommen, wenn ich von einer Frau ſo ſprechen ſoll. Dieſe verdient es. Ich habe ſie oft von Ihnen unterhalten, und ſie iſt eigentlich voll Begierde Sie kennen zu lernen. Kommen Sie nur künftigen Sommer — und zwar in welchem Monat Sie wollen — nach Töplitz; dies, und vieles andre, muß ſich nach meinem Wunſche fügen. Seit Ihrem letzten Briefe fühle ich erſt recht, daß ich, weit entfernt, mit Ihnen ausgeſprochen zu haben, noch kaum angefangen habe mit Ihnen zu reden, und daß noch ganze große Welten zwiſchen uns abzuhandeln ſind. Unterdeſſen hören Sie nicht auf, zu muſiziren, damit ich mich von einem Konzert ins andre wiege. Sein Sie glücklich! Wie froh wäre ich, wenn ich das bewirken könnte. Und wenigſtens — ſein Sie gut!

Gentz.

6.

An Rahel, in Töplitz.

Wien, den 8. Auguſt 1811.

Es iſt wahr; ein verdammtes Mißgeſchick waltet über uns. Als ich Ihnen im Monat Oktober des vergangnen Jahres ſchrieb, dachte ich gewiß nicht, daß irgend etwas mich abhalten würde, dieſen Sommer nach Töplitz zu gehen. Und doch hätte ich es eigentlich vorausſehen ſollen. Ich ahndete ſchon damals, daß es mit meiner Reſidenz in Böhmen überhaupt zu Ende ging, mochte es mir nicht geſtehen, malte mir hundert Täuſchungen vor; wenn Sie wüßten, wie ich in Prag etablirt war! Das iſt nun alles dahin. Sie haben ganz recht geſehen. Geld war auch hier der eigentliche Knoten. Denn, wenn mich gleich im Ganzen noch andre Verhältniſſe von neuem an Wien ketten, ſo hätte ich doch in jedem Fall von hier aus auf einige Wochen gerade nach Töplitz reiſen können, wenn ich, wie früher wohl, vier- bis fünftauſend Gulden nicht hätte achten dürfen. Aber Gott, und ſein Würgengel Bonaparte, ſind über uns. Die Zeit der Entbehrungen und der Beſchränkungen iſt gekommen; und Lebensluſt und Lebensmuth, ſo wundervoll ſie mir der Himmel auch immer noch erhalten hat, ſinken denn doch auch unter dem Druck von außen. Sie werden dies alles vortrefflich verſtehen; was verſtänden Sie nicht?

Mit Ihnen nicht einige Tage ſprechen zu können, und — das Geſicht der Prinzeſſin Solms nicht zu ſehen,

das ſind Privationen, für welche ich dem Stifter des Kontinentalſyſtems eine eigne Hölle wünſche. Sonſt geht es mir gerade nicht poſitiv ſchlecht in Wien. Adam Müller, einer der erſten Menſchen dieſer und aller Zeiten — im Geſpräch mit keinem zu vergleichen — hat ſich hier niedergelaſſen. Außerdem lebe ich mit der Bagrathion, mit Graf Metternich, mit der Gräfin Fuchs (Schweſter der Plettenberg, die Sie kennen), einem unendlich hübſchen und lieblichen Weſen, mit einem höchſt geiſtreichen kleinen Reuß-Köſtritz, mit Humboldt ꝛc. Humboldt hat alles das verloren, wodurch er ſonſt tragiſch auf Sie wirkte, iſt jetzt nichts als ein ungemein angenehmer Geſellſchafter, würde Ihnen gewiß ſehr gefallen. Gewalt — wie Sie mir neulich einmal ſchrieben — übt er ſo wenig über mich aus, daß ich mich vielmehr heute weit über ihm fühle, und alle Furcht, und alles Imponiren ganz verſchwunden iſt. Frau von Humboldt iſt immer die alte; ſie mißfiel anfangs hier im höchſten Grade. — Ich ließ ſie aber nie fallen, behauptete, zuweilen au milieu des murmures et des éclats de rire, in ſechs Monaten würden ſie Alle von dieſem ſtrengen Urtheil zurückkommen; und der Sieg iſt ſchon mein.

Fürſt L. hatte nicht nöthig, Ihren Brief zu erbrechen, da Sie ihn kaum verſiegelt hatten; es liegt aber nichts daran, daß er ihn geleſen hat; was verſtehen ſolche von unſrer Sprache? — M. S. S. N. W. A. M?

Warum hat man hieher geſchrieben, daß Sie Varnhagen heiratheten? Und ſo, daß ich, nebſt mehrern Andern, es geglaubt. Daß er Sie anbetet, weiß ich. Anfangs

war er auch gegen mich ſehr gut. Nachher hat er ſich auf Einmal von mir gewendet. Er iſt ſehr exaltirt, und ſcheint keinen Widerſpruch vertragen zu können. Ich war natürlich nicht immer ſeiner Meinung. Dies hielt er für eine Art von feindſeliger Stellung gegen ihn; woran meine Seele nie dachte. Wenn Sie Gründe, ordentliche Gründe haben, ihn zu heirathen, ſo laſſe ich mir es gefallen; ſonſt mache ich mir (in Paulinens Sinne) nicht viel daraus, daß Sie einen ſolchen Schritt thäten.

Sie würden ſich wundern über die Veränderung, die mit dem prince de Ligne ſeit dem Herbſt vorgegangen iſt. Es iſt doch eine ſchreckliche Sache mit Alter und Tod. Niemand verſtand es ſo herrlich, mich darüber zu tröſten, wie Sie. Ich meine, menſchlich zu tröſten; denn in der Religion habe ich mehr gethan als Sie; ich vermuthe, Sie ſind ſehr heidniſch geblieben (welches unter andern aus Ihrer blinden Liebe zu dem Heiden aller Heiden, Goethe, klar hervorgeht); ich hingegen bin in den letzten zehn Jahren durchaus chriſtlich geworden, und betrachte das Chriſtenthum als den eigentlichen Mittelpunkt der Welt. Alles was in mir noch jugendlich iſt, habe ich dieſer wohlthätigen Revolution zu danken.

Unter einer gewiſſen Bedingung muß ich zu Ende Septembers nach Prag, auf einige Tage. Wenn Sie alſo bis in den Oktober in Töplitz bleiben, ſo giebt es noch einen ſchwachen Schimmer von Hoffnung, Sie zu ſehen. Adieu.

Gentz.

7.

An Rahel, in Berlin.

Wien, den 20. December 1812.

Das Erſte, was ich Ihnen zu ſagen habe, iſt, daß Ihr vom 3. Oktobr. datirter Brief, nicht eher als vorgeſtern in meine Hände kam. Denn, wenn Sie mich auch — um hier nicht viel mit Worten zu tändeln — für den infamſten und verruchteſten aller Menſchen hielten, ſo würden Sie doch wohl Mühe haben zu glauben, daß ich einen ſolchen Brief unbeantwortet gelaſſen hätte. Ob er bei Zichy in Berlin, ob er hier in der Staatskanzlei liegen blieb, weiß ich nicht; beides iſt gleich möglich; durch Geſandte, beſonders durch zerſtreute, immer halb träumende, Briefe, an welchen etwas liegt, beſorgen zu laſſen, iſt die gefährlichſte aller Operationen und Täuſchungen.

Zum größten Glück geht gerade morgen Graf Voß nach Berlin, und ich habe alſo eine erwünſchte Gelegenheit zu antworten. — —

Ich danke Ihnen für die rührenden Aeußerungen von Freundſchaft und Partheilichkeit, die mitten unter Ihren unverdienten Anklagen hervorbrechen. Sie irren ſich grauſam, wenn Sie wähnen, ich intereſſirte mich nicht mehr für Sie. Es iſt wahr, ich habe Sie vernachläſſigt; aber wenn Sie wüßten, in welcher Epoche, unter welchen innern und äußern Stürmen Ihr letzter (d. h. vorjähriger) Brief mich traf? — Da ich dieſen einmal unbeantwortet gelaſſen hatte, ſo wagte ich es nun nicht mehr, wieder

anzuknüpfen. Ich wäre aber nur gar zu froh, wenn Sie mir ja wieder schreiben wollten, wie es Ihnen denn eigentlich geht.

Wenn Sie öfter nach Töplitz reisen, kommen wir doch noch einmal wieder zusammen. Jetzt sind es zwei Jahre, daß ich Wien nicht mehr verlassen habe, und in diesen zwei Jahren bin ich sehr alt geworden. Doch in gewissen Stellen meines Gemüthes dringt noch die Jugend durch.

Adieu. Schreiben Sie mir nie anders als unter folgender Adresse:

An den K. K. Zeitungs-Expediteur Herrn Schwartz
in
Prag.

Diese Briefe bekomme ich gewiß und so schnell als möglich.

Gentz.

II.

Im Jahre 1813.

1.

An Rahel, in Prag.

Ratiborzitz bei Nachod, den 23. Juni 1813.

Ich verließ Wien ſchon am 8. vorigen Monats. Ihr Brief iſt dorthin gewandert, und von dort zurück, erſt heute in meine Hände gekommen. Ich war Ihnen alſo weit näher, als Sie glaubten. Unbegreiflich, daß Ihnen dies niemand geſagt hat, da doch z. B. Bentheim es leicht hätte errathen können, weil er doch wohl wußte, was ſeit dem 4. in Gitſchin vorgeht.

Der Ort wo ich mich befinde iſt ein Luſtſchloß der Herzogin von Sagan, eine Meile von Nachod; ich habe dieſen Ort zu meinem Hauptquartier gewählt, weil ich hier in der Mitte aller großen Verhandlungen ſitze, und doch zugleich alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens genieße. Sie wiſſen doch, daß jetzt, durch eine in der Geſchichte wohl einzige Konſtellation, die vier

größten Souverains von Europa, mit ihren Kabinettern, Miniſtern, Höfen, und ſechs- bis achtmalhunderttauſend Mann Truppen, in einem kleinen Strich Landes, von einigen zwanzig Meilen in der Länge, und zehn Meilen in der Breite, konzentrirt ſind, und daß in dieſem Augenblick Paris, Wien, Berlin und Petersburg in Nichts verſinken gegen Gitſchin, Reichenbach, Ratiborzitz, Opotſchna, und andre dieſer Art. — In Gitſchin, ſechs Stunden von hier, hält der Kaiſer ſich mit Graf Metternich ꝛc. auf; in Opotſchna, drei Stunden von hier, war acht Tage lang der Kaiſer Alexander mit ſeinen beiden Schweſtern. Dort war auch ich zwei Tage, und ſah vorgeſtern den König von Preußen, der zu Mittag mit dem Kaiſer ſpeiſte. Humboldt war mit mir; wir haben einen großen Theil dieſer ewig denkwürdigen Tage gemeinſchaftlich verlebt. Heute — jetzt eben — hat der Kaiſer mit uns in Ratiborzitz bei der Herzogin geſpeiſet, und geht eben nach Reichenbach zurück. Ich ſah ihn viel! — Ratiborzitz iſt der Zentral-Verſammlungspunkt; hier haben die ganze vorige Woche, bald Metternich, bald Stadion, bald der Staatskanzler Hardenberg, bald mehrere zuſammen gehauſet. Hier ſind große Dinge getrieben worden. Humboldt iſt mit Hardenberg hieher gekommen, hat ſich aber ebenfalls hier fixirt, und bleibt nun, bis das Weitre zur Reiſe kömmt. Von der Bewegung, in welcher ich ſeit einigen Wochen lebe, haben Sie keinen Begriff. In einer ſolchen Zeit würde ich in Wien bleiben!!

Ich weiß alles; kein Menſch auf Erden weiß von der Zeitgeſchichte, was ich davon weiß; denn in ſo tiefer

Intimität mit so viel Hauptpartheien, und Hauptpersonen zugleich, war niemand, und kann nicht leicht ein Andrer wieder sein. Es ist nur Schade, daß es für die Mit- und Nachwelt alles verloren ist. Denn zum Sprechen bin ich zu verschlossen, zu diplomatisch, zu faul, zu blasirt, und zu boshaft; zum Schreiben fehlt es mir an Zeit, Muth und besonders Jugend. — Ich wiederhole Ihnen heute, was ich Ihnen schon vor einigen Jahren schrieb: ich weiß nicht, ob wir einander noch verstehen, noch für einander passen werden. Ich bin unendlich alt und schlecht geworden; Sie hingegen scheinen mir noch sehr redlich, sehr frisch, sehr liebevoll. Doch, wie dem auch sei, Ihr Brief, Ihre Treue, Ihre Beharrlichkeit, Ihr fester Glaube, das alles rührt mich sehr. Wir werden uns sehen, und in kurzem. Denn, es mag Krieg oder Frieden das Resultat sein, nach Prag komme ich in jedem Fall, und wahrscheinlich bald. Schreiben Sie mir nur gleich, wie lange Sie dort zu bleiben gedenken. Mein Rath ist, daß Sie die endliche Auflösung der Sachen, die nicht sehr entfernt sein kann, in Prag abwarten. Dann, je nachdem sich eins oder das andre entscheidet, will ich Ihnen, wenn Sie weiter meines Raths bedürfen, gern und freudig damit dienen. Schicken Sie Ihre Briefe für mich nur an den Zeitungsexpeditor Schwartz auf die Post; dieser besorgt alles pünktlich; in vierundzwanzig Stunden erhalte ich, was Sie mir schreiben. Wenn meine Ankunft in Prag nahe sein wird, benachrichtige ich Sie davon, schreibe Ihnen auch in der Zwischenzeit so viel

als es mir nur das geschäftige und wüste Leben, das ich hier (in einem Paradiese!) führe, zulassen wird. Adieu, Theuerste!

Gentz.

2.

Prag, den 16. Juli 1813.

Ich bin seit vorgestern hier, habe aber Geschäfte und Verhältnisse vorgefunden, die es mir bisher unmöglich gemacht, Sie zu besuchen. Ich fürchte, es wird mir auch heute noch so gehen. Morgen spätestens will und muß ich Sie auf jeden Fall sehen. Melden Sie mir unterdessen, welche Stunden Ihnen die bequemsten sind. Ihr letzter Brief hat mich sehr erfreut und gerührt. Es waltet aber noch ein großes Mißverständniß zwischen uns ob, welches nur durch Unterredung gehoben werden kann. Sie scheinen zu glauben, ich bildete mir etwas darauf ein, weiser und schlechter geworden zu sein, als Andre; ich führte das blos an, damit Sie nicht zu sehr über mich erschrecken sollten. Denn der letzte Ueberrest von Jugend ist bei mir blos in den Schmerz, sie verloren zu haben, konzentrirt, und ich tauge daher wirklich nicht mehr viel. Desto edler von Ihnen, daß Sie sich entêtiren, mich gut zu finden.

G.

3.

Prag, Juli 1813.

Ich ſchlage Ihnen Folgendes vor. Fahren Sie morgen um 10 Uhr Vormittag zum Borſchitzer Thor hinaus auf die Hetz-Inſel; ein Ort, den jeder Fiakre kennt. Dort werde auch ich mich einfinden. Des Abends iſt es viel ſchwerer, weil der Graf Metternich ſelbſt ein großer Nachtvogel iſt, und die, welche den Abend mit ihm zubringen, vor 1 oder 2 Uhr nicht gern losläßt, wie ich denn geſtern mit ihm und Humboldt bis halb 2 Uhr zu meiner großen Plage in den ſchlecht gepflaſterten Straßen dieſer Stadt herumziehen mußte. —

Es wird ſich bald alles zwiſchen uns aufklären.

Gentz.

4.

Prag, Juli 1813.

Es iſt nicht blos die Perſon Metternich, was meine Zeit beſchränkt. Ich habe auch unendlich viel zu arbeiten; und es iſt leider eine Reiſe und ein Entſchluß, zu Ihnen zu gehen. Nichts deſtoweniger komme ich morgen zwiſchen 12 und 2 Uhr. Glauben Sie denn, daß es etwas Angenehmeres für mich giebt, als mit Ihnen zu ſein?

G.

Schreiben Sie nur, ſo oft Sie Zeit und Luſt haben; ich leſe Sie faſt eben ſo gern, als ich Sie höre.

5.

Prag, — 1813.

Dies durften Sie mir nicht erſt ſagen; es verſteht ſich von ſelbſt. Ich meinte das Gern-Leſen Ihrer Briefe übrigens nicht en grand-seigneur. Wüßten Sie nur, wie einem zu Muthe iſt, der ſechs, zehn, zwölf Stunden hinter einander mit dem Kopfe arbeiten ſoll, und jeden Augenblick durch kurrente Dinge, Nachrichten, Geſpräche unterbrochen, bewegt, turbirt wird! Heute iſt beſonders ein ſchwerer Tag; alſo Verzeihung für alles, was nicht in der Ordnung wäre!

G.

6.

Prag, Juli 1813

Sie ſehen es nun ein, daß ich völlig Recht hatte. „Ich verſtehe keins Ihrer Worte.“ — Wie ſollte ich denn? Der innre Sinn, die Empfänglichkeit iſt abgeſtumpft. Sie leben; ich bin todt. Allerdings wäre es — doch vielleicht nur — anders geworden, wenn ich in Ihrer Atmosphäre fortdauernd geathmet hätte. Aber jetzt iſt es nicht blos Scheintod; die geſchickteſten Experimente bringen mich nicht in's Leben zurück. Dabei ſprechen und ſchreiben Sie nun noch, obgleich immer göttlich, ſo räthſelhaft, ſo geheimnißvoll, daß ich gar nicht weiß, wie ich ſelbſt meine Dummheit, die noch außer der Leere in mir iſt, vor Ihnen verſtecken ſoll. Ich ſuche Sie doch

wieder. Auch neben Ihnen zu vegetiren, zu radotiren, hat einen gewiſſen Reiz.

Mit dem Schreiben iſt es auch leichter gedacht als gethan. Die Kehle wird mir ja immer enger zugeſchnürt. Wenn ich denke, daß bis zum 10. Auguſt — — Nein! Ich wundre mich nur, daß ich es noch aushalte. Ziehen Sie nur die Hand nicht immer weg, wenn ich Sie anfaſſe. Dieſe Bewegung kommt mir vor wie ein ſchauerhaftes Sinnbild der Getrenntheit unſrer Seelen. So fahren Sie vielleicht oft zuſammen, wenn ich Sachen ſage, die Ihnen platt, ſeicht, ſchlecht erſcheinen. Adieu. Ich könnte in dieſem lamentirenden Tone ganze Bücher ſchreiben; es iſt gut, daß ich es nicht darf. Beſſer doch noch zu thun, was man durchaus muß. Die Freiheit hilft mir nichts mehr.

Gentz.

7.

Prag, Ende Juli's 1813.

Das Ausbleiben der Berliner Poſt hängt beſtimmt mit nichts Wichtigem zuſammen, und bedeutet nichts. — Ob geſchlagen wird, weiß ich heute noch ſo wenig, als was am jüngſten Gericht geſchehen ſoll. Zwiſchen hier und Uebermorgen Abend werde ich es wiſſen, und dann Ihnen gewiß, ohne Rückhalt und vor allen Andern ſagen. Der Krieg iſt höchſt wahrſcheinlich, er iſt es auf mehr als eine Weiſe; er kann durch mehr als eine Thür hereinbrechen; ſeit acht Tagen haben ſich die Dinge unend-

lich geändert. Und doch kann auch plötzlich Friede eintreten. Es ist eine gräuliche Zeit. Ich wünsche mit der tiefsten Sehnsucht Sie bald zu sehen. Ich komme, wenn Sie wollen, heute Abend um 8 Uhr, sei es auch nur auf eine halbe Stunde, zu Ihnen.

G.

8.

Prag, Sonntag den 1. August 1813.

Ich rathe Ihnen, meine Liebe, alle Ihre Anstalten so zu treffen, daß Sie zwischen dem 10. und 16. von hier abreisen können. Der Krieg war schon so gewiß, daß er nicht mehr gewisser werden kann. Eine Möglichkeit ist freilich, daß in den letzten Tagen vor dem 10. Napoleon plötzlich durch eine großmüthige Erklärung der ganzen Sache eine andere Wendung gäbe; diese Möglichkeit ist aber sehr schwach, und überdies die einzige. Eigentliche Unterhandlungen werden und können nicht anfangen. Bis jetzt ist noch nicht der erste Punkt der bloßen Form berichtigt; wie sollte — anders als auf jenem außerordentlichen Wege — in acht Tagen ein Friede geschlossen sein?

Ich bin seit gestern, weil mir einiges gelang, nicht übel gestimmt, aber dergestalt in Arbeit begraben, daß ich noch nicht weiß, wenn ich Sie werde sehen können. Doch schiebe ich es gewiß nicht länger auf, als es schlechterdings nöthig ist.

G.

N. B. Wenn Sie einmal entschlossen sind, nie da zu bleiben wo Krieg ist — aktiver Krieg, denn sonst

wieder. Auch neben Ihnen zu vegetiren, zu rabotiren, hat einen gewiſſen Reiz.

Mit dem Schreiben iſt es auch leichter gedacht als gethan. Die Kehle wird mir ja immer enger zugeſchnürt. Wenn ich denke, daß bis zum 10. Auguſt — — Nein! Ich wundre mich nur, daß ich es noch aushalte. Ziehen Sie nur die Hand nicht immer weg, wenn ich Sie anfaſſe. Dieſe Bewegung kommt mir vor wie ein ſchauerhaftes Sinnbild der Getrenntheit unſrer Seelen. So fahren Sie vielleicht oft zuſammen, wenn ich Sachen ſage, die Ihnen platt, ſeicht, ſchlecht erſcheinen. Adieu. Ich könnte in dieſem lamentirenden Tone ganze Bücher ſchreiben; es iſt gut, daß ich es nicht darf. Beſſer doch noch zu thun, was man durchaus muß. Die Freiheit hilft mir nichts mehr.

Gentz.

7.

Prag, Ende Juli's 1813.

Das Ausbleiben der Berliner Poſt hängt beſtimmt mit nichts Wichtigem zuſammen, und bedeutet nichts. — Ob geſchlagen wird, weiß ich heute noch ſo wenig, als was am jüngſten Gericht geſchehen ſoll. Zwiſchen hier und Uebermorgen Abend werde ich es wiſſen, und dann Ihnen gewiß, ohne Rückhalt und vor allen Andern ſagen. Der Krieg iſt höchſt wahrſcheinlich, er iſt es auf mehr als eine Weiſe; er kann durch mehr als eine Thür hereinbrechen; ſeit acht Tagen haben ſich die Dinge unend-

lich geändert. Und doch kann auch plötzlich Friede eintreten. Es ist eine gräuliche Zeit. Ich wünsche mit der tiefsten Sehnsucht Sie bald zu sehen. Ich komme, wenn Sie wollen, heute Abend um 8 Uhr, sei es auch nur auf eine halbe Stunde, zu Ihnen.

G.

8.

Prag, Sonntag den 1. August 1813.

Ich rathe Ihnen, meine Liebe, alle Ihre Anstalten so zu treffen, daß Sie zwischen dem 10. und 16. von hier abreisen können. Der Krieg war schon so gewiß, daß er nicht mehr gewisser werden kann. Eine Möglichkeit ist freilich, daß in den letzten Tagen vor dem 10. Napoleon plötzlich durch eine großmüthige Erklärung der ganzen Sache eine andere Wendung gäbe; diese Möglichkeit ist aber sehr schwach, und überdies die einzige. Eigentliche Unterhandlungen werden und können nicht anfangen. Bis jetzt ist noch nicht der erste Punkt der bloßen Form berichtigt; wie sollte — anders als auf jenem außerordentlichen Wege — in acht Tagen ein Friede geschlossen sein?

Ich bin seit gestern, weil mir einiges gelang, nicht übel gestimmt, aber dergestalt in Arbeit begraben, daß ich noch nicht weiß, wenn ich Sie werde sehen können. Doch schiebe ich es gewiß nicht länger auf, als es schlechterdings nöthig ist.

G.

N. B. Wenn Sie einmal entschlossen sind, nie da zu bleiben wo Krieg ist — aktiver Krieg, denn sonst

müßten ſie an's Nordkap reiſen — ſo richten Sie ihren Marſch auf Brünn und Olmütz. Von da ſteht Ihnen Ungarn immer offen. Daſſelbe thue auch ich, wenn ich nicht dem Hauptquartier folgen muß. Bis zum 10. können Sie alles ruhig abwarten.

9.

Prag, Auguſt 1813.

Was Sie verlangen, Theuerſte, iſt unmöglich. Von einem Ungariſchen Paß rede ich noch gar nicht. Aber Sie können von hier nicht nach Brünn gehen, ohne daß Ihr Paß, die Perſon Ihres Paſſes, nicht eine Quittung, dahin gerichtet werde. Schicken Sie mir alſo, ohne Weiteres, den Paß. Ich werde dann über das Weitere nachdenken, ſprechen, ſorgen. Ihre Skrupel über das Abfordern des Paſſes von der Polizei ſind ganz grundlos. Auch können Sie, wenn er einmal berichtigt iſt, zur weitern Reiſe ihn dann brauchen, wie Sie wollen. Es wird niemand Sie turbiren. Aber ohne Paß, auf bloßes Reden, kann nichts geſchehen. Trauen Sie mir hierin. Es iſt übrigens keine große Gefahr im Verzuge. Vor dem 20., vor dem 25. d. M. gehen wir gewiß nicht von Prag. Warum Sie mit mir gauche ſind, kann ich durchaus nicht begreifen; denn trotz meiner offenen Geſtändniſſe über die ſchwache Geſtalt, in der ich mir in Bezug auf Sie erſcheine, bin ich doch vollkommen unbefangen in Ihrer Gegenwart. Warum ſagen Sie mir nicht alles,

was Sie denken? Bei mir fände gewiß jedes Wort eine gute Statt. Ich halte Sie ja für so geistreich, so sinnreich, und so liebenswürdig, daß, wenn es Ihnen je widerfahren könnte, etwas falsches zu sagen, ich es gar nicht einmal bemerken würde. Ich würde eine tiefere Bedeutung hinein legen. Es ist mir unbegreiflich, wie eine so gewandte und weltkluge Person sich über ihre Stellung gegen einen Andern so irren kann. Ich würde Sie bis zur Verliebtheit lieben, wenn Sie mich nicht durch Ihre ewige Verlegenheiten gewaltsam zurückstießen. Dies erkläre ich Ihnen ein für allemal. Ob ich Sie morgen sehe, weiß ich nicht. Morgen — ist ein großer Tag! Aber Uebermorgen sehe ich Sie gewiß, es sei nun im Garten oder bei Ihnen.

G.

10.

Prag, August 1813.

Sein Sie vollkommen ruhig, und verlassen Sie sich auf mich. — Ich habe bis jetzt wegen Ihres Passes noch nichts thun können; denn gestern Abend und bis heute Morgen um 2 Uhr waren wir beschäftigt — Krieg zu erklären; denn nun ist er erklärt. Und heute ist Graf Metternich schon früh nach Brandeis gefahren. Sie sollen aber morgen von mir hören. Ich komme in jedem Falle morgen gegen 1 Uhr zu Ihnen. Denn Sie heute zu sehen, ist unmöglich, da es nicht genug ist, den Krieg

zu erklären, sondern auch nöthig, ihn zu rechtfertigen, also Manifeste zu schreiben.

Gentz.

11.

Prag, den 12. August 1813.

Ihr Bote selbst kann bezeugen, daß meine Stuben so besetzt sind, daß ich nicht die Zeit habe, nur Ihren Brief zu lesen. Sogleich als ich allein bin, soll das geschehen, und wenn er Antwort erfordert, schreibe ich sie dann auch gleich zu Ihnen.

G.

12.

Prag, 13. August 1813.

Jetzt habe ich Ihren Brief gelesen. Und welch einen Brief! Eine Person wie Sie, ist nur Einmal geboren; und ein schwerer Kummer, daß Sie, wie ich nun ganz klar erkenne, eigentlich für mich in die Welt kamen. Dies Verderben, diese Verzweiflung — nämlich, ein solches Glück verscherzt zu haben — danke ich meiner verfluchten innern Poltronnerie — die Menschen nennen es Bescheidenheit —, die mich stets abhielt, zu glauben, es sei Ihnen so Ernst, wie ich es jetzt weiß. Dieser Brief ist nicht räthselhaft; er ist nur zu verständlich; er macht mich vor Gram und Scham vergehen. So ein Poltron, so ein Esel war ich, bin ich nun einmal, und Sie wun-

dern ſich noch, daß ich vor Einſamkeit und Geſchäftsloſigkeit zittre! Die größte Erſcheinung meines Lebens habe ich nicht begriffen; ſind Sie nicht wie eine ombre chinoise bei mir vorüber gegangen? habe ich Sie benutzt? habe ich nur gemeine Dankbarkeit an Ihnen ausgeübt? — Verſtehe ich es auch nur, in dieſem Labyrinth von Reue, Verlegenheit, Sehnſucht nach feſterm Boden, einen Ausweg zu finden? Ich bin ja in den Ketten der Welt ſo ſchmählich befangen, daß nicht blos Freiheit, ſondern Muth, nach ihr zu ſtreben, mir abgeht. Und doch iſt Ein gutes Haar immer noch an mir. Denn ich fühle den überſchwänglichen Werth einer ſolchen Zuneigung wie die Ihrige iſt, bin ungeheuer davon geſchmeichelt, leide wenigſtens indem ich fühle, wie ſolche Süßigkeiten den Weg in mein vertrocknetes Herz ſuchen.

Ich werde morgen in den Mittagsſtunden zu Ihnen kommen. Sie müſſen ſich in Reinerz fixiren, ſo lange es nur irgend geht! Dort ſind wir ſo gut als bei einander, wenn ich in Ratiborzitz wohne. — In zwei, drei Tagen wird ſich aufklären, wo eigentlich der Hauptſchauplatz des Kriegs zuerſt etablirt wird.

Leben Sie wohl, nach der herrlichen That, die Sie ausführten, indem Sie mir dieſen Brief ſchrieben, der eine Revolution in mir hervorbringen müßte, wenn die Beweglichkeit nicht verloren wäre — mit ſo vielem andern, hélas!

Gentz.

13.

Prag, den 21. August 1813.

Heute geht Graf Metternich mit seinem Bureau von von hier ab; und ich bleibe für's erste in Prag. Ich werde diesen Abend gegen 7 Uhr zu Ihnen kommen; sollten Sie eine Abhaltung haben, so melden Sie es mir gütigst, und schreiben mir, in welcher Stunde Sie mich morgen am liebsten sehen würden. Denn jetzt bin ich so ziemlich Herr meiner Zeit und meiner Bewegungen.

Gentz.

14.

Prag, Donnerstag Abend den 26. August 1813.

Ich weiß nicht, wie die Sachen stehen, und Ihnen will ich es nicht verhehlen, daß ich in großen Sorgen bin. Ein Besuch, der mich eben verläßt, hat mich mit den schwärzesten Bildern erfüllt, und es ist besser, ich schreibe Ihnen in dieser Stimmung nicht. Lassen Sie sich von Graf Clamm nichts einreden, aber gefaßt und bereit zu sein, ist immer gut. Ich fürchte ohnehin, wenn wir Prag verlassen müssen, wird es ein furchtbares Gedränge geben. Sie können sich denken, daß ich meine Postpferde sicher habe, aber was ist in solchen Momenten nicht alles möglich!

G.

15.

Prag, Freitag den 27. Auguſt 1813.

Ich bin nicht allein hier, ſondern habe auch noch keinen Augenblick daran gedacht, Prag zu verlaſſen. Ich war aber ſeit geſtern früh in der übelſten Laune von der Welt, weil ich von einer Stunde zur andern Neuigkeiten vom Krieges-Schauplatz erwartete, und zu meiner großen Verzweiflung noch bis dieſen Augenblick keine erhielt. Die Sachen können aber nicht anders als gut ſtehen. Ich vermuthe, daß man in der Nähe von Dresden Schwierigkeiten gefunden hat, die man nicht gleich überwinden konnte. Dies ſind denn gewöhnlich die Zeiten, wo man ſchweigt, bis irgend ein Reſultat erreicht iſt

Sie wiſſen vermuthlich ſchon, daß die Gefahr, die uns von Reichenberg und Gabel her bedrohte, nun ganz vorüber iſt. — Geſtern Abend wäre ich zu Ihnen gekommen, fühlte wirklich ein Bedürfniß, Sie zu ſehen, ließ es aber fallen, weil ich gewiß wußte, daß Sie im Theater ſein müßten. Dieſe Theaterſtunden haben mich ſchon mehr als einmal um das Vergnügen, Sie zu ſehen, gebracht. Den übrigen Theil des Tages darf ich gar nicht mehr ausgehen. Denn jetzt iſt meine eigentliche Beſtimmung d'être le canal des graces, das heißt, die einzig authentiſchen Nachrichten zu empfangen, und an die zahlreichen Kunden, die mich vom Morgen bis Abend beſtürmen, weiter auszugeben. Zugleich bin ich, Gott weiß wie, eine Art von oberſter Cenſur- und faſt von geheimer Polizei-Behörde geworden; denn die Autoritäten von Prag nehmen in zwei-

felhaften Fällen alle ihre Zuflucht zu mir; es ist eine sonderbare Sache um das Geschäftsleben im Großen; wenn ich von Lissabon nach Konstantinopel versetzt worden wäre, so könnte nicht eine größere Veränderung vorgegangen sein, als zwischen meiner Lage den Tag vor der Abreise des Grafen Metternich und meiner heutigen; und doch ist es im Ganzen immer dasselbe Verhältniß; nur daß ich damals durchaus in einem Andern und durch einen Andern lebte, anstatt daß jetzt alle Andern in mir und durch mich leben wollen.

Ich mache doch heute oder morgen einen Versuch, Sie zu Hause zu finden.

G.

16.

Prag, Freitag Abend den 27. August 1813.

Es ist ja die größte aller Thorheiten, sich ohne alle Noth zu quälen. Ich komme um 11 Uhr Morgen ganz einfach zu Ihnen, und wir künsteln weiter an Nichts. Hiebei bleibt es. Sie sollen diesen Zettel erst morgen um 10 Uhr erhalten, damit Sie nicht mehr Zeit haben, zu protestiren. Freitag Abend: morgen heißt also: Sonnabend.

G.

17.

Prag, den 28. August 1813.

Am ganzen 26. schlug man sich in den Straßen von Dresden, die barrikadirt waren, und wo man großen

Widerstand leistete. So weit gehen meine letzten Neuigkeiten. Der Kaiser und Metternich sind seit gestern Mittag in Töplitz, und bleiben dort vor der Hand. Die französische Armee kam endlich aus der Lausitz zurück; und es wird nun darauf ankommen, ob sie bei Dresden noch über die Elbe zurück kann oder weiter hinunter gehen muß. Es steht alles bis jetzt sehr gut.

G.

18.

Prag, den 29. August 1813.

Dresden war am 27. noch nicht genommen; es soll aber gänzlich zerstört sein. Die Franzosen sind am 27. Abends bei Königstein über die Elbe gekommen, welches einigen Allarm im Rücken der Armee, und besonders in Töplitz verursacht hat; der Kaiser ist indessen nicht von Töplitz abgegangen, und alles war dort gestern Abend noch ruhig. Der König ist nicht in Töplitz, sondern blos Hardenberg; ich vermuthe den König in der Gegend um Lowositz und Außig, oder vielleicht auf dem Schlosse Tetschen an der Elbe. Wenn Sie Graf Clamm nicht mißverstanden haben, welches ich jedoch stark glaube (er wird gesagt haben: sie waren noch einmal bei mir), so kann die Besetzung von Reichenberg immer nur etwas höchst Unbedeutendes sein. Uebrigens haben wir in dieser Gegend jetzt eben über 20,000 Mann, unter einem der besten Generale (Merveldt) gesammelt, und es wird von weitern Einfällen wohl sobald nicht mehr die Rede sein.

Gentz.

19.

Prag, den 30. Auguſt 1813.

Ich glaube, daß die Sachen mittelmaßig ſtehen, weil ich es immer als eine ſchmerzhafte Sache anſehe, daß der Verſuch auf Dresden mißlungen iſt. Und für mißlungen halte ich ihn durchaus. Unterdeſſen war der Fürſt Schwarzenberg vorgeſtern noch in Dippoldswalde, der Kaiſer geſtern noch in Töplitz, wohin in der vorgeſtrigen Nacht auch der König von Preußen gekommen war. Was ſeit geſtern geſchehen iſt, weiß ich noch nicht. Blücher hat am 26. bei Goldberg einen namhaften Sieg erfochten; unglücklicher Weiſe hat der Ueberbringer ſeiner Depeſchen, Graf Moltke bei Turnau oder irgendwo ſonſt, in der Iſer ertrinken müſſen.

G.

20.

Prag, den 30. Auguſt 1813.

Ich komme nicht zu Ihnen, weil auf dieſer ganzen Seite [Kleinſeite von Prag] kein einziger Wagen zu haben iſt. Morgen früh, ſo früh als es mir möglich ſein wird, komme ich gewiß. Gehen Sie ja nicht eher aus.

Ich hoffe, Sie haben doch ſchon einige Anſtalten zur Reiſe gemacht, ſind ſicher, Pferde zu haben, ꝛc.? — Es bedroht uns Gefahr von mehr als einer Seite; die Franzoſen ſind im Bunzlauer Kreiſe weit vorgerückt, zwar nicht mit großer Macht, doch immer ſtark genug, um

gegen Prag zu marſchiren, wenn ſie auskundſchaften, daß auf der Seite, woher ſie kommen, alles von Truppen entblößt iſt. Sie hätten ſchon vorgeſtern reiſen ſollen, wenn es irgend möglich war, Pferde zu erhalten. Die Großfürſtinnen machen uns eigentlich todt; dieſe verlangen zur Reiſe nach Wien nicht weniger als achtzig Pferde. — Schreiben Sie mir, ob Sie das alles denn nicht wiſſen, und wie, wenn Sie es wußten, Sie ſo ruhig ſein konnten.

G.

21.

Prag, den 31. Auguſt 1813.

Ich werde im Laufe des heutigen Tages ſicher zu Ihnen kommen. —

Bei Töplitz iſt der Feind zurückgeworfen. Moreau iſt wahrſcheinlich todt. Die Neuigkeiten aus Berlin ſind noch nicht recht klar.

G.

22.

Prag, den 31. Auguſt 1813.

Ich komme zwiſchen 8 und 9 Uhr gewiß. Opfern Sie mir heute das Theater auf! Es wird Sie nicht gereuen, mich abgewartet zu haben. Ich habe ſehr gute Neuigkeiten.

Gentz.

23.

Prag, den 1. September 1813.

Ich weiß nichts Authentiſches über das Vorrücken gegen Brix.

Daß Sie es mir als Milde anrechnen, wenn Sie nicht böſe ſind über vergebliches Warten auf mich, iſt eine Ungerechtigkeit, die ich Ihnen verzeihe, die ich aber kaum von Ihnen erwartet hätte. Sie wiſſen alſo noch nicht, daß es eine Art von heroiſchem Entſchluß für mich iſt, auf die Altſtadt zu fahren, und daß, außer dem Vergnügen Sie zu ſehen, mich nichts dazu bewegen würde? Sie wiſſen alſo noch gar nicht, was es mit dem Gedränge, in welchem ich mich vom frühen Morgen bis ſpät in die Nacht befinde, auf ſich hat? und daß mein Wagen zuweilen fünf Stunden lang angeſpannt vor meiner Thüre ſteht, ohne daß ich einſteigen kann.

Ihr Memoire erwarte ich mit Sehnſucht; jeden Auftrag erfülle ich mit größter Bereitwilligkeit.

G.

24.

Prag, Freitag den 3. September 1813.

Geſtern kam ich den ganzen Tag über faſt nicht zu Sinnen, und konnte Ihnen nicht antworten, da Ihr Billet gerade mit dem ankommenden Kourier zuſammen traf. Hier haben Sie das neuliche, und das heutige Extrablatt, und außerdem die Verſicherung, daß nach gemäßigten

Kalkuls Napoleon ſeit zehn Tagen 80,000 Mann und 198 Kanonen verloren hat. Auf dieſe Weiſe wird es doch hoffentlich bald zu Ende gehen. Humboldt war vorgeſtern hier, iſt aber geſtern früh fort. In Wien war man von aller Furcht zurückgekommen. Und wenn Graf Paar mit den Adlern und Ehren-Legions Standarten und „Marengo und Auſterlitz" u. ſ. w. in Wien einreiten wird, ſo denkt niemand mehr an Gefahr. Ich glaube ſelbſt, ſie iſt vorüber. Er wird uns noch einige giftige Biſſe und Hiebe beibringen, — dann fallen.

Sie lieben zwar Adam Müller nicht; leſen Sie aber das beiliegende Billet mit Wohlwollen, weil es mir großes Vergnügen gemacht hat; und ſchicken Sie es mir durch den Ueberbringer zurück.

Gentz.

25.

Prag, den 4. Septmeber 1813.

Unſer Hauptquartier iſt in Dux; die Souverains ſind noch immer in Töplitz, wo bis geſtern Abend alles ganz ruhig war. Wo der Kronprinz von Schweden eigentlich ſteht, weiß ich nicht; habe aber die ſtärkſten Gründe zu vermuthen, daß die Franzoſen ſich von ſeiner Seite nach der Elbe, und vielleicht ganz über dieſelbe zurückzogen. Ich habe dieſen Augenblick durch einen Engliſchen Kourier mehrere Briefe von Berlin erhalten, wo man am 31. Auguſt ſehr ruhig war. Am 22. hatte man dort große Angſt ausgeſtanden; die heftige Kanonade bei Teltow warf alles

in die äußerſte Beſtürzung; doch gleich am folgenden Tage beruhigte man ſich. — Tauentzien hat, mit Ausſchluß der Gegend um Luckau, die ganze Nieder-Lauſitz beſetzt. Auch von der nordöſtlichen Gränze von Böhmen, und aus der Ober-Lauſitz ziehen die Franzoſen ab; dagegen ſtehen ſie en force im Erzgebirge längs der Gränze vom linken Elbufer bis Kommotau. Vielleicht iſt das blos eine Demonſtration, um zur Entfernung von Dresden Zeit zu gewinnen; vielleicht verſuchen ſie auch wirklich aufs Neue in Böhmen einzudringen. Ich hoffe, dies ſoll ihnen übel bekommen. Eine ſtarke Poſition zwiſchen dem Thüringer Walde und dem Harz wäre, militairiſch betrachtet, das Fürchtbarſte. In andern Rückſichten würden wir Friedens-Freunde recht froh darüber ſein. —

Es thut mir unendlich leid, daß ich Sie jetzt, da ich noch immer ſo vortrefflich geſtimmt bin, ſo wenig ſehen kann. Aber es iſt rein unmöglich. Den ganzen Tag über bin ich im Belagerungs-Stande; die Herzogin von Sagan iſt noch dazu ſeit geſtern wieder hier, wohnt wieder neben mir an. Und der Abend iſt kaum lang genug, um daß ich nur meine dringendſten Geſchäfte und Korreſpondenzen abſolvire. Von ordentlichem Schreiben, Leſen oder Denken iſt gar nicht die Rede. Indeſſen wäre es ja noch ungleich ſchlimmer, in den Gräueln eines Hauptquartiers zu leben. So tröſte ich mich, befinde mich wohl, vergeſſe (möglichſt) den Tod, und liebe Sie von ganzem Herzen.

Gentz.

26.

Prag, den 5. September 1813.

Ich mag auch noch so große Anstrengungen machen, um zu thun, was Sie wünschen, aber ich kann auf Ihr Schreiben jetzt nicht antworten. Die Gefahr ist in diesem Augenblick zu entfernt und Ihre ganze Hypothese zu chimärisch; Sie werden bald näher vernehmen, warum. Es ist gar nicht mehr die Rede von Weggehen aus Prag; und auf die Frage: Wohin? weiß ich also für jetzt keine Antwort.

Ich reise diesen Abend (welches aber ganz unter uns bleibt) nach Laun, um dort morgen Graf Metternich zu sprechen. Dienstag komme ich zurück. Bis dahin haben Sie nun gewiß nichts zu fürchten; denn Sie sehen, daß ich dem Feinde gerade entgegen gehe. Daß mein Billet von gestern Abend doch auch gar nichts auf Sie gewirkt hat, schlägt mich einigermaßen nieder, und beweiset mir, daß Sie auf meine Worte in dieser Sache nicht viel geben. Ein Kourier, den ich diesen Morgen um 6 Uhr erhielt, und der mich eben nach Laun berief, bringt die Nachricht, daß die Franzosen sich von unsrer Gränze entfernen, daß Frauenstein, Seyda, Gießhübel von unsern Truppen besetzt sind. Am 31. August war kein Franzose mehr in Schlesien. Eine rührende Proklamation von Blücher, die so eben gedruckt wird, soll Sie davon belehren.

Adieu bis Dienstag. Und trauen Sie mir: die Sache steht über alle Begriffe gut.

Gentz.

27.

Prag, den 8. September 1813.

Ich habe zwei göttliche Tage verlebt, wovon die Details mündlich. Schon die Stimmung, in welcher ich Metternich fand, war einer dreimal ſo langen Reiſe werth; wenn ein ſolcher, wie Er, in dieſem Grade, und auf dieſe Art ſeiner Sache gewiß iſt, ſo ſteht ſie ſicher nicht ſchlecht. — Allerdings iſt Napoleon auf der Straße von Bautzen dem Blücher entgegen gegangen, deſſen Vorrücken bis Görlitz er unmöglich ertragen konnte. Allerdings zieht ſich Blücher zurück. Ich glaube aber, Napoleon wird in wenig Tagen auf dem rechten Elbufer genug andre Beſchäftigung finden, um Blücher nicht gar weit zu verfolgen. Ein neuer Akt hebt an. Sein Sie ganz ruhig. Es kann nicht mehr ſchlimm gehen. Was Ihre Perſon betrifft, ſo nehme ich dieſe, wie hiemit geſchieht, ganz unter meine Obhut, und werde Sie unter keiner Bedingung verlaſſen. Selbſt gegen augenblickliche terreurs ſind Sie alſo gedeckt. Ich werde heute, entweder zwiſchen 5. und 6. Uhr, wenn ich bei Clamm gegeſſen habe, oder, wenn dies nicht möglich wäre, zwiſchen 8. und 9. Uhr zu Ihnen kommen.

G.

Sie wiſſen vielleicht noch nicht, daß Körner zwiſchen Gadebuſch und Schwerin geblieben iſt?

28.

Prag, den 9. September 1813.

Schicken Sie künftig nie Ihr Mädchen zum zweitenmale nach einer Antwort. Sie haben nur diese einzige Person; es ist grausam für Sie und das Mädchen, sie diese schreckliche Reise zweimal machen zu lassen. Ich habe jetzt sechs Leute zu meiner Disposition; ich werde Ihnen sicher keine Antwort schuldig bleiben, und wenn Sie mir gestatten, in dem Augenblick zu schreiben, wo ich mich am freisten fühle, so wird ja meine Antwort überdies etwas besser ausfallen, als im Drange der Noth.

Napoleon ist seit dem 5. Abends wieder in Dresden. Er hat abermals einen falschen Kalkül gemacht. Blücher zog sich allenthalben zurück und brannte die Brücken ab. Vermuthlich ahndete Napoleon auch etwas von unsrer Bewegung. Jetzt scheint er auf den Kronprinzen losgehen zu wollen. Dieser wird es eben so machen, wie Blücher. Unterdessen werden wir fort operiren. Wittgenstein steht abermals vor Dresden, hat Pirna wieder genommen. — Es ist ein Wirwar vom Teufel; aber alles steht gut für uns. Die 25,000 sind falsch. So weit sind wir noch nicht von jener Seite.

Ich danke für Ihr höchst liebenswürdiges Billet. Ich fürchte aber, ich zittre davor: Sie fliegen zu hoch für mich. Ich ergriffe Sie lieber auf einem etwas niedrigern Punkte. Das geht nicht; ich fühle es, fühle praktischer, mithin richtiger als Sie.

Wenn Sie nur nicht am Ende der Welt wohnten! Denken Sie ſich nur einen Menſchen in meiner Lage. Heute habe ich nun ſchon — die Korrektur der Zeitung — eine Fahrt nach dem General-Kommando nebſt einer Stunde pour parler daſelbſt — die Expedition nach Linz — die Expedition des Kouriers nach Töplitz — und vor einer Stunde einen Extra-Kourier von Töplitz, den Metternich dieſen Morgen an mich abgefertigt hat, und die Re-Expedition dieſes Kouriers nach Wien — das alles habe ich ſchon hinter mir! Um 2 Uhr! Wie gefällt Ihnen das? Ich eſſe zum Glück bei Jackſon um 5 Uhr, habe alſo noch zwei Stunden zum Verpuſten, wie man in Berlin ſagt. Adieu.

Gentz.

Den Brief von Schlegel kann ich nicht finden. Hier haben Sie unterdeſſen den Brief von Humboldt, von welchem ich übrigens dieſen Morgen einen wichtigen, gründlichen, ſehr apoſtoliſchen erhielt, den ich aber nicht mittheilen kann.

Zum größten Unglück iſt mir nun auch der Brief von Humboldt unter den Händen verſchwunden, und es iſt mir ganz unmöglich, ihn zu ſuchen. — Sie erhalten ihn morgen gewiß.

29.

Prag, den 11. September 1813.

Sie werden heute unangenehme Neuigkeiten hören. Die Franzoſen ſind wieder bei Nollendorf vorgedrungen,

und der Kaiser hat Töplitz verlassen. Es ist besser, daß ich Sie darauf vorbereite. Sagen Sie nichts davon, bis Sie es im Publikum hören. Sein Sie ruhig. Ich werde Sie gewiß nicht vergessen. Ich komme diesen Abend um 8 Uhr zu Ihnen.

Gentz.

30.

Prag, den 12. September 1813.

Reisen Sie noch nicht! Es ist möglich, daß die französische Armee definitiv die Elbe verläßt; alles deutet darauf; in diesem Fall hat die Gefahr für Prag ein für allemal ein Ende. In drei Tagen muß dies sich entscheiden. Warten Sie diesen letzten Stoß noch ab! Kommt es anders, so werde ich Sie gewiß zur rechten Zeit benachrichtigen. Ich sehe, Sie gehen ungern nach Wien; also ist es weise, diesen Entschluß nur zu fassen, wenn er wirklich durch die Umstände geboten wird.

Gentz.

Die Affaire von vorgestern fiel bei Graupen vor; 15,000 Mann waren über die alte Straße des Geyersberges vorgedrungen. Sie wurden aufs glänzendste zurückgeworfen; Abends um 7. Uhr war nichts mehr von ihnen zu sehen. Gestern früh um 10 herrschte die tiefste Stille in Töplitz, welches übrigens der Kaiser keinen Augenblick verlassen hat.

31.

Prag, den 12. Septbr. 1813.

Allgemeiner Grundſatz: Ich gebe nie eine Nachricht, ſolange ſie nicht ganz ſicher iſt. Die von Jüterbogck erhielt ich erſt dieſen Morgen um 10 Uhr, wo ein Kourier mich weckte. Um 2 Uhr Nachmittags habe ich aber einen andern erhalten, der noch ganz andre Dinge brachte. Morgen früh werden Sie ein Extrablatt leſen, das Sie in Verwunbrung ſetzen wird. Von unſrer Seite iſt alles abmarſchirt; dieſer Allarm war der letzte; rechnen Sie darauf. Die Briefe aus Töplitz von dieſem Morgen ſind alle in einem Taumel von Freude geſchrieben; ſelbſt Metternich hält ſich nicht mehr. Die Sache iſt entſchieden. Wieweit Napoleon zurückgeſchlagen werden wird, weiß ich nicht; aber weichen muß er nun. Sein Stern geht unter. Unſre Länder, Oeſterreich, Preußen, Sachſen ꝛc. ſind für immer gerettet. Wenn ich es ſage, können Sie es glauben. Mündlich das Nähere!

Gentz.

32.

Prag, den 13. September 1813.

Ich erhielt geſtern Nachmittag um 5 Uhr Briefe, die geſtern ſehr früh geſchrieben waren, und nach welchen man, da die franzöſiſchen Korps fortdauernd auf den Höhen hinter Nollendorf ꝛc. ſtanden, geſtern einen großen Schlag erwartete. Heute Morgen um 4. Uhr erhielt ich weitere

Briefe von geſtern Abend. Von Mittag an ſtanden 150,000 Mann in Linie, und 800 Kanonen vor den Defilcen aufgepflanzt, um den Feind zu empfangen. Man ſchreibt mir: „Il paraît, que ce coup d'oeil n'a pas flatté Napoléon.“ Um 2 Uhr bemerkte man, daß die franzöſiſche Armee ſich zurückzog.

Er hat am 6. wieder eine große Niederlage erlitten. Der Kronprinz von Schweden hat die Korps von Ney, Oudinot und Bertrand bei Dennewitz in der Nähe von Jüterbogck total geſchlagen; 16 bis 18,000 Mann, 60 Kanonen ꝛc. ꝛc. gingen an dieſem Tage verloren. Der Ueberreſt wollte bei Torgau über die Elbe gehen; man glaubt, es wird ihnen bei dieſer Gelegenheit noch ſehr ſchlecht mitgeſpielt worden ſein.

Bald werde ich Ihnen melden können, daß Sie nun ganz frei Athem ſchöpfen dürfen.

Gentz.

33.

Prag, den 14. September 1813.

Ich habe heute noch gar nichts erhalten. Die vorigen Tage waren ſo reich, daß der heutige davon zehren zu wollen ſcheint. Ich bin aber heute verſtimmt; nämlich zäh und faul; ich war bis Mittag in der vortrefflichſten Laune. Dann ſchlug es — ohne allen Grund — um, und ich fühlte eine gewiſſe Blaſirtheit, die noch fortdauert. Ich könnte heute zu Ihnen kommen, weil ich nicht ſehr viel zu thun habe. Ich mag mich aber ſo nicht

proklamiren. Es iſt morgen gewiß wieder anders. Wenn ich nicht durch den Kourier von heute Abend zuſammengerüttelt werde, ſo lege ich mich um halb 11 Uhr zu Bette. Sie wiſſen, was das heißt:

M. S. S. N. W. A. M?

34.

Prag, den 15. September 1813.

Ich habe von einer Stunde Nachricht von geſtern Mittag. Alles gut; aber durchaus nichts von Bedeutung. Ich kann nicht mehr ſchreiben, bin in Arbeit und Menſchen bis über den Kopf.

G.

35.

Prag, den 15. September 1813.

An mich iſt dieſer Kourier nicht gekommen. Auch habe ich von keinem Kourier gehört. Wenn ſie den Geyersberg geſtürmt haben, ſo muß es in der vergangenen Nacht geſchehen und die Nachricht diesen Morgen durch einen Luftballon hieher gebracht ſein. Wie es geſtern gegen Mittag ſtand, werden Sie unverzüglich in der Prager Zeitung leſen, die in einer halben Stunde ausgegeben werden muß. Man hielt geſtern für möglich, daß es heute mit Blücher bei Biſchoffswerda zum Gefecht käme; Andre im Hauptquartier glaubten es nicht. Ich bin etwas böſe auf Sie, daß Sie bei jedem, auch dem abſurdeſten

Gerücht, immer gleich alles vergeſſen, was ich Ihnen Tage und Wochen lang geſagt habe. Sie wiſſen, daß ich keine thörichten Illuſionen nähre, aber ſo wie Sie ſich die Sache denken, iſt ſie wahr- und wahrhaftig nicht. Das Geſpenſt, welches Sie Napoleon nennen, peinigt Sie ohne alle Noth; und der Genuß, zu bemerken, wie das wahre Ding, welches Napoleon heißt, täglich magrer und dürftiger wird, entgeht Ihnen ganz über allen Ihren eingebildeten Schreckniſſen.

Empfehlen Sie mich Marwitz verbindlichſt, wenn es nämlich der iſt, welchen ich kenne. Ich ſchicke Ihnen hier Ihren Paß zurück, feſt überzeugt, daß Sie nicht nöthig haben werden, nach Wien zu reiſen.

Gentz.

36.

Prag, den 15. September 1813.

Noch ein Wort vor Schlafengehen! Laſſen Sie ſich durch angeblich neuere Nachrichten, die meinen guten widerſprechen, nicht aus der Faſſung bringen! Der Kourier, der ſie brachte, war früher abgeſchickt, als meine Briefe geſchrieben worden, das ergiebt ſich mir aus der Vergleichung der Angaben unwiderſprechlich. Aber doch hat mich der Vorfall beunruhigt und verſtimmt. In das Gedränge einer Flucht zu kommen, wäre mir entſetzlich! Morgen wird ſich vieles durch beſtimmte Nachrichten aufklären.

G.

37.

Prag, den 16. September 1813.

Ich weiß nichts, bei dem Allwiſſenden nichts. Denn ich erwarte erſt heute Abend vielleicht ſpät in der Nacht einen Kourier. Ich ſitze aber und ſchreibe in großem Drange, weil ich morgen ganz früh einen Menſchen auf meine eigene Hand nach Wien abfertige, der eine Menge Sachen, die ich ſelbſt dem Kabinets-Kourier nicht anvertrauen mag, mitnehmen ſoll, und den ich nicht mehr zurück- noch aufhalten kann.

Gentz.

38.

Prag, den 20. September 1813.

Sie haben geſtern Abend oder heute früh einen erſten Bericht von der Affaire am 17. geleſen, und werden heute Nachmittag einen zweiten erhalten. Vorgeſtern und geſtern bis früh um 10 Uhr fiel nichts vor, und man ſollte glauben, die Franzoſen zögen ſich endlich ganz zurück, wenn man nicht in dieſer Erwartung ſchon ſo oft getäuſcht worden wäre. Doch iſt man über neue Verſuche zum Vorrücken ganz gleichgültig.

Wenn ich die Kommiſſion für Pilat's Vater ausrichten kann, ſo geben Sie ſie mir nur. Es wäre weitläufig, Ihnen zu beſchreiben, wo Sie ihn zu finden haben.

Ich war in dieſen Tagen von der Mannigfaltigkeit — nicht Wichtigkeit — meiner Geſchäfte ſo erdrückt, daß

ich gar nicht an die andre Seite der Stadt denken konnte. Auch weiß ich, daß Sie jetzt Marwitz beſtändig bei ſich haben, deſſen Geſellſchaft von Rechtswegen eine große Reſſource für Sie ſein muß. Nichts deſtoweniger beſuche ich Sie nächſtens.

G.

39.

Prag, den 22. September 1813.

Jetzt will ich Ihnen ſagen, warum ich Bedenken trug, und noch trage, Sie und Pilat's Vater bekannt zu machen. Pilat müſſen Sie betrachten, als wenn er mein Kind wäre; es iſt ein Menſch, für den ich ſorge, der vieler Pflege bedarf; und der von manchen Seiten verwundbar iſt. Die Humboldt iſt eine unruhige Perſon, die leicht mit Pilat's Vater irgend etwas anzetteln könnte, was dem Sohne, der auch meiner iſt, unangenehm werden könnte. Ich bitte Sie alſo: Miſchen Sie ſich in keinen Auftrag dieſer Art, wenn nicht der Gegenſtand deſſelben durchaus harmlos, oder evident unbedeutend iſt.

Die Bücher für Marwitz werde ich aufſuchen laſſen.

Metternich war von vorgeſtern Abend um 6 Uhr bis dieſen Morgen um 3 Uhr hier. Geſtern war daher ein ſehr guter Tag für mich. Die franzöſiſche Armee hat ſich nun ganz von der böhmiſchen Gränze zurückgezogen, und verhungert in und um Dresden, Napoleon hat Narbonne zum Gouverneur von Torgau ernannt; hierin wittern ſeine eignen Leute, wie aus einem aufgefangenen Briefe hervor-

geht, Wahnsinn. Thielmann hat bei Artern einen zweiten Kourier und zwar diesmal den Kabinets-Kourier aufgefangen, mit welchen Uns die sämmtlichen Pièces, die zur Antwort auf Unsere Kriegserklärung dienen sollten, nebst vielen Briefen von Maret, Daru, Caulaincourt, Narbonne ꝛc. in die Hände gefallen sind. — Ich vermuthe, wir werden in kurzer Zeit Baiern auf unsrer Seite haben. Wenn wir nur irgend ein Land auffinden könnten, das Dänemark angeboten werden könnte (statt Norwegen), so hätten wir morgen auch Dänemark. Mit einem Worte, die Sache steht vortrefflich, und zuletzt werden Sie mir denn wohl glauben müssen, sollte man von andern Seiten auch noch so viel thun, um Ihren Glauben zu untergraben.

Weshalb Sie aus Prag fliegen möchten, kann ich nicht einmal errathen. Wodurch kann Ihnen denn Prag auf einmal so unangenehm geworden sein? V. Z. V. kann ich durchaus nur als eine Formel betrachten; wie sollte ich das nicht fühlen, wenn es wahr wäre? Sie denken es blos.

Gentz.

40.

Prag, den 23. September 1813.

Es ist mir gar nicht eingefallen, daß Sie mit dem alten Pilat etwas an das Oeffentliche Gränzendes verhandeln wollten. Ich besorgte — und nicht ohne Grund — Familien-Kommerage, an welchen ich Sie — aus den

besten Absichten — verhindern wollte, unbewußte Theilnehmerin zu werden.

Das war es alles. — Bei der außerordentlichen Schwere der von Marwitz verlangten Bücher wird er es gewiß nicht übel nehmen, wenn ich fürs erste nur den 1. Theil des Montalembert schicke, und morgen die übrigen nachtragen lasse.

G.

41.

Prag, den 4. Oktober 1813.

Der beiliegende Brief ist mir ganz besonders empfohlen worden. Ich sehe Sie nicht mehr, und höre auch nichts mehr von Ihnen. Ich darf nicht darüber klagen; denn es ist mein Schicksal, was dieses gebietet. Ich bin jetzt für alles, was nicht unmittelbar zum Geschäft gehört, verloren und verdorben. Sie kann man nicht à bâton rompu kultiviren. Sie sind selbst ein Geschäft, ein großes und verwickeltes, welches allein die ganze Zeit eines Menschen fordern würde. Also muß ich mich hierüber resigniren. Bleiben Sie mir nur immer etwas gut. Es kommt doch noch die Stunde, wo wir einander näher rücken.

Gentz.

42.

Prag, den 6. Oktober 1813.

Es freut mich über die Maßen, daß Sie den Zustand, worin ich mich nun seit drei Monaten befinde,

wenigſtens von fern — denn was iſt das, was Sie drückt, gegen meine Noth — kennen lernten; weil auch die beſten und größten Menſchen, wie ich oft bemerkt, hierin immer unbillig ſind, immer nicht recht begreifen mögen, wie doch der Bedrängte nicht, wenn er nur recht wollte, Zeit finden würde für alles, wozu ſie ihn brauchen.

Unſre Lage iſt kürzlich die: Blücher ſollte geſtern oder heute bei Mühlberg den Uebergang über die Elbe verſuchen; der Kronprinz operirt gegen Leipzig; die große Armee iſt im vollen Marſch über Marienberg, Chemnitz ꝛc. auf Leipzig; und bei Töplitz ſtehen 70,000 Mann unter Bennigſen und Hieronymus Colloredo. Napoleon iſt alſo von vier Armeen enge eingeſchloſſen, und muß ſich Luft machen. Es kommt wahrſcheinlich in ſechs bis acht Tagen zu ungeheuren Schlägen. Die Franzoſen ſind ſehr herunter, moraliſch und phyſiſch; Napoleon ſelbſt wird immer problematiſcher. Metternich bleibt aber dabei, daß es umſonſt iſt, darüber viel zu ſpintiſiren, daß man ſein heutiges Benehmen eben ſo wenig erklären kann, als warum zuweilen eine hübſche Frau einen ſehr häßlichen Kerl liebt. Es iſt ſo. Gott hat ihn geſchlagen. Er ſoll zu Grunde gehen.

Metternich iſt äußerſt heiter und muthig; er bleibt bis Uebermorgen hier, und geht nicht mehr nach Töplitz, indem der Kaiſer ſich morgen früh mit Sack und Pack nach Kommotau begiebt. Das Töplitzer Stück iſt ausgeſpielt. Eine neue Scene beginnt.

Hier die Bücher für Marwitz. — Was meinen Sie mit déparer? Marwitz oder die Sorge um die

Bücher? Ahnden Sie vielleicht, daß Marwitz mir nicht sehr gefällt?

J. M. M. S. V. A. J.

G.

43.

Prag, den 8. Oktober 1813.

Ihr Horreur bei dem bloßen Gedanken, „an der Wirkung, die er auf mich macht, Theil zu haben" — ist eben so originell und großartig, als komisch und liebenswürdig. Das wußten Sie also auch. Ich hätte es kaum je gewagt, es gegen Sie merken zu lassen; ich dachte mir, diesen müßten Sie sehr lieben, weil er so ganz unmäßig stolz ist. Ich habe gar nichts wider ihn; er ist gescheidt und brav, und ein sehr achtungswerther Mensch; für meine weichliche Gemüthsnerven aber zu hart; so wie gewisse Leute, die einem immer sehr weh thun, wenn sie einem die Hand drücken.

Metternich ist diese Nacht um 3 Uhr nach Kommotau gegangen. Jetzt werde ich ihn sobald nicht wieder sehen, denn nun entfernt sich der Krieg von unsern Gränzen, und nimmt einen durchaus aktiven Charakter an. Ich werde Ihnen Verschiedenes mittheilen, was Sie interessiren wird. Vielleicht komme ich morgen selbst.

Gentz.

Ich erhalte Ihr Billet von diesem Morgen. Ich komme in jedem Fall morgen zu Ihnen. Sollte auf unsrer Seite etwas recht Gutes vorgehen, so melde ich

es Ihnen gewiß gleich. Was bei Blücher ꝛc. geſchieht, wiſſen ja die, welchen Sie es melden könnten ohnehin früher.

44.

Prag, Oktober 1813.

Ihre Kommiſſion wegen der Bücher peinigt mich mehr, als Sie es glauben werden. Ich habe nicht ein franzöſiſches Buch bei mir; die Herzogin von Sagan iſt in demſelben Falle. Ich weiß mich auch auf niemand zu beſinnen, der eine franzöſiſche Bibliothek hier (in der Stadt) hätte. Im Lande giebt es einige ſehr ſchöne. Dann müßte ich auf jeden Fall wiſſen, was Sie eigentlich verlangen; denn ſo, wie Ihr Auftrag lautet, wäre ich ganz außer Stande ihn zu erfüllen.

Es iſt gewiß, daß Tſchernüſcheff am 28. September den König von Weſtphalen aus Kaſſel vertrieb, und ſo gut als gewiß, daß Napoleon am 7. früh von Dresden abgegangen iſt, nachdem alle Brücken zwiſchen Pirna und Königſtein, alle verſchanzten Lager ꝛc. demolirt worden. — Man fängt an ſehr ſtark zu glauben, daß Napoleon ohne ein Wunder ſeine Perſon nicht mehr retten kann. Klar iſt, daß das Waſſer ihm an die Seele geht; denn zwiſchen dem 8. und 9. ſollten die Vorpoſten der drei großen Armeen in Leipzig zuſammentreffen; und dazwiſchen haben die Partiſane alle Straßen, Flüſſe, Brücken ꝛc. beſetzt.

Ueber Marwitz breche ich ab. Das Leben iſt mir zu kurz, als daß ich jedes intereſſante Individuum für mich

gewinnen könnte. Der mag nur gehen!! Anders als gestern kann ich mit ihm nicht sein. Merkwürdiger ist, daß selbst Sie — und zwar gestern! — in meinen Mienen und Reden Härte finden konnten. Gestern, wo ich milde war zum Zerschmelzen? — Wichtigere Lehre, die nicht verloren gehen soll.

Ich wünsche von Herzen, daß Sie bald wieder ohne Fieber sein mögen; dann werden Sie hoffentlich nicht mehr finden, daß ich „Einem jetzt wenig zu sprechen erlaube" — Gott sei mir gnädig! Welche Anklage!

Gentz.

45.

Prag, den 12. Oktober 1813.

Ich schicke Ihnen einen gestern Abend für Sie erhaltenen Brief von Varnhagen, nebst dem, den ich von derselben Seite bekam. Lassen Sie mir durch den Ueberbringer sagen, wie Sie sich heute befinden, und ob Sie das Fieber los sind.

G.

46.

Prag, den 16. Oktober 1813.

Lassen Sie mir sagen, wie Sie sich befinden!

Ich habe heute noch keine Nachricht von der Armee; die gestrigen schlugen fürs erste alle nachtheiligen Gerüchte

darnieder, womit man das Publikum, und, wie ich von Marwitz hörte, auch Sie, seit einigen Tagen gemartert hatte.

G.

47.

Prag, den 20. Oktober 1813.

Ob Sie mir gleich sonst gar nicht mehr schreiben — worüber ich mir wahrlich nicht anmaße zu klagen, denn alles Unrecht ist auf meiner Seite — so müssen Sie mir doch den Empfang des beiliegenden Briefes bestätigen, weil Bombelles mir schreibt, er enthalte ungeheure Summen Geldes. Zugleich können Sie mir wohl melden, ob Sie wieder ganz wohl sind.

Ich erwarte mit brennender Ungeduld von einer Stunde zur andern Nachrichten von der Armee. Bis den 17. 2 Uhr Nachmittags soll es für uns sehr gut gegangen sein, und weiter reichen meine Data nicht.

Gentz.

48.

Prag, den 12. November früh 1813.

Mit dem größten Vergnügen unterziehe ich mich dem Vorschlage wegen Ihres Koffers, und bitte Sie, solchen nur gerade unter meiner Adresse hieher kommen zu lassen. Das Einzige, was ich dabei bemerken muß, ist: Es ist möglich und selbst wahrscheinlich, daß ich nicht mehr in

Prag ſein werde, wenn dieſer Koffer ankommt. Dies würde jedoch nur einige Schwierigkeit machen, denn ich würde immer ſolche Verfügungen zurücklaſſen, daß Sie gleich wüßten, was Sie zu thun hätten.

Die vielen engliſchen Sachen, die ich den Sommer über erhalten habe, ſind mir freilich alle durch Kouriers zugekommen. Indeſſen bin ich auch mit denen, welche die gewöhnlichen Kommunikationswege kontroliren, in ſo guten Verhältniſſen, daß mir Niemand Hinderniſſe in den Weg legen wird.

Von der Zeitung unſeres Freundes [Tettenborn] an der Nieder-Elbe habe ich ſeit den drei erſten Stücken nichts weiter geſehen, bin Ihnen alſo ſehr verbunden, daß Sie mir dieſe Blätter mittheilten, die ich nur noch bis morgen behalten will. Sollten Sie vielleicht die zwiſchen Nro. 3 und 8 ebenfalls erhalten haben, ſo bitte ich darum.

Entſchuldigen Sie bei Marwitz, daß er mehreremale bei mir nicht angenommen wurde. Ein oder zweimal war ich wirklich nicht zu Hauſe. Ein andermal war eine allgemeine Erkluſion verordnet. Ich hoffe, er wird ſich dadurch nicht abſchrecken laſſen.

Ich komme entweder dieſen Abend vor dem Theater — i. e. wenn ich bis halb 7 Uhr nicht da bin, ſo erwarten Sie mich nicht — oder morgen Vormittag um 11 Uhr zu Ihnen. Ich habe Ihnen mancherlei zu ſagen. Mir iſt jetzt ganz ſonderbar zu Muthe.

Gentz.

49.

Prag, den 13. November 1813.

Mein Wagen war gestern um 6 Uhr angespannt, um mich zu Ihnen zu führen, als gerade ein seit mehreren Tagen mit Ungeduld erwarteter Kourier von Frankfurt ankam, und alles rückgängig machte.

Ich will Sie aber heute, wenn es Ihnen nicht ungelegen ist, sehen, und es kommt jetzt blos darauf an, ob Sie diesen Abend in's Theater gehen oder nicht. Ein Opfer verlange ich nicht; darnach habe ich mich nicht aufgeführt; wenn Sie sich aber nichts aus dem Theater machen, so komme ich zwischen 7 und 8 Uhr zu Ihnen; sonst wird für morgen ein Anderes verabredet.

Gentz.

50.

Prag, 1813.

Dies Mädchen kam nicht aus meinem Hause; es kennt sie niemand bei mir; Ihre Leute haben sie kommen lassen, und ihr das Billet von Ihnen gegeben, welches sie mir zuerst gebracht hat. Von mir hatte sie keinen Auftrag. — Ihr Postskriptum ist noch unverständlicher, als das Uebrige. Ich komme, um alles aufzuklären, spätstens um 6 Uhr zu Ihnen; wollen Sie dann in's Theater, so führe ich Sie hin.

Gentz.

Eben höre ich, daß es der Graf Pachta war, der Ihnen das Mädchen zugeschickt hat.

51.

Prag, 1813.

Das Blatt erhalten Sie hiebei zurück. — Von dem böhmiſchen Mädchen iſt mir durchaus nichts bekannt; und der bloße Gedanke, daß ich Ihnen eine ſo kauderwelſche Kommiſſion zuſenden, Ihnen durch ein Mädchen ſagen laſſen könnte, „Sie möchten mir das ſchicken" — macht mich ſchaudern. Ich weiß gar nichts von dieſer Beſtellung. Nach Töplitz werde ich unverzüglich ſchreiben, damit der Koffer ungehindert die Gränze paſſire. Das Epigramm hat mich mit dem Theater ausgeſöhnt, es hat mich ungemein beluſtigt, und wird von Liebich, Bayer und der Mad. Löwe vortrefflich geſpielt. Wenn im Laufe des heutigen Tages nicht ein ſehr wichtiger Kourier ankommt, ſo ſoll mich nichts abhalten, Sie dieſen Abend zu beſuchen.

Gentz.

52.

Prag, Dienſtag den 15. November 1813.

Das iſt das wahre Eau de Portugal, in Form und Subſtanz klaſſiſch. — Wohlgerüche ſind ein Hauptumſtand im Leben. Urquijo war mir geſtern eine merkwürdige Erſcheinung. Ich finde, er ſieht wie eine Art von Haushofmeiſter oder Tageskommiſſionair aus, und hat ganz dieſe Attitüde bei Ihnen angenommen. Daß dieſer Menſch jemals eine Leidenſchaft einflößen konnte, iſt doch mehr als außerordentlich!

Gentz.

53.

Prag, den 16. November 1813.

Ich danke Ihnen sehr für diese interessante Mittheilungen. Das Blatt bringe ich Ihnen morgen selbst zurück. — Ihr Billet von heute früh war göttlich.

Gentz.

54.

Prag, Freitag den 26. November 1813.

Meine förmliche Abberufung von hier ist nun erfolgt. Ich gehe den 4. oder 5. — nach Frankfurt kann ich gerade nicht sagen, vielleicht nach Heidelberg, vielleicht nach Karlsruhe, ꝛc. Von dort aber, wo es auch sei, in kurzem nach Wien. — Wir werden also den Winter über in ziemlich naher Verbindung bleiben, und vielleicht kommen Sie am Ende doch selbst noch nach Wien.

Ich hoffe übrigens Ihnen morgen einen Besuch zu machen; wollte Ihnen aber jene Nachricht nicht länger vorenthalten.

Gentz.

55.

Prag, Ende Novembers 1813.

Ich bin eher zufrieden als vergnügt. Letzteres ist man gemeinhin nur, wenn die Persönlichkeit gewitzt oder befriedigt wird. Die meinige geht aber eher einem

leidenden Zuſtande entgegen, weil ſich die Begebenheiten von mir entfernen, und für den Augenblick manches angenehme Verhältniß ſtockt. Was die große Sache betrifft, ſo verliert auch dieſe, eben weil es nun ſo gut geht, viel von ihrem dramatiſchen Intereſſe. Das Gemiſch von Angſt und Hoffnung hört auf; die Zukunft wird der Gegenſtand regelmäßiger Kalküle; der Hauptknoten iſt gelöſet, und es iſt jetzt blos von Mehr oder Weniger, Früher oder Später die Rede.

Wenn Sie ganz wohl ſind, wenn Sie Luſt zum Reden haben, wenn Sie nicht mehr mit mir maulen, ſo komme ich einen dieſer Tage zu Ihnen, und ſetze mich ins Klare mit Ihnen, und höre etwas Liebes und Gutes.

Gentz.

56.

Zeſchowitz, acht Meilen von Prag,
den 5. December 1813.

Mein Kammerdiener hat nicht auf Ihrer, wohl aber auf meiner Seite gefehlt und ſehr gefehlt, und wenn ich es ſagen darf, auch Ihnen geſchadet. Er hat mir Ihren Brief nicht geſtern, auch nicht geſtern Abend (dies vermuthlich aus Vergeſſenheit), ſondern erſt dieſen Morgen, jetzt eben, da ich mich in einer Viertelſtunde in den Wagen ſetzen ſoll, übergeben. Hätte ich ihn geſtern Abend gehabt, ſo würde ich Ihnen vielleicht viel, und vielleicht doch manches Gute geſchrieben haben. Jetzt bleibt mir nichts als Ihnen zu ſagen, daß ich Ihren Brief beſitze —

ihn wahr, falſch — aufheiternd, niederſchlagend — ſanft und grauſam — gerecht und ungerecht — kurz alle Extreme zugleich finde, doch ſehr geſchmeichelt bin (in unſerem Sinne des Worts), ihn beantworten, ich denke, gründlich beantworten, und nie aufhören werde, den höchſten Werth auf das Intereſſe, das Sie an mir nehmen, zu legen.

Daß Sie dieſen Brief ſchrieben, war in jedem Fall richtig und edel von Ihrer Seite. Ihn erhalten und geleſen zu haben, iſt mir von vielem Werth. Das Weitere ſollen Sie vernehmen, wenn ich im Stande bin zu ſchreiben, vielleicht noch von irgend einem Punkt meiner Reiſe her.

Gentz.

III.

Aus ſpäterer Zeit.

1.

An Rahel, in Prag.

Wien, den 21. April 1814.

So eben — um 1 Uhr Nachmittags — erhalte ich Ihren Brief vom 18.; und, obgleich äußerſt bedrängt von Geſchäften, die keinen Aufſchub leiden, laſſe ich alles liegen, weil ich ſo glücklich bin, Sie beruhigen zu können.

Varnhagen war am 12. d. M. in Paris, befand ſich vollkommen wohl; war bei Pilat, aus deſſen Briefe ich einen Streif heraus ſchneide, damit Sie es von ſeiner Hand leſen. Ich glaube, daß weder er noch Tettenborn verwundet waren; der letzre allenfalls ſehr leicht. Sie ſehen aber wohl, daß es ſo nicht lauten würde, wenn einer oder der andre ernſthaft in Gefahr wäre.

Ihre beiden Briefe gehen dieſen Abend durch den Kourier nach Paris. Disponiren Sie über mich, wie,

und ſo oft Sie wollen. Ich war ſeit meiner Rückkehr nach Wien faſt immer krank, bin es auch noch; und zur Korreſpondenz mit Freunden fehlt es mir ganz an Zeit. Sonſt bin ich durch nichts entzückt, vielmehr ſehr kalt, blaſirt, höhniſch, von der Narrheit faſt aller Andern, und meiner eigenen — nicht Weisheit — aber Hellſichtigkeit, Durch-, Tief- und Scharfſichtigkeit, mehr als es erlaubt iſt, durchdrungen, und innerlich quasi teufliſch erfreut, daß die ſogenannten großen Sachen zuletzt ſolch ein lächerliches Ende nahmen. Das iſt ungefähr meine Stimmung. Nun denken Sie ſich gewiß das Uebrige hinzu. Es hinge nur von mir ab, morgen nach Paris zu gehen. Ich mag aber nicht, will meine Geſundheit pflegen, ziehe mit einem klaren Engel, den man Gräfin Fuchs nennt (ohne irgend einen Schatten von Verliebtheit) nächſtens nach Baden, und laſſe die Welt, der ich nun vierundzwanzig Jahre lang gedient habe, gehen wie ſie will. Adieu, Theuerſte!

Gentz.

2.

Wien, den 30. April 1814.

Wie können Sie denn, liebes einfältiges Kind, auf einen Brief, der durch einen Kourier nach Paris geſchickt wird, ſetzen: „gegen Recepiſſe?“ Und heute — „dans son quartier-général?“ Es giebt ja keinen Krieg mehr. Uebrigens geht Ihr Brief heute ab; ſollte etwa einer an Varnhagen darin ſtecken, ſo haben Sie ſehr unrecht gethan,

ihn mir nicht ohne das Kouvert an Tettenborn zu schicken. Dies kann in der Bestellung einen Unterschied von mehreren Tagen machen, und die Menschen sind überdies in Paris alle halb verrückt.

Sie loben mich zwar über meinen Brief, und einiges Andre, das kein Lob verdient; über meine unendliche Promptitüde im Antworten aber loben Sie mich nicht genug. — Sie sollten doch, ehe Sie diese Länder ganz verlassen, noch nach Wien kommen. Ich möchte Ihnen die Gestalt zeigen, welche meine Weltverachtung und mein Egoismus jetzt angenommen haben. Ich beschäftige mich, sobald ich nur die Feder wegwerfen darf, mit nichts als der Einrichtung meiner Stuben, und studire ohne Unterlaß, wie ich mir nur immer mehr Geld zu Meubles, Parfüms und jedem Raffinement des sogenannten Luxus verschaffen kann. Mein Appetit zum Essen ist leider dahin; in diesem Zweige treibe ich blos noch das Frühstück mit einigem Interesse. Lesen möchte ich manchmal sehr gern; ich weiß aber auf der Welt kein Buch mehr, das Reiz für mich hätte. Dabei bin ich doch nicht mißvergnügt, als nur immer insofern ich mich krank fühle. Stände man mir nur für die Gesundheit, ich triebe dies Leben gern noch dreißig Jahre. Denn das weiß ich einmal, daß es nie Langeweile für mich geben kann, — die einzige Klippe, woran der vollkommenste Lebensgenuß scheitert. — Meine Faulheit fürchtet sich etwas vor der Rückkehr aller der Menschen aus Paris; es geschieht aber zum Glück im Sommer, wo man immer leicht entfliehen kann. — Gehen Sie nicht vielleicht im August nach

Gaſtein im Salzburgiſchen? Dazu habe ich große Luſt, fürchte aber doch die Einſamkeit. Adieu, meine Theuerſte! Schreiben Sie mir gelegentlich einige gute und treffende Gedanken, und unterrichten Sie mich, ſo viel es ſich thun läßt, von Ihren Projekten für die nächſte Zukunft.

Gentz.

3.

Wien, den 10. Juni 1814.

Auf Ihr liebenswürdiges Billet vom 24. Mai ſollte und müßte ich recht ordentlich ſchreiben. Ich wollte auch, war aber hart bedrängt mit Arbeiten aller Art. Jetzt erhalte ich beiliegendes Paket; und ob ich gleich nicht Zeit habe, irgend etwas hinzuzufügen, ſo halte ich es doch für Pflicht, lieber ohne Verzug das Paket zu expediren, als es zurückzuhalten in der Hoffnung, etwa morgen oder übermorgen freier zu ſein. Es iſt nun, Gott Lob, in Paris alles aus. Leſen Sie, um's Himmels willen, eine Zeitung, die der Rheiniſche Merkur heißt, von Nro. 40. bis heute herab. In der finden Sie alles, was ich ſagen könnte, tauſendmal ſtärker und gröber, aber auch unendlich beſſer geſagt. Ueberdies hat nach Jeſaias, Dante, und manchmal Shakeſpeare (denn Milton iſt ſchon zu weich), nicht leicht jemand erhabner, furchtbarer und teufliſcher geſchrieben, als dieſer Görres. —

Ich bin Gott Lob ſehr geſund. (Welch Glück!!) Bin abwechſelnd in Baden und Wien, frühſtücke abwech-

ſelnd Briochen mit trefflicher Butter, oder andre göttliche Kuchen, habe Meubles acquirirt, bei denen ſich das Herz im Leibe freut, und fürchte mich weit weniger vor dem Tode. Aber im März und April war ich recht elend. Jetzt wird bald der alte Lärm, die Bewegung, die Unruhe in Wien wieder ausbrechen, und ſtärker als je. Dies genirt mich ſehr; doch wird auch großes Intereſſe ſein; und wenn man geſcheidt iſt, finden ſich doch immer Mittel, in aller Stille zu genießen. Es iſt Eins, was ich Ihnen wohl möchte ſagen können; aber ich kann nicht; es gehört auch zum Genuß. Vielleicht finde ich einſt eine Form dafür. — Wären Sie doch hieher gekommen! Ich hätte Sie freilich nicht viel geſehen, aber doch ein paarmal ſehr gut.

Adieu, liebenswürdige, und inſonders kluge Freundin!

Gentz.

4

Wien, den 15. Juni 1814.

Vergangenen Freitag, am 10. dieſes, ſchickte ich Ihnen ein Paket aus Paris unter der mir gegebenen Adreſſe des Hauptmann John. Montag den 13. erhielt ich durch Clamm Ihren Brief vom 8. und denſelben Tag Abends durch einen mir übrigens nicht bekannten Herrn Bendemann den vom 6. Das war grauſam! Dieſer Brief vom 6. eine wirkliche Frevelthat. Marwitz geblieben! — „Daß Einer von uns todt iſt — und Sie mir nun nicht einmal antworten — herbſter Geſichtspunkt! — Es iſt nicht

viel Gewiſſes mit uns.“ — Das ſchreiben Sie mir! Da Sie meinen Hang zur Wehmuth und Reue, meine Gewiſſensbiſſe, und meine Todesſcheu kennen!

Und zwei Tage darauf durch Clamm — nichts als Spott über ſich und mich. Sie haben groß Unrecht, meine Theuerſte und herzlich Geliebte, wenn Sie glauben, ich hätte Ihre früheren Briefe lächerlich gefunden. Ich war ſehr krank, nicht bettlägerig, aber deſto kränker. Seit vier Wochen fühle ich mich unendlich beſſer. Was wußte aber Clamm davon? Dem habe ich nichts von meiner Geſundheit geſchrieben. Wenn er ſie nicht beſſer kennt, als meine Papier-Quellen, ſo fragen Sie ihn ja nie wieder drum. Aus Prag!! — Ich habe zu jeder gegebenen Zeit wenigſtens zehn verſchiedene Sorten engliſches Papier gehabt, und laſſe nur aus Prag eine gewiſſe ſtarke Sorte zu Kouverten, und nebenher aus Uebermuth ein holländiſches Depeſchenpapier kommen. Jetzt bin ich nun vollends ſo reich, habe alle Kiſten und Kaſten ſo voll, daß ich Ihnen gewiß nie auf Prager Papier ſchreiben werde. J'en suis piqué au vif. Meine Korreſpondenz mit dem Menſchen in ſeinem Hauſe beweiſet höchſtens, daß ich nicht todt war; ſonſt kann nichts daraus geſchloſſen werden.

Das Buch der Staël habe ich ſchon vor drei Jahren geleſen, nämlich — im Jahre 1812, wo ſie bei ihrer Durchreiſe durch Wien, als ſie ſich aus Coppet verbannt, und in Frankreich verfolgt träumte, mich nothzüchtigte bis zur Verzweiflung. Ueber die deutſche Literatur ſind einige merkwürdige, und unendlich ſchön geſchriebene Kapitel darin. Alles Uebrige iſt jedoch ausſtaffirter Schund. Was

weiß eine so ekelhafte Egoistin, die alles nur auf les peines du coeur, d. h. auf die armselige Geschichte ihrer (mit Recht) mißlungenen vielen Liebesversuche zurückführt, von Nationen, oder auch nur von Einzelnen, wenn es ihr nicht, wie in jenen Kapiteln, durch eine Art Inspiration zuweilen wundervoll offenbart wird? Sie setzte einmal an, und recht ernsthaft, auch mich zu lieben; es war im Jahre 1808. Aus purer Eitelkeit zwang ich mich damals, sie zu kultiviren. Nachher wurde sie mir unerträglich. Im Jahre 1813 schrieb sie mir einige wahnsinnige, und dabei insolente Briefe, aus Stockholm, politischen Inhalts; ich beantwortete sie mit Kälte und Verachtung. Darüber wurde sie wüthend, und hat nachher in England pis que pendre von mir gesagt. — Eine gewisse Virtuosität kann man dieser Person nicht absprechen; wenn sie anders wäre, als sie ist, und dann eben so zu schreiben verstände, würde sie groß sein. Da aber niemand, auch mit dem höchsten (sogenannten) Talent, etwas Größres ausdrücken kann, als in ihm ist, so liefert sie in ihren besten Kompositionen doch nur emphatisches Geschwätz. — Chateaubriand betrachte ich als das Männchen von ihrer Gattung. — Göthe's dritter Theil liegt auf meinem Tisch und wird, sobald ich nach Baden zurückgehe, gelesen. Es treten jetzt unruhige Tage ein; (so eben werde ich auch im Schreiben gestört), doch bedaure ich sehr, daß Sie nicht den Entschluß faßten, nach Wien zu reisen. Die morgende Illumination — sie kostet zwischen anderthalb und zwei Millionen — wird einzig in der Weltgeschichte sein. Und späterhin! Welche Feste! Adieu. Jetzt wird es

zu arg um mich her. Schreiben Sie mir öfter; ich will es wahrhaftig erwirken.

Gentz.

5.

An Rahel, in Töplitz.

Baden, den 7. August 1814.

Ich befinde mich hier seit einigen Wochen, anfangs nur ab und zu, jetzt seit acht Tagen ununterbrochen, und bleibe hoffentlich in dieser Lage bis zu Ende des Monats. Ich wohne mit der Gräfin Fuchs in einem schönen schattigen Garten; Fürst Metternich, Stadion, die Herzogin von Sagan, die Bagrathion, Graf Bernstorff, Wessenberg, Nugent, Langenau, eine Menge interessanter oder eleganter Menschen sind hier versammelt; ein Extrakt von Wien. Ich befinde mich über alle Erwartung wohl bei den Bädern, die ich sehr regelmäßig nehme, und lebe übrigens ganz wie es mir beliebt. Daß die Zeit viel, viel zu kurz ist, um alles zu kombiniren und konzertiren, was man thun und genießen möchte, — diese alte, diese ewige Klage ist für jetzt fast das Einzige, was mich in meinem Glück stört.

Uebrigens bin ich keineswegs müßig, verliere auch die großen Gegenstände, für welche Sie meine Thätigkeit reklamiren, keinen Augenblick aus dem Gesicht. Sie würden sich oft über mich wundern, zuweilen auch freuen. Doch was bin ich in diesem Ozean? — Spannen Sie nur um Gottes willen Ihre Wünsche und Hoffnungen

nicht zu hoch. Von dem, was Sie am meiſten im Auge zu haben ſcheinen, wird, ich fürchte, gar wenig geſchehen.

Sie müſſen in einer äußerſt empfänglichen, äußerſt exaltirten Stimmung ſein, um über die Schrift von Thibaut in dem Tone zu reden, den Ihr Brief erklingen läßt. Und Sie müſſen es meiner Ehrlichkeit verzeihen, wenn ich ohne Umſchweife erkläre, daß ich nicht einmal ahnden kann, wie dieſe Schrift ſo auf Sie wirken konnte. Für's erſte iſt ſie einem einzelnen, und, obgleich wichtigen, doch am Ende nur untergeordneten Gegenſtande gewidmet; für's zweite iſt dieſer Gegenſtand keineswegs darin erſchöpft, und die Hauptſchwierigkeiten der Aufgabe ſind kaum berührt, viel weniger aufgelöſet; für's dritte iſt ſie nachläſſig, und (wie ich Ihnen durch zwanzig oder dreißig Stellen beweiſen könnte) bis zur Inkorrektheit nachläſſig geſchrieben. — Ueber die von Kohlrauſch ſchweige ich, um Sie nicht zu kränken, oder den Verdacht muthwilliger Tadelſucht zu erregen, lieber ganz. — Nein! bis jetzt habe ich über den künftigen Zuſtand von Deutſchland noch nichts geſehen, das meine Aufmerkſamkeit auch nur auf fünf Minuten hätte feſſeln können; und überhaupt finde ich die politiſche Schriftſtellerei dergeſtalt geſunken, daß es mir nicht mehr einfällt, mich in gedruckten Blättern Raths zu erholen. Daß die Staats- und Geſchäftsmänner Beßres und Größres liefern werden, behaupte ich deshalb nicht; aber eben darum habe ich über viele unerreichbare Dinge längſt meine Parthie genommen. Wenn Sie alles das wüßten, was uns wirklich drückt, oder die Fragen kennten, auf welche Antworten gefunden werden müſſen,

alle die ſchweren Probleme, die uns weit näher liegen, als das allgemeine Geſetzbuch für Deutſchland (deſſen Wünſchenswürdigkeit ich gar noch nicht anerkenne, deſſen Möglichkeit ich faſt abſolut beſtreite), — Sie würden bald aufhören, von Kohlrauſch und Thibaut zu ſprechen.

Ihren Wunſch wegen des Rheiniſchen Merkurs kann ich nicht befriedigen, weil es mit unendlichen Weitläufigkeiten verknüpft wäre, die Blätter in meiner Abweſenheit in Wien zuſammen ſuchen zu laſſen. Chokolate erhalten Sie mit dieſem Briefe.

Das Geheimniß, welches ich Ihnen nicht mittheilen konnte, ſollen Sie gelegentlich, aber ganz ſicher erfahren. Es gehört dazu ein ungewöhnlicher Mittheilungsweg. Sonſt — was könnte man Ihrem liberalen, alleſumfaſſenden, alles in ſich und Andern begreifenden, alles duldenden, und faſt alles liebenden Gemüth nicht anvertrauen!

Leben Sie wohl! Meine Minuten ſind gezählt; und ſo thöricht es auch von mir wäre, mich gegen Sie groß machen zu wollen, ſo wahr iſt es doch, daß nicht viele Perſonen in der Welt mich heute reizen können, ihnen einen Brief zu ſchreiben.

Gentz.

6.

An Rahel, in Wien.

Wien, Sonntag den 27. November 1814.

Ich habe großes Verlangen Sie zu ſehen, und mag doch nicht ſo ganz aufs Gerathewohl zu Ihnen kommen.

Sagen Sie mir daher recht freundschaftlich und aufrichtig, ob es Ihnen Recht wäre, wenn ich morgen gegen 2 Uhr zu Ihnen käme.

Gentz.

7.

Wien, Anfang Dezember 1814.

Was Sie Mittag nennen, ist ja bei mir auch schon Abend; denn wenn Sie bei mir essen wollen, so geschieht es doch nicht vor halb 5 oder 5 Uhr. Es fragt sich also jetzt bestimmter: Wollen Sie nächsten Donnerstag bei mir essen? — Ich betreibe es so lange voraus, damit die Uebrigen, die ich dazu laden will, mir nicht entgehen.

G.

P. S. Sie werden es hoffentlich übernehmen, Herrn von Varnhagen in meinem Namen einzuladen? — Ich bitte Sie aber außerdem, ihm zu sagen, es würde mir sehr lieb sein, wenn er morgen oder übermorgen vor 11 Uhr zu mir kommen wollte, weil ich ihm gern etwas mittheilen möchte.

Gentz.

8.

Wien, den 6. Dezember 1814.

Es tritt der fatale Umstand ein, daß die Gräfin Fuchs, so wie die Gräfin Bernstorff, die ich beide zum Donnerstag eingeladen hatte, nicht erscheinen können, weil

ein unglückliches Hof-Fest, wobei sie beide in Tableaux figuriren müssen, nach mancherlei Schwankungen endlich auf diesen Tag festgesetzt worden ist.

Das einzige Mittel, das Diner zu retten, wäre nun, um halb 3 Uhr zu Tische zu gehen. Dieses würde Ihnen wahrscheinlich so wenig anstehen als mir. Eben so glaube ich, stimmen Sie in meinen Wunsch ein, die Sache lieber auf einen Tag zu verlegen, wo jene Damen sicher Theil daran nehmen können. Wenn sich dies alles so verhält, so erlauben Sie mir, Ihnen den nächsten Montag vorzuschlagen, und thun Sie mir nicht das Herzeleid an, mich dann etwa im Stich zu lassen.

Benachrichtigen Sie hievon auch Varnhagen und — M. S. S. N. E. A. M.?

G.

Die Stunde bleibt halb 5 Uhr. Es gefällt Ihnen sicher bei diesem Diner.

9.

Wien den 20. März 1815.

Die Times vom vorigen Jahre vermag ich Ihnen nicht zu schaffen; diese wegen ihrer Größe und Fülle auf die Länge höchst unbequemen Zeitungen, in welchen man doch nie wieder etwas auffinden kann, sammelt in der Regel Niemand. Was das Faktum betrifft, so ist es wohl möglich, daß dergleichen in den Times gestanden habe, und es würde nicht die einzige Unwahrheit sein,

welche englische Blätter, so gut wie andre, verbreiten. Sicher und gewiß ist aber, daß das Instrument, welches allein dies angebliche Faktum bekräftigen könnte, worin die Verpflichtung, auf Elba zu bleiben, verzeichnet sein müßte, wenn sie je übernommen worden wäre — nämlich die Konvention vom 11. April 1814 — kein Wort von einer solchen Verpflichtung enthält. Ihr Protégé verliert auf jeden Fall seine Wette, sie müßte sich denn ausschließend auf den Umstand beziehen, daß es in den Times gesagt worden sei; bewiesen war es sicher nicht, und falsch bleibt es immer. Bonaparte war vollkommen berechtigt, die Insel Elba zu verlassen; seine Bundbrüchigkeit fing nur an, als er den französischen Boden mit der Absicht, wieder Herr in Frankreich zu werden, betrat.

Ich leiste, was ich kann, und hoffe also meinen guten Willen bewährt zu haben.

Gentz.

10.

An Rahel, in Frankfurt a. M.

Paris, den 26. Oktober 1815.

Das Verhältniß, worin ich mich, höchst unerwartet, gegen Sie versetzt finde, ist eines der schmerzhaftesten, in welchen ich mich je befand; die Aeußerungen, die ich darüber in Ihrem Briefe lesen mußte, und die harte schneidende Art, mit welcher Varnhagen mir (bei einer ohnehin unangenehmen Veranlassung) Ihren Unwillen gegen mich zu erkennen gegeben, haben mir meinen durch über-

häufte Geschäfte und körperliche Leiden schon überflüssig verbitterten Aufenthalt in Paris vollends ganz vergiftet. Mehr mag ich darüber nicht sagen. Die von Ihnen aufgestellten Alternative — „ich müsse entweder taub auf dem Herzen sein, oder lügen" — und der Zusatz „in beiden Fällen hätten Sie genug von mir" — gestatten mir kaum mehr, eine Rechtfertigung zu versuchen, so leicht, so unendlich leicht diese mir auch werden würde; denn ob ich gleich auf Worte, besonders von Personen, die ich so achte und liebe wie Sie, nie ein übertriebenes Gewicht lege, so giebt es doch Worte, die so stark sind, daß man kaum mehr darauf eingehen kann, ohne sich der Verbrechen, die einem Schuld gegeben werden, schon halb schuldig zu bekennen.

Die Ueberbringerin dieses Briefes — denn gegen Varnhagen habe ich mich, obgleich immer sanft und milde, wie Er selbst bezeugen muß, nie vollständig über diese Sache erklärt, nicht erklären wollen, noch erklären können — hat mich gesehen und gehört. Die Ueberzeugung von meiner Unschuld gegen Sie, von meiner Treue, von meiner unwandelbaren Achtung für alle Ihre großen Eigenschaften ist tief in Ihre Seele gedrungen. Gelingt es Paulinen nicht, Ihnen dieselbe Ueberzeugung mitzutheilen, so ist alles mein Reden und Schreiben eitel. Ich lege daher die Sache ganz in ihre Hände und erwarte den Ausgang, ob er mir gleich wahrlich nicht gleichgültig ist, mit der Ruhe eines von dieser Seite gewiß unbefleckten Gewissens.

Unterdessen danke ich Ihnen von Herzen für den Antheil, den Sie, trotz Ihrer ungünstigen Meinung von

mir, an einer Sache genommen haben, die mir (nicht ihrer reellen Folgen wegen, aber weil ich alles, was mich in persönliche Kriege verwickeln könnte, wie den Tod scheue) Verdruß bereiten kann. Aus der beiliegenden Schrift werden Sie sehen, ob die, die mich unter diesem Titel öffentlich angreifen wollen, auch nur einen scheinbar vernünftigen Grund dazu haben. Sollte es aber auf mein politisches Leben abgesehen sein, so würde ich nie etwas thun, um irgend einen, der Lust hätte sich von dieser Seite an mir zu reiben, davon abzuhalten. Ich bin zu rein und zu stolz, um irgend ein Libell zu fürchten; meine Reputation ist gemacht, meine Verhältnisse sind gegründet, und überdies naht sich meine Laufbahn, wie ein innres Gefühl mir sagt, ihrem Ende.

Mit Ihnen Frieden zu schließen, wäre einer meiner größten Wünsche. Ob dies möglich ist, haben Sie allein zu entscheiden. In mir liegt kein Hinderniß. Ihr Haß gegen mich kommt mir jetzt schon wie ein böser Traum vor.

Sie begreifen also, daß ein paar gute Worte hinreichend wären, um ihn mir ganz zur Fabel zu machen. Leben Sie wohl!

Gentz.

11.

An Rahel, in Karlsruhe.

Frankfurt a. M., den 3. Dezember 1818.

Ich habe in Köln bei Scholz ein Stück eines Ihrer Briefe gesehen, woraus ich die Ueberzeugung geschöpft,

daß Sie mich gewiß gern in Karlsruhe sehen werden. Für solche Gespräche, wie die unsrigen zu sein pflegen, wird freilich nicht viel Zeit zu erübrigen sein; aber sehen, sich wechselseitig überzeugen, daß man wirklich lebt und noch gar keine Anstalten trifft zu dem vermaledeiten Sterben — das ist immer schon viel.

Paulinen habe ich ein Rendezvous in Heidelberg vorgeschlagen. Ich zweifle nicht, daß sie es annimmt. Sagen Sie ihr, was ich vergaß zu schreiben, sie möchte in Heidelberg sogleich tüchtig einheizen lassen, und für möglichst gutes Essen sorgen.

Wenn nur nicht gerade Dezember wäre! Was für Plane würde ich Ihnen jetzt proponiren, jetzt, wo sechs Monate lang die ganze diplomatische Welt ausruhen soll, und wo es gar kein Geschäft mehr giebt. Auf baldiges Wiedersehen.

Gentz.

12.

An Rahel, in Berlin.

Weinhaus, eine Viertelstunde vor Wien,
den 28. September 1825.

Vor einem großen Spiegelglas-Fenster aus Einem Stück, durch welches ich meinen kleinen Garten, oder vielmehr mein großes Blumen-Bouquet, wie in einem Rahmen gefaßt, übersehe; bei goldreinem dunkelblauem Himmel, und 16 Grad Wärme. — Als ob Sie's sähen; nicht wahr?

Ich hatte freilich sechs schottische Dosen; sie sind aber bis auf Eine, abgenutzt, und nicht präsentabel. Diese

Eine iſt nun nicht gerade eine der ſchönſten; da ſich aber in ganz Wien keine andre auffinden ließ, ſo entſchließe ich mich, Ihnen dieſe vorläufig zu ſchicken. Ich werde mir gleich einige aus London verſchreiben; Sie ſollen alsdann eine beßre, mit großen Jagdſtücken oder Thieren, erhalten.

Ihr Brief hat einen angenehmen Eindruck auf mich gemacht, ob ich gleich mit den meiſten Sätzen, die Sie aufſtellen, nicht einig bin.

Ich beſinne mich wenig, ſehr wenig auf mich ſelbſt. Und das zwar, erſtens, weil es mir nicht gelingen würde, wenn ich es auch wollte. Durch meinen Kopf, und durch mein Leben ſind zu viel Dinge, zu viel Verhältniſſe, Begebenheiten, Gedanken, Kombinationen, Arbeiten, Menſchen, Schickſale gegangen; kein Gedächtniß umfaßt das, und das meinige war und iſt nichts weniger als treu. Die Vergangenheit ſchwimmt nur noch vor meinen Augen. Zweitens aber, weil ich keinen Trieb, keine Luſt dazu habe. Ich bin, und ich war zu allen Zeiten, an die Gegenwart gebannt; und, obgleich alle Leidenſchaften, ja bis auf einen gewiſſen Grad, alle Unruhe des Begehrens und Genießens in mir ſich gelegt hat, ſo iſt doch der Zauber der Gegenwart immer noch zu mächtig. Das Vergangne kömmt mir vor, als wenn es mir nicht gehört hätte; und vor der Zukunft habe ich ein wahres Grauen, hauptſächlich (außer ihrer Unverſtändlichkeit) weil ſie an den Tod gränzt, womit ich mich, wie Sie wiſſen, nie gern beſchäftigte.

Bei Ihnen ſcheint das alles nun ganz anders zu

ſein. Und doch — ich weiß es gewiß — würden wir heute viel beſſer, ich meine viel vollſtändiger, mit einander harmoniren, als es z. B. in Karlsruhe der Fall war. Warum das? Vielleicht finden Sie Gründe und Worte, das zu erklären. Die Thatſache iſt ſicher; und ich wollte, Sie verſuchten es. So oft Sie mir (ſeit Berlin) begegneten, fühlte ich etwas Gezwungenes, Unheimliches, wie böſes Gewiſſen, in Ihrer Gegenwart; jetzt würde ich Sie ganz unſchuldig lieben; den höchſt liebenswürdig erſchienen Sie mir immer, auch wenn ich Sie fürchtete, oder vermied. Heute — weil ich endlich nach vielen andern Anſprüchen auch den abgelegt habe, meinen Freunden meine Anſichten aufzudringen, — vielleicht aus noch tiefer liegenden, mir undurchdringlichen Urſachen, würde ein unumwölkter Friede uns wie mit einem wohlthätigen Sonnenſchein (nicht einem brennenden) umfangen.

Ich denke es mir ſo; und folglich iſt es ſo. Aber wo könnten wir uns finden? In's nördliche Deutſchland kehre ich nie wieder. Berlin erſcheint mir, wie in dem düſtern Lichte eines Panorama; der Gedanke an die alten großen Plätze ängſtigt mich, wie ein Traum, wo man ſich in einer unbekannten Stadt verläuft u. ſ. f. Auch nach Töplitz oder Karlsbad werde ich ſchwerlich je noch reiſen, weil die Wäſſer und Bäder dieſer Art nicht die rechten für meine (immer ſehr leidliche, oft wie verſchwundne) Uebel ſind. In Wien, nnd bei mir in Weinhaus, würde ich Sie ſehr gern ſehen; aber warum ſollten Sie nach Wien reiſen? Und dann ſind denn doch hier für mich die Zeiten nichts weniger als gleich; es giebt deren,

wo mein Kopf, von ernſten, oder kritiſchen Gegenſtänden voll, auf die Freiheit meines Gemüthes reagirt. An einem dritten, und zwar an einem ſchönen Orte müßten wir einige Wochen mit einander in völliger Freiheit verleben, z. B. in Salzburg. Wenn Sie wüßten, wie ſchön Iſchel iſt, wo ich dieſen Sommer vier Wochen zugebracht habe! Die dortigen Salzbäder fangen an auch im Auslande berühmt zu werden. Vielleicht empfiehlt ſie Ihnen ein von Gott inſpirirter Arzt für den künftigen Sommer.

Sie ſehen doch, daß ich, von aller Scheu, und von aller Sprödigkeit weit entfernt, Sie mit wahrem Heldenmuthe herausfordre. Dies hätte ich noch vor vier oder fünf Jahren nicht gethan. Es weht mich aber aus Ihrem letzten Brief etwas an, das ich nicht recht zu klaſſifiziren weiß, worin aber keine Selbſttäuſchung liegt.

Es freut mich, daß Varnhagen Ihnen, als bei Adam Müller von mir die Rede war, beigeſtimmt hat. Ich danke ihm dafür. Ich habe ſeine biographiſchen Denkmale unter die Bücher geſtellt, die ich unverzüglich leſen will. Ich leſe übrigens ſo viel, daß es jedem, der einigermaßen den Umfang und die Mannigfaltigkeit meiner Geſchäfte kennt, fabelhaft vorkommen muß. Aber denken Sie nur, was man an Zeit gewinnt, wenn man, wie ich, auf jede Viertelſtunde geizt, und wenn man, wie dies ſeit mehreren Jahren der Fall bei mir war, des Abends nie mehr ausgeht, keinen Salon, kein Theater, keinen öffentlichen Ort beſucht u. ſ. f.

Dafür allein, daß Sie in Ihrem Briefe der Gewitter erwähnen, möchte ich Sie in dieſem Augenblick küſſen

dürfen. Sie erinnern sich also, daß ich sie fürchtete. Ich fürchte sie auch noch, nur milder, wie alles in mir geworden ist. Uebrigens, lieber Engel, werden wir uns in allem verstehen, wenn Sie nur nicht etwa, wie Ihr alter Goethe (dessen oft ziemlich insipide Fragmente ich doch stets mit wahrer Rührung lese) mit Exaltation für Lord Byron eingenommen sind. Dies ist der einzige Artikel, den ich Ihnen nicht durchgehen lasse. Ich sage aber — mit Exaltation, denn für einen großen Dichter dürfen Sie ihn ungestraft halten.

Ich erhielt vor ein paar Wochen einen Brief von Brinckmann, fünfzehn Bogen stark. Seit zehn Jahren hatte ich nichts von ihm gehört. Auch er liebt sie, wie sonst.

Aber — ist es nicht, als ob ich gestern Thee bei Ihnen getrunken hätte? So sage ich mit Brinckmann, freue mich über mich selbst, und höre auf.

Genz.

13.

Wien, den 8. November 1827.

Sie haben sich gewiß mehr als Einmal vorgestellt, meine Theuerste, ich hätte Sie vergessen. Sie zu erinnern, daß dem nicht so ist, mögen Sie als das erste Motiv zu diesen Zeilen betrachten, und als solches haben sie vielleicht einigen Werth in Ihren Augen. Was mich ferner dazu bestimmt, ist von geringerm Gehalt, und macht blos auf Ihre Nachsicht Anspruch. Ich fühle, daß ich alt und älter werde. Das Leben hat fast allen Reiz

für mich verloren, und ſterben mag ich doch auch nicht, weil die Exiſtenz nach dem Tode, wie es auch immer damit ſtehen mag, mich noch viel weniger reizt. Ich habe mich mit Ihnen oft — wie mit wenig andern Menſchen — über tiefe Abgründe des menſchlichen Seins erklären und verſtändigen können. Ich möchte wiſſen, wie Ihnen das Leben heute erſcheint? In jedem Falle habe ich dabei etwas zu gewinnen. Weicht Ihr Gefühl und Ihre Weltanſicht von der meinigen ab, ſo kann Ihr Beiſpiel mich vielleicht ermuthigen und ſtärken. Sollten Sie hingegen mit mir ſympathiſiren, ſo wäre es immer kein kleiner Troſt, eine Leidensgefährtin, wie Sie ſind, zu haben. Sprechen Sie, wenn Sie ſich überhaupt dazu aufgelegt finden, ſo einfach und klar als möglich zu mir; denn alle Nebel ſind für mich zerronnen. Sie müſſen wiſſen, daß ich keine beſtimmte Klage habe, daß ich mit meiner Geſundheit und mit meinen Kräften, obgleich ſie in Abnahme ſind, immer noch ſehr zufrieden ſein kann, daß ich mit der Welt noch durch manche intereſſante Fäden zuſammenhänge, und daß ich übrigens mit nicht unwichtigen Realitäten genugſam beſchäftigt bin, um nicht aus langer Weile in Grübeleien zu verſinken. Alles, was Myſticismus oder Fanatismus heißen kann, iſt fern von mir. Ich glaube die Menſchen und die Dinge nie ſo klar geſehen zu haben, als jetzt. Und doch iſt alles leer, matt, und abgeſpannt um mich her, und in mir!

Sie können vielleicht Gründe haben, ſich über Ihre Gemüthsſtimmung nicht ſo deutlich auszuſprechen, wie ich ſo eben über die meinige. Wenn dies der Fall ſein ſollte,

weiſen Sie mich ab. Aus Ihrer Anwort werde ich wenigſtens (das darf ich hoffen) den Troſt und die Freude ſchöpfen, zu erfahren, daß Sie mir noch gut ſind. Dieſen Genuß verſagen Sie ſicher nicht Ihrem alten treuen Freunde.

Gentz.

N. S. Sagen Sie Hrn. von Varnhagen, daß ich die Berliner kritiſchen Blätter, in denen manches mir fremd iſt, und manches mir mißfällt, blos deßhalb regelmäßig leſe, um ſeine Artikel darin aufzuſuchen. Die Art, wie er neulich, ohne mich zu nennen, von mir geſprochen hat, überraſchte mich. Denn, was er zu meinem Lobe ſagt, iſt gerade das, was der Meinung des Pöbels (der nichts als ein blindes Werkzeug der Macht in mir ſieht) am ſtärkſten widerſpricht.

14.

Wien, den 10. Februar. 1828.

Reif bin ich freilich, meine theure Freundin, glaube wenigſtens es zu ſein, aber auch wohl — überreif. Einen Beweis des letztern finde ich unter andern in der großen Abneigung, die ich gegen alles Briefſchreiben habe; und das hauptſächlich aus dem Grunde, weil mir ſcheint, man könnte ſeinen Freunden gar nichts mehr ſagen, was ſie nicht längſt ſchon gewußt, und zehnmal beſſer ſich ſelbſt geſagt hätten.

Als ich Ihnen im Monat November ſchrieb, hatte ich das Bedürfniß, über gewiſſe finſtre Gefühle, die in

meiner Seele lagen, und noch liegen, eine Art beruhigenden Kommentars von Ihnen zu erhalten. Diesen Zweck habe ich nicht erreicht. Sie haben mir zwar eine Antwort, voll liebenswürdiger und schmeichelnder Worte gegeben, deren Sinn ich, zum Theil, mehr errathen als verstanden habe; die eigentliche Wunde aber haben Sie doch nicht berührt. Ihr Brief hatte seinen eignen Werth, war aber keine Antwort auf den meinigen.

Ich bin fest überzeugt, daß, wenn das Schicksal uns irgendwo zusammen führte, wir nach drei oder vier tüchtigen Gesprächen einander wieder vollkommen verstehen würden. Durch Korrespondenz halte ich es nicht für möglich. So geregelt auch Ihr Kopf und Ihr Herz sein mag — Ihre Manier bleibt nun einmal excentrisch, und daher der zunehmenden Trockenheit meines Geistes nicht mehr faßlich. Ihre lebendige Person allein würde mir den Schlüssel zu Ihrem Briefe geben. Sie werden diese Bemerkung, die mich mehr trifft, als Sie, nicht als Tadel betrachten. Ich suche nur zu erklären, welches Hinderniß zwischen uns Beiden besteht, obgleich wir im Grunde einander sehr nahe sein mögen.

Sie sprechen von französischen Versen. Ich aber lese seit mehreren Jahren überhaupt keine Verse mehr, als allenfalls die von Virgil, Horaz und Lucan. Der einzige französische Dichter, den ich noch ertragen könnte, wäre Racine. Und nun gar Verse im Courrier français aufzusuchen, wäre mir wie ein Spaziergang in ein Pesthaus.

Die Dinge in der Welt haben, für mich wenigstens, eine zu ernste und tragische Gestalt angenommen, als daß

Poeſie und Imagination nicht in mir völlig erlahmt ſein ſollten. Sie ſind unvergänglich jung, und unter allen Dornen des Lebens, die Sie hinlänglich kennen, blüht Ihre Seele doch ungeſtört fort. Ich wünſche Ihnen Glück dazu, und freue mich darüber. Aber nachfliegen kann ich Ihnen nicht; ich bin mit eherner Feſſel an eine Wirklichkeit gebunden, von der ich mich, ſo wenig ſie mir auch behagt, nicht loszumachen vermag.

Können ſolche Geſtändniſſe Ihnen ſchmeicheln? Ich kann es mir kaum vorſtellen. Daß ich nicht dabei gewinne, ſcheint mir ziemlich klar. Ich ſehe aus Ihren Briefen, daß Sie ſich von mir ein Bild machen, welches — wenn es je dem Originale geglichen haben ſollte — wenigſtens heute ihm nicht ſonderlich gleicht. Durch Stillſchweigen würde ich vielleicht zur Konſervation dieſes Bildes mehr beitragen, als durch Sprechen. Aber es iſt etwas in Ihnen, das mich zwingt, aufrichtig zu ſein. Wollen Sie nichts deſto weniger fortfahren, mich zu lieben — den Schatten alter Phantaſien — und auf ein paar Zeilen von mir einen mir ſelbſt unerklärbaren Werth legen, ſo reiche ich Ihnen herzlich gern die Hand, und ſage noch dazu, daß eine Treue wie die Ihrige nicht mehr zu finden iſt.

Empfehlen Sie mich Varnhagen auf's freundſchaftlichſte. Seine gute Meinung von mir iſt mir nicht gleichgültig; ſie beruht auch einigermaßen auf Wahrheit, während die Ihrige — leider! — großentheils nur noch Dichtung iſt. Können Sie mir beweiſen, daß ich mich irre, ſo werde ich es als eine Wohlthat erkennen. Der Troſt

aber bleibt mir, daß, wenn Sie mir auch vollständig Recht geben müßten, Sie nicht aufhören würden, meine beste Freundin zu sein.

Genh.

15.

Wien, den 22. September 1839.

Sie haben lange, sehr lange nichts von mir gehört, meine vortreffliche Freundin; gleichwohl glaube ich steif und fest, daß es mir immer noch erlaubt ist, Sie mit diesem Namen zu nennen.

Vor allem muß ich mich einer der schwersten Sünden anklagen, deren ich mich je schuldig gemacht habe. Herr von Varnhagen übersendete mir vor mehreren Monaten die von ihm verfaßte Lebensbeschreibung des Grafen Zinzendorf; mit einem der freundschaftlichsten, liebenswürdigsten, schmeichelhaftesten, geistreichsten Briefe, die mir seit langer Zeit vorgekommen waren. Ich habe das Buch gelesen, mit dem größten Interesse gelesen, eine Menge von Betrachtungen dabei angestellt, die wohl verdient hätten ihm mitgetheilt zu werden. Ich war auch gleich nach der Lektüre entschlossen, dies zu thun, und zugleich ihm — und Ihnen — für seinen Brief, der mich tief gerührt hatte, aus vollem Herzen zu danken. Erbärmliche Geschäfte bewirkten einen ersten, strafbaren, Aufschub. Weiterhin trat eine verunglückte Reise nach Böhmen mit dem Fürsten, von der wir bald wieder nach Wien zurückgeworfen wurden, dazwischen; dann übermannten mich die politischen

Kataſtrophen; und zu dieſen geſellte ſich in meiner Nähe, und in meinem Innern — ein Hinderniß, welches ich kaum den Muth habe, Ihnen ausdrücklich zu offenbaren, Sie aber, mit Ihrem göttlichen Scharfſinn, aus dem Verfolg dieſes Schreibens, zum Theil wohl errathen werden.

Von Ihnen, meine Theuerſte, verlange und erwarte ich nun, daß Sie mich bei Ihrem Gatten, ſo gut es Ihnen möglich ſein wird, entſchuldigen. Von einer groben Nachläſſigkeit kann ich mich nicht frei ſprechen, aber es würde mich wahrhaft betrüben, wenn er mich einer ſchwarzen Undankbarkeit fähig glauben könnte.

Sein Brief hat mir unter andern bewieſen, daß Sie ſich noch zuweilen mit mir beſchäftigen; und ich weiß, — ohne mich von thörichter Eitelkeit verblenden zu laſſen —, daß ich von jeher zu den Menſchen gehörte, die Sie Ihrer beſondern Aufmerkſamkeit werth hielten. Ich weiß ferner, daß in Ihnen ſich nichts Weſentliches geändert haben kann, und daß Sie heute noch alle die Eigenſchaften beſitzen müſſen, die meinem frühern Umgange mit Ihnen einen ſo hohen Reiz verliehen. Ich wage es daher, Ihnen etwas von mir zu erzählen. Ich fühle mich dazu vorzüglich deshalb berufen, weil unſre letzte Korreſpondenz ſich um traurige Fragen drehte, die Sie mir, mit Ihrer gewöhnlichen großartigen Philoſophie, doch, nach meinem damaligen Gefühl, nicht ganz befriedigend beantworteten. Seitdem hat ſich in mir eine große Revolution zugetragen; und von dieſer will ich Ihnen Rechenſchaft geben, ſo viel dies in den engen Schranken eines Briefes geſchehen kann.

Der erſte Urſprung dieſer glücklichen Revolution lag in dem Umſtande, daß ſeit ungefähr zwei Jahren meine Geſundheit, die in den vorhergehenden fünfzehn Jahren, zwar nicht durch eigentliche Krankheiten, aber durch langwierige arthritiſche Beſchwerden ſehr gelitten hatte, eine faſt wundervolle Regeneration erfahren hat. Ich befinde mich heute ſo wohl, und habe ein ſo lebhaftes Gefühl von Wohlſein, wie es mir kaum in meinen beſten Jahren zu Theil geworden iſt. Eine Folge davon war unter andern, daß nicht nur mein Geiſt ſeine ganze jugendliche Friſche, und mein Herz ſeine ganze ehmalige Empfänglichkeit wieder gewonnen, ſondern daß ſelbſt mein Aeußres ſich auffallend verjüngt hat, und alle meine körperlichen Kräfte mir wieder zu Gebot ſtehen. Es iſt beinahe lächerlich, in meinen Jahren ſo von ſich ſelbſt zu ſprechen. Da ich es aber mit Wahrheit ſagen kann, weil es mir täglich, und von allen Seiten, wiederholt wird, warum ſollte ich Ihnen, meine theilnehmende Freundin, die Freude nicht gönnen, es von mir zu hören? Ich könnte Ihnen darüber Zeugniſſe von Perſonen, die mich lange nicht geſehen hatten, anführen, welche Ihnen keinen Zweifel laſſen würden. Meine Ihnen bekannte Furcht vor dem Tode iſt daher auch, obwohl keinesweges verſchwunden, doch ſo in den Schatten geſtellt, daß ſie mich nur ſelten anwandelt, und daß ich ſchon ſtillſchweigend wenigſtens auf Bonſtettens merkwürdiges Alter zu rechnen beginne.

Jetzt werden Sie das Folgende einigermaßen verſtehen.

Mit meiner wiederkehrenden Geſundheit habe ich mich von neuem in die Welt und das geſellſchaftliche Leben geworfen, dem ich durch viele Jahre entſagt hatte. Das Vergnügen, womit man mich allenthalben empfing, bewies mir, daß ich in dieſem Kreiſe meine Stelle noch ſehr gut behaupten konnte. Mein ſteigender Widerwille gegen die öffentlichen Geſchäfte (ob ich gleich keinen Augenblick aufgehört habe, ſie gewiſſenhaft zu betreiben), meine zunehmende Furcht vor einſamen Studien, die mir immer nur finſtre Reſultate darboten, trugen das Ihrige zu dieſem veränderten Regime bei. Ich hielt mich hauptſächlich an die Weiber, die mir zu allen Zeiten wohlgewollt, und die heute, weit mehr als vor fünfundzwanzig oder dreißig Jahren, hoch über den Männern ſtehen. Ich machte einigen von ihnen, wie man es nennt, die Kour, und verſchaffte mir dadurch ein beſtimmtes Intereſſe in der Geſellſchaft. Daß ich mich noch verlieben könnte, hielt ich für unmöglich, und fühlte doch, daß ich zuletzt auch auf dieſen Punkt noch einmal gelangen müßte, um meiner erneuerten und verjüngten Exiſtenz recht froh zu werden. Dies Vorgefühl wurde auf eine höchſt unerwartete Art realiſirt. Ihnen darf und muß ich geſtehen, was ich gegen Andre blos nicht förmlich abläugne, daß ich ſeit dem vorigen Winter eine Leidenſchaft von größerer Stärke, als irgend eine meines frühern Lebens, in meiner Bruſt trage, daß dieſe Leidenſchaft zwar zufällig entſtanden, nachher aber von mir vorſätzlich genährt und gepflegt worden iſt.

Sie werden erſtaunen, vielleicht ſogar erſchrecken, wenn ich Ihnen ſage, daß der Gegenſtand dieſer Leiden-

ſchaft ein neunzehnjähriges Mädchen, und noch obendrein eine Tänzerin iſt. Ich muß nicht allein auf Ihre Gutmüthigkeit, ſondern auch auf Liberalität (im alten edelſten Sinne des Worts), auf Ihren über alle gemeine Anſichten erhabenen Blick, auf ihre Vielſeitigkeit, auf Ihre Toleranz, rechnen, um nicht zu beſorgen, daß Sie mich auf mein Geſtändniß dieſer Art ohne Gnade und Barmherzigkeit verdammen werden.

Wenn ich Ihnen aber verſichre, daß der Umgang mit dieſem Mädchen eine Fülle von Glückſeligkeit, wie ich ſie eigentlich nie gekannt habe, über mich ausgegoſſen hat — daß dieſer Umgang das Gegengewicht mannigfaltiger Sorgen, denen ich ſonſt unfehlbar unterlegen hätte, das Erhaltungsprinzip meiner Gemüthsheiterkeit, meiner Geſundheit, und meines Lebens geworden iſt, — ſo werden Sie nicht nur geneigt ſein, mich zu entſchuldigen, ſondern auch mit Ihrer gewohnten, aufgeklärten Billigkeit zugeben, daß eine Perſon, die ſo auf mich wirken konnte, außer dem unendlichen Reiz, womit ſie mich feſſelt, einige Eigenſchaften beſitzen muß, die ein Verhältniß, wie das hier geſchilderte, erklären.

Dieſe Perſon befindet ſich jetzt in Berlin. — — Wenn Sie ſich anders noch um das Theater bekümmern, werden Sie vermuthlich von ihr hören. Ich habe aber den Wunſch, daß Sie ſie ein- oder zweimal, wenn auch nur auf dem Theater, ſehen möchten. Ich weiß von ſonſt her, daß Sie auf die äußere Geſtalt der Menſchen, und mit Recht, einen großen Werth legen. Es iſt mir alſo nichts weniger als gleichgültig, ob und wie dieſe

Fanny Ihnen gefällt? Und ich bitte Sie, mir gelegentlich etwas darüber zu schreiben.

Mit dem Sinne für Geselligkeit, für weibliche Schönheit — für Liebe, ich spreche das Wort immer noch — selbst vor Ihnen — zitternd aus — ist auch der Sinn für die Poesie in mir von neuem erwacht. Ich ergreife jede freie Stunde, um in alten und neuen, römischen, deutschen, italiänischen, französischen Dichtern zu lesen. Und wie weit ich es in dieser Lieblingsbeschäftigung gebracht habe, werde ich Ihnen an einem Beispiele zeigen, welches namentlich für Sie nicht ohne Interesse sein kann.

Im vergangnen Jahre fielen mir die Reisebilder von Heine in die Hand. Sie können sich leicht vorstellen, daß ich in der politischen Gesinnung des Verfassers die meinige nicht wieder fand; und daß mir überdies manches Inkorrekte, Ultra-Originelle, in dieser Schrift zuwider sein mußte. Nichts desto weniger las ich die drei Bände mit vielem Vergnügen, weil ein großer Theil der eingestreuten Gedichte (nicht alle!) mich in höchstem Grade anzogen. Erst vor einigen Tagen entdeckte ich sein bereits im Jahr 1827 gedrucktes, mir aber bisher unbekannt gebliebenes Buch der Lieder, worin ein Abschnitt Ihnen gewidmet ist; und früher schon hatte mir jemand — ich weiß wirklich nicht mehr wer? — gesagt, oder geschrieben, daß Heine bei Ihnen in besonderer Gnade stehe. Ich entschloß mich daher gleich, diese Lieder zu lesen. Verschiedene derselben kannte ich aus den Reisebildern. Mehrere mißfielen mir, weil sie gar zu nachlässig, ich möchte sagen, gar zu liederlich hingeworfen, kaum mehr an die Form

der Poesie erinnern, und einem Tischgespräch ähnlicher sehen, als Gedichten. Aber eine gewisse Anzahl wirkte auf mich mit einem unbeschreiblichen Zauber; und an diesem ergötze ich mich fortdauernd. Morgens und Abends sind sie meiner heutigen Gemüthsstimmung dergestalt homogen, daß ich mich ganz darein vertiefen, und versenken kann. — Wenn ich erst wissen werde, wie Sie den gegenwärtigen Brief aufgenommen haben, und ob Sie mich nicht etwa zum Tollhause reif erklären, will ich Ihnen alle die Nummern bezeichnen, von denen das hier Ausgesprochene gilt. Vor der Hand begnüge ich mich auf ein einziges zu deuten, woraus Sie ungefähr schließen können, was es mit dieser Liebhaberei auf sich hat.

Ich bewundre in diesem Augenblicke den Muth, der dazu gehörte, um Ihnen eine solche Reihe, gewiß höchst unerwarteter Bekenntnisse abzulegen, um Ihnen zu sagen — daß ich mich verjüngt fühle — daß ich liebe — daß ich eine Tänzerin anbete — und daß ich mit Heine sympathisire! Sie sind aber auch die einzige Person in der Welt, gegen welche ich das wagen würde; und, wenn dieser Brief nicht durch einen österreichischen Kourier nach nach Berlin ginge, hätte ich es auch gegen Sie nicht gewagt. Fast alles, was er enthält, konnte nur im engsten Vertrauen geschrieben werden; ich war lange gewohnt, mit Ihnen zu denken, mit Ihnen zu fühlen, vor Ihnen meine verborgensten Schwachheiten nicht zu verbergen. Sind Sie Ihrerseits dieselbe geblieben — und wie sollte ich es bezweifeln? — so belohnen Sie mein Vertrauen mit einem — freundlichen oder strafenden — Brief, in

der alten bekannten Manier. Melden Sie mir zugleich, wie es mit Ihnen, mit Ihrer Gesundheit, mit Ihrer Gemüthsstimmung, mit Ihrem zeitlichen und ewigen Wohl und Weh steht! Wir Beide dürfen uns nicht trennen, so lange wir athmen; schlagen Sie zu, und stillen Sie bald die Sehnsucht Ihres treuen Freundes

Gentz.

N. S. Als ich eben diese Blätter schließen will, empfange ich ein Schreiben von Varnhagen vom 24. August, woraus ich mit herzlichster Freude ersehe, daß er mir mein Stillschweigen schon verziehen haben muß. Den von ihm empfohlenen Fremden, den ich noch nicht gesehen habe, werde ich gewiß so aufnehmen, wie es einem von ihm Empfohlenen gebührt.

16.

Preßburg, den 18. Oktober 1830.

Sonnabend den 9. d. erhielt ich Ihren ersten Brief, meine unvergleichliche Freundin, und hätte gern auf der Stelle wieder an Sie geschrieben, wenn es mir nicht durch Geschäfte, die mir freilich weit weniger gefallen, als Ihre Briefe, unmöglich gemacht worden wäre. Einige Tage nachher mußte ich mich zum zweitenmale hieher begeben, wo wir seit der Eröffnung des ungarischen Landtages größtentheils zu residiren genöthiget sind. Und hier erhielt ich denn gestern Abend Ihr zweites, für mich überaus wichtiges Schreiben vom 9.

Wie sehr sich mein Herz von neuem zu Ihnen gezogen fühlt, das wußten Sie, und mußten Sie wissen, indem Sie mir diese köstlichen Geschenke machten. Die zärtliche Freundschaft, womit Sie meine Bekenntnisse und meine Empfehlungen annahmen, hatte mich schon tief gerührt; Ihre Zufriedenheit mit Fanny, Ihre Schilderung von ihr, die Beschreibung Ihrer ersten Entrevue, Ihre Theilnahme an ihrem Succesſe, das alles wirkte — ich kann es mit voller Wahrheit sagen — berauschend auf mich. Eine Freundin wie Sie giebt es in der Welt weiter nicht.

Ich darf Ihnen indeß nicht verbergen, daß ein paar Stellen Ihres letzten Schreibens mich (ohne Ihren Willen) schmerzlich betrübt haben. Die eine, wo Sie in einer an mich gerichteten Apostrophe Ihre (gerechte) Verwunderung ausdrücken, daß ich die Reise nach Berlin geschehen lassen konnte; die andre, und das war der eigentliche Seelenstich, wo Sie mich mit großen Engagements-Anträgen bedrohen.

Ich habe zwar alle nur erdenkliche gute Gründe zu glauben, daß Fanny nicht so leicht irgend einem Antrage Gehör geben wird, der sie auf längere Zeit von mir entfernen könnte. Wenn Sie unser Verhältniß näher kennten, und Umstände wüßten, die ich keinem Papier anvertrauen kann, so würden Sie diesen meinen Glauben nicht für einen leeren Wahn halten. Dennoch könnten die Anträge von der Art sein, daß ich selbst, aus Gewissenhaftigkeit, ihr zureden müßte, sie anzunehmen. Aber, wahrscheinlich oder nicht, die bloße Erwähnung dieser Gefahr

ergriff und erſchreckte mich ſo, daß ſie den wonnevollen Eindruck, den alle Ihre übrigen Worte auf mich gemacht hatten, grauſam ſtörte, und mir (da ich Ihren Brief zwiſchen 1 und 2 Uhr, bei meiner Zurückkunft von einer mir ſehr gleichgültigen soirée dansante, las) eine ſchreckliche Nacht bereitete.

Ich habe Ihnen zwar in meinem früheren Briefe deutlich genug zu erkennen gegeben, was es mit dieſem Verhältniß auf ſich hat; dennoch wagte ich es damals nicht, Ihnen das Innerſte meines Herzens aufzuſchließen, weil mich, trotz aller Kenntniß Ihres großartigen Geiſtes, eine gewiſſe geheime Scheu, die Sie mir mit Recht als kindiſch vorwarfen, zurück hielt. Aus dem, was ich Ihnen oben erzählt habe, werden Sie ſich nun die ganze Wahrheit abſtrahiren können. Ja, meine theure Freundin, ich muß es Ihnen geſtehen: alle Leidenſchaften, die jemals in meiner Bruſt gekocht haben — und ſeit zwanzig Jahren glaubte ich mich für immer frei davon — ſind im Vergleich mit der, die dieſes Mädchen in mir entzündet hat, nur Kinderſpiele geweſen. Es fehlt mir leider an Zeit, um Ihnen heute, ſo wie Sie es wünſchen, die Geſchichte dieſer Leidenſchaft zu erzählen, die, im vergangenen Winter erzeugt, und, durch einen ſonderbaren Zuſammenfluß von Umſtänden, in einem Zeitraum von ungefähr vier Monaten zu ihrer jetzigen koloſſalen Geſtalt groß gezogen ward. Erwägen Sie nur Folgendes: Jetzt, nachdem Sie einige ihrer Reize kennen gelernt haben, werden Sie ſehr natürlich und glaublich finden, daß Fanny nur hätte winken dürfen, um zehn Liebhaber für einen, und die ein-

nehmendſten und mächtigſten zu ihren Füßen zu ſehen. Sie verſchmähte ſie alle, und wählte mich. Ich hatte ihr weder Jugend noch Schönheit, noch Reichthum, noch irgend etwas, was ein junges Mädchen, und noch obendrein eine Theaterperſon gewinnen konnte, anzubieten. Die aufgeklärtern unter den gewöhnlichen Menſchen meinen, und ſagen (denn mein Verhältniß mit ihr iſt der Gegenſtand zahlloſer Geſpräche in der hieſigen Geſellſchaft, wo ich wohlgelitten bin) — ich hätte ſie blos durch meine ſogenannte Beredſamkeit erobert. Dies wäre immer ſchon merkwürdig genug; aber es iſt noch bei weitem nicht das Rechte. Ich habe ſie einzig und allein durch die Zauberkraft meiner Liebe gewonnen. Als ſie mich kennen lernte, wußte ſie nicht, ahndete nicht, daß es eine ſolche Liebe gäbe; und hundertmal hat ſie mir geſtanden, daß ich ihr durch die Art, wie ich vom erſten Augenblick an mit ihr umging, und weiterhin auch die Offenbarung einer (allerdings nicht häufigen, noch gemeinen) Liebe, von deren Möglichkeit ihr nie geträumt hatte, eine neue Welt eröffnet hätte. Hier allein liegt der ganze Schlüſſel der Erſcheinung. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich nie den thörichten Anſpruch machte, von ihr Gegenliebe, im engern Sinne des Wortes, zu erwarten, mir nie einbildete (denn mein Verſtand verläßt mich in der heftigſten Leidenſchaft nicht), daß ſie ſich in mich verlieben könnte. Es war mir genug, ihr ein zwiſchen Freundſchaft, Dankbarkeit und Liebe ſchwebendes Gefühl einzuflößen, und es gelang mir denn auch wirklich — ſo wie dem Menſchen alles gelingt, wonach er mit voller Energie und wahrer Beharrlichkeit

ſtrebt, — dies Gefühl dergeſtalt in ihr zu gründen, und zu befeſtigen, daß es nach und nach ihre ganze Seele ausfüllte, und heute, wenn mich nicht alles trügt, ſchwerlich von irgend einem andern verdrängt oder überwältigt werden könnte.

Denken Sie ſich nun, was das heißt, eine Leidenſchaft, wie die meinige, in meinen Jahren, mit den wenigen mir übrig gebliebenen Anſprüchen, ſo belohnt zu ſehen! Denken Sie ſich la satisfaction de l'amour-propre, von welcher kein Sterblicher ſich losmachen kann, und am wenigſten der, welcher die Schmeichelei ſo gern hat, wie Sie und ich; denken Sie ſich die Seligkeit eines täglichen, durch nichts geſtörten Umganges mit einer Perſon, an der alles mich entzückt, die nicht nöthig hat, „wie die ganze Venus aus dem Meere zu ſteigen" (ein göttlicher, mir ſehr verſtändlicher Ausdruck in Ihrem Brief!), in deren Augen, in deren Hände (ſehen Sie ſie nur an), in deren einzelne Reize ich mich ſtundenlang vertiefen kann, deren Stimme mich bezaubert, und mit der ich, wie mit der gelehrigſten Schülerin (ich erziehe ſie mit väterlicher Sorgfalt) — zugleich meiner Geliebten und meinem treuen Kinde — unerſchöpfliche Geſpräche führe, worüber Sie manchmal erſtaunen würden; — denken Sie ſich dieſen Reichthum von Genüſſen, und dazu noch ſo vieles, was ſich nicht ſagen läßt, — und es wird einem Gemüth von der Faſſungskraft des Ihrigen leicht werden, das, was Andern immerhin eine Thorheit ſcheinen mag, vollſtändig zu begreifen. Sie haben ohnehin das Meiſte ſchon errathen; Ihr Brief, und die Art, wie Sie Fanny

behandelt haben, bürgt mir dafür. Ich werde vermuthlich diesen Abend einen Brief von ihr erhalten, wenn sie mir auch nur am 9. geschrieben hat. Was ich bei Ihrem Brief gefühlt, habe ich ihr heute schon berichtet. Aber die verdammten Posten gehen so langsam, und so unregelmäßig!

Sie werden sie schüchtern und verlegen gefunden haben, wie es das Bewußtsein ihrer geringen Kultur, und der Respekt vor einer Frau, die ich ihr mehr als Einmal, wie ein fast wundervolles Wesen geschildert hatte, nothwendig mit sich bringt. Vielleicht gelingt es Ihnen aber, sie zu apprivoisiren; und es würde mich unendlich freuen, wenn Sie ihr die Zunge lösen könnten. Ihr Urtheil über mich wird großen Eindruck auf sie machen; und überdies können Sie mir einen wesentlichen Dienst leisten; sie ist eigentlich auf zwei Monate in Berlin engagirt, und hat mir heilig versprochen, in den ersten Tagen des Dezembers, wo nicht früher, wieder in Wien zu sein, wohin ich vor Ende dieses Monats sicher zurückkehre. Nun habe ich sie aber neuerlich — und zwar aus sehr guten Gründen, die ich jedoch weder ihr, noch Ihnen, schreiben kann, gebeten, nicht länger als bis zum 15. November in Berlin zu bleiben. Sie erzeigen mir eine unvergeßliche Wohlthat, wenn Sie diese Bitte unterstützen. Ich kann, wie Sie richtig errieth[en], die Qual ihrer Abwesenheit kaum mehr ertragen. So lange sie hier war — auch das gehört unter die Merkwürdigkeiten dieser meiner Epoche —, wurden alle, auch die unangenehmsten Geschäfte (und wo giebt es heute wohl andre?) mir leicht; und ich

habe in meinen öffentlichen Verhältnissen gewiß nicht das Kleinste vernachlässigt. Jetzt bin ich zuweilen von Unmuth niedergedrückt. Sagen Sie ihr dies alles, wenn Sie Gelegenheit finden, über mich und mein Verhältniß mit ihr zu sprechen. Setzen Sie hinzu — auch dies ist die volle Wahrheit — daß selbst meine Gesundheit darunter leidet. Ich weiß, daß Sie diesen Auftrag gern übernehmen.

Ihre diplomatische Geschicklichkeit ehre ich zwar nach Gebühr, muß Ihnen aber doch sagen, daß sie im gegenwärtigen Fall nicht gerade nothwendig war. Wie es zwischen Fanny und mir steht, ist in Wien so wenig ein Geheimniß, daß man alle Tage davon spricht, und — was zu meiner Zufriedenheit nicht wenig beiträgt — diejenigen Personen, an denen mir am meisten liegt, unter andern Fürst Metternich, die Sache nie anders als mit Wohlwollen und Delikatesse behandeln. Krieg wird also darüber nicht entstehen.

Dienstag, den 19. Oktober.

Es ist mir äußerst angenehm, daß ich meinen Brief gestern nicht vollenden konnte; denn heute früh habe ich einen von Fanny erhalten, der mich wieder sehr beruhigt. Es ist eine immerwährende Ebbe und Fluth in meiner Seele — das sicherste Merkmal starker Leidenschaft.

Graf Redern hat allerdings schon von dortigem Engagement gesprochen, und, wie es scheint, in ziemlich lockenden Worten. Hierüber schreibt sie mir (am 9.) Folgendes: — — Sie sehen hieraus, daß die Gefahr noch nicht gar groß ist. Indessen nehme ich meinen Auftrag

nicht zurück, bitte Sie vielmehr recht herzlich, ein Gespräch mit Fanny zu suchen, welches auch in andrer Rücksicht immer wohlthätig für mich sein wird. Ich lege hier einen kleinen Brief an sie bei. Die Uebersendung desselben wird vielleicht das Gespräch befördern können.

Es ist wahrhaft unanständig, daß ich Sie bis hieher nur von dem einzigen Gegenstande unterhielt, der mich in so gewaltige Bewegung gesetzt hat. Sie aber kennen die menschlichen Unarten und Schwächen aus dem Grunde, und verzeihen mir folglich.

Ich erwarte Ihre gedruckten Blätter mit unaussprechlicher Ungeduld. Ich freue mich darauf, wie ein Kind auf eine Weihnachtsgabe. Ich weiß zum voraus, daß sie nicht blos meinen Kopf befriedigen, sondern mein ganzes Wesen erschüttern werden. Das sind die Lektüren, deren ich jetzt bedarf, um mich von denen zu erholen, die mir als mein Tagewerk obliegen. Sie müssen wissen, daß eine Menge Ihrer geistreichen Worte mir unaufhörlich in den Ohren klingen, daß ich sie nicht vergessen kann, so lange ich lebe, sie mir tausendmal wiederhole. Einige habe ich sogar der Fanny einstudirt, manche, deren Sie selbst sich vielleicht nicht mehr erinnern. Andre behielt ich für mich selbst, und theilte sie niemanden mit. Ob Ihre Aphorismen bei mir gut angebracht sein werden, mögen Sie hienach beurtheilen. — Ich vergebe Ihnen nicht, daß Sie mich so spät damit bekannt machten.

Noch immer labe ich mich an dem Buch der Lieder. In Wien ist nur Ein Mensch, der mit mir über diese Gedichte völlig sympathisirt — der Major Prokesch; Varn-

hagen kennt ihn gewiß. Mit dieſem habe ich mich Stunden lang in dieſen melancholiſchen ſüßen Gewäſſern. Das Gedicht, welches Sie loben, iſt mir ſogar lieber, als das von Schiller über denſelben Gegenſtand, ſo ſehr ich dies auch immer bewundert habe. Selbſt die, welche an wirkliche Gotteslästerung ſtreifen (wie Götterdämmerung, Fragen u. ſ. w.), leſe ich doch nicht ohne die tiefſte Emotion, und klage mich manchmal ſelbſt darüber an, daß ich ſie ſo oft, und ſo gern leſe. Solche, wie in dem lyriſchen Intermezzo No. XXXII und XXXVII, möchte ich den ganzen Tag wiederholen hören. In meiner friſcheſten Jugend war ich nie ſo auf die Poeſie verſeſſen als heute. Nie würden wir uns beſſer verſtanden haben; und aus vollem Herzen rufe ich mit Ihnen aus: Welche große ſchöne Urſach muß der Himmel haben, uns getrennt zu halten?

Ueber eine Stelle Ihres letzten Briefes muß ich etwas ſagen, weil meine alte Eigenliebe dabei erwacht iſt. Sie loben Schlegeln, „weil er ein Sieb im Ohre hatte, das nichts Schlechtes durchließ.“ Wenn ich dies recht verſtehe, ſo würde es, in meine Sprache überſetzt, lauten: Er hatte ein klaſſiſches Ohr. Wenn dies Ihre Meinung war, ſo muß ich zuerſt bemerken, daß das Wort auf Heine keineswegs paßt; denn ſo ſehr ich ſeine Gedichte liebe und bewundere, kann ich doch unmöglich zugeben, daß ſein Sieb nicht wirklich vieles recht Schlechte durchläßt, und daß ſein Stil nicht oft in offenbare Geſchmackloſigkeit verfällt. Jenes hübſche Wort wäre viel eher auf mich, als ich noch ein Schriftſteller war, anwendbar geweſen.

Ich kann nicht verlangen, daß Sie von meinen Schriften, die Ihnen faſt in jeder Rückſicht fremd und heterogen ſein mußten, jemals viel Notiz genommen haben ſollten; aber eben deshalb muß ich mein Recht behaupten. So ernſthaft auch die Gegenſtände waren, über welche ich ſchrieb, ſo unäſthetiſch, und trocken, muß ich mir doch zum Ruhme nachſagen, daß ich nie (was beſonders in der Polemik ein Verdienſt iſt) den guten Geſchmack verletzt habe. Eitelkeit verblendet mich hier wahrlich nicht. Ich habe ganz vergeſſen, daß ich auch einmal ein Schriftſteller war, und ſeit zwanzig Jahren keine Zeile, die von mir gedruckt worden iſt (die Kongreß-Protokolle ausgenommen!!) auch nur angeſehen. Neulich aber las mir jemand, der ſehr gut lieſet, die Vorrede eines gewiſſen Buches — über das politiſche Gleichgewicht — vor, und da war ich ganz erſtaunt, daß ich jemals ſo gut hatte ſchreiben können. Leſen Sie einmal, Spaßes halber, dieſe Vorrede, und ſagen Sie ſelbſt, ob das ein Stil war. Schlegel hat nur einzelne Seiten geſchrieben, die ſich in Hinſicht auf den Stil damit meſſen konnten.

Es iſt wohl Zeit aufzuhören. Der gegenwärtige Brief iſt der längſte, der ſeit Jahren aus meiner Feder gefloſſen iſt. Ihnen wird er Freude machen, das weiß ich. Belohnen Sie mich bald mit einer Antwort. Ich ſchmachte danach. Verſtanden und geliebt zu werden, iſt der höchſte Genuß der Welt, nach dem, welchen die eigentliche Liebe gewährt. In unſrer jetzigen Korreſpondenz iſt beides verſchmolzen. Alſo — vorwärts! Gott ſei mit Ihnen.

Gentz.

Sagen Sie Varnhagen viel Schönes von mir. Ich höre überaus ungern, daß er nicht recht wohl iſt. Ich kenne das: „Eine Arbeit immer in die andere hinein" — und „Furcht vor jedem Kourier" ſo gut als er. Ich bin aber, obgleich viel älter, durch eine ganz beſondre Gnade des Himmels, geſund wie ein Fiſch, und unzerſtörbar. Und, wenn man ſo gut arbeitet, wie er, liegt doch auch wieder eine gewiſſe Satisfaktion darin. Ich möchte wiſſen, ob ein gewiſſes deutſches Memoire, welches kurz vor der Anerkennung des neuen Königes von Frankreich dort redigirt wurde, von ihm war. Dies iſt der einzige politiſche Artikel meines langen Briefes. Und den können Sie, ohne ſich zu kompromittiren beantworten.

Sie wiſſen, daß Preßburg und Wien ungefähr das Nämliche iſt. Adreſſiren Sie aber alles nach Wien, und am ſicherſten durch Mocenigo.

17.

Preßburg, den 6. November 1830.

Sehr ſchönes Herbſtwetter, wogegen ich aber ganz gleichgültig bin, das Wetter wohnt in mir.

Ich habe am 2. Ihren herrlichen, reichhaltigen Brief vom 26 = 28. Oktober empfangen. Ich kann Ihnen nur ein paar Worte darüber ſchreiben — ein andermal mehr. Ich beging eine Untreue an Ihnen, die Sie mir verzei-

hen müſſen. Da Sie von Mett. ſo vortheilhaft und freundlich ſprachen, habe ich dem Reiz nicht widerſtehen können, ihm, und einer klugen und ſehr intereſſanten Dame einige Stellen Ihres Briefes vorzuleſen; ſie wußten ſie zu ſchätzen, waren unter andern entzückt über das, was Sie von dem heutigen Zuſtande der Geſellſchaft ſagen, und fanden „die unendliche Tiefe der Leere" eine wahrhaft genialiſche Inſpiration.

Mein letzter Brief von Fanny war vom 28. v. M. Damals hatte ſie noch nicht mit Ihnen zuſammen kommen können. Ich finde, daß man in Berlin, ſo ſehr man ſie auch lobt und bewundert, recht barbariſch mit ihr umgeht, ſie mit Vorſtellungen und Proben zu Grunde richtet. Es iſt hohe Zeit, daß ſie zurück kehre. Wenn Sie wüßten, wie ich ſie auf Händen trage! Sie kennen freilich die Liebe, wie Wenige. Sie würden aber nichts deſto weniger erſtaunt ſein, wenn Sie acht Tage mit mir ſprechen könnten. So lange ich lebe, habe ich ſchlechterdings nie etwas Aehnliches gefühlt. Wie geht das zu? Ich glaube jetzt an alles, auch an die tollſten Geheimniſſe des Magnetismus.

Ich hoffe in wenig Tagen dies mir anfangs (als Zerſtreuung) nicht unangenehme, jetzt ſchon ſehr läſtige Preßburg zu verlaſſen. In Wien ſchreibe ich Ihnen über Ihre Blätter, über Ihre große Gedanken. Warten Sie aber nicht darauf, jede Seite von Ihnen iſt mir reiner Genuß.

Gentz.

18.

Wien, den 25. November 1830.

Ich erhielt vorgeſtern Ihr köſtliches Schreiben vom 18., meine vortreffliche Freundin; was Sie von der Blindheit des Amor ſagen, gehört wieder unter die unvergänglichen dictons, wovon Ihr Leben ſo reich iſt. Ich ſchriebe Ihnen gern lange Briefe, wenn ich nur Zeit hätte; doch die längſten wären ja nie eine halbe Seite der Ihrigen werth.

Ich hoffe, Fanny den 10. oder 12. künftigen Monats wieder zu ſehen, und vergehe faſt vor Sehnſucht nach ihr. Ihr ungeheurer Beifall in Berlin hat weder Furcht, noch Eiferſucht in mir erweckt; wohl aber ärgert es mich, daß man ſie ſo ſchonungslos benutzt; ihr kaum Zeit zum Athemholen, noch weniger zu freundſchaftlichen Beſuchen läßt, und ſie über ihre Kräfte anſtrengt. Ich werde Gott danken, wenn dieſe ſchwere Prüfung vorüber ſein wird.

Die Heirath des Fürſten Metternich mit Melanie Zichy iſt ſeit einigen Tagen deklarirt; ſie freut mich ſehr; und es gehört zu dem raſenden Glücke, welches den Fürſten ſtets verfolgt hat, nach einer Frau, wie ſeine verſtorbene, noch einmal einen ſolchen Fund zu machen. Für mich, der ich mich mit einigem Rechte als den vertrauten Freund beider Theile betrachten kann, wird dieſe Verbindung manche Annehmlichkeit haben. Freilich werde ich dadurch wieder mehr, als zuvor, in die Geſellſchaft der großen Welt verwickelt; doch habe ich meinen ſechswöchentlichen Aufenthalt in Preßburg ſo geſchickt zu benutzen

gewußt, daß ich an meiner Unabhängigkeit nicht viel verlieren werde. Meine liaison iſt ſo allgemein bekannt und anerkannt, und wird von denen, die mir wohlwollen, und an deren Urtheil mir allein gelegen iſt, ſo wenig gemißbilligt, daß mir es niemand verdenken wird, wenn ich den Umgang mit ihr jedem andern vorziehe. Leben, und mit ihr leben, iſt forthin nur Eins für mich.

Wenn Sie müßige Augenblicke finden, ſchreiben Sie mir manchmal ein paar Worte. Es brauchen ja keine Briefe zu ſein, und beſonders keine klaſſiſche. Sie ſind die Romantik ſelbſt; Sie waren es, ehe das Wort erfunden wurde; und die Funken Ihres Geiſtes erleuchten weit größre Räume, als bogenlange Diſſertationen. Bleiben Sie mir nur gut, und grüßen Sie Varnhagen; ich möchte wiſſen, was Sie unter dem Lärm, (ſo leſe ich das Wort) verſtehn, der „mit ihm überhand nimmt"?

Gentz.

19.

Wien, den 21. Januar 1831.

Ich wundere mich gar nicht, meine vortreffliche Freundin, wenn Sie mein langes Stillſchweigen nicht blos unbegreiflich, ſondern ſtrafbar gefunden haben, und die wenigen, aber harten Worte, die Sie in einem Briefe an Fanny darüber ausſprachen, fielen auf ein wundes Gewiſſen. An meiner Rechtfertigung, in ſo fern ſie möglich

iſt, liegt mir weit weniger, als daran, daß Sie nicht etwa in einer böſen Stunde die Erklärung dieſes Stillſchweigens in Gründen ſuchen, die ich nicht dringend, nicht ungeſtüm genug zurückweiſen kann. Es war nicht Nachläſſigkeit, nicht Gleichgültigkeit, nicht Mangel an Bedürfniß, mich mit Ihnen zu unterhalten; ich hätte oft für ein gründliches Geſpräch mit Ihnen ſehr viel gegeben. Die herrlichen Briefe, die Sie mir während Fanny's Anweſenheit in Berlin geſchrieben haben, Ihre ausgezeichnete Güte für meine Freundin, Ihre Zufriedenheit mit ihr, und ſo manche geiſtreiche Aeußerung über das Verhältniß, hatten mich Ihnen ſo nahe gerückt, als wären wir nie getrennt geweſen. Auch iſt kein Tag vergangen, wo ich Ihrer nicht gedacht, nicht mit Fanny von Ihnen geredet hätte. Und dennoch — das Geſtändniß muß heraus — fehlte mir Luſt und Muth an Sie zu ſchreiben. Wenn Sie nicht ſchon errathen haben, wie dies zuging, ſo ſollen Sie es in kurzen Worten hier leſen.

Ich befinde mich ſeit einigen Monaten — bei Gott Lob noch fortbeſtehendem körperlichen Wohlſein — im Zuſtand einer wirklichen Gemüthskrankheit, die empfindliche Fortſchritte in mir macht. Die Hauptelemente dieſes Zuſtandes ſind: ſtets erneuerte Unruhe und tiefer Gram über die Begebenheiten, die uns immer mehr und mehr in die Enge treiben, — das bittre Bewußtſein, daß ich nichts dabei wirken kann, daß ich der neuen Geſtaltung der Dinge täglich fremder werde, daß meine Rolle ausgeſpielt, und die Frucht vierzigjähriger Arbeit wie verloren

iſt — mannigfaltige Sorgen, unerſetzliche Verluſte in meinen Einnahmen, durch die politiſchen Kataſtrophen herbeigeführt — meine Stellung in der Geſellſchaft, die ich durch einige Jahre zu viel kultivirt habe, und von der ich mich jetzt, da ſie mir zum Ekel geworden iſt, und mich überdies in dem einzigen Genuſſe, an dem ich noch hänge, ſtört, nicht loszumachen weiß — Unzufriedenheit mit mir ſelbſt und der Welt — das Gefühl zunehmenden Alters, und die Ihnen bekannte Furcht vor dem Tode; ſind das Krankheitsſtoffe genug?

Ich habe mich lange geſchämt, mit einem ſolchen Bekenntniß gegen Sie herauszurücken; und da ich Sie doch viel zu ſehr achte und liebe, um mit Ihnen nicht durchaus wahr zu ſein, ſo blieb mir nichts übrig, als zu ſchweigen. Es war vielleicht ein arger Mißgriff, daß ich mich dazu entſchloß. Ich beraubte mich dadurch der Wohlthat Ihrer Briefe, die meine jetzige Entmuthigung, wenn auch nicht ganz gehoben, doch gemildert haben würden. Denn Ihre Worte haben jederzeit großes Gewicht bei mir; und da mein Kopf immer noch gutem Rath und freundlichem Zuſpruch zugänglich iſt, ſo hätten Sie durch dieſen auf mich wirken können.

Lektüre und Studium bieten mir keine Reſſource mehr dar; theils halten mich die kurrenten Geſchäfte, die einen großen Theil meiner Zeit anfüllen, ſo wenig Freude ich auch daran finde, davon ab; theils halte ich es nicht mehr der Mühe werth, etwas Poſitives zu lernen, da es nichts Feſtes mehr giebt, und ich rings um mich her

nichts mehr erblicke, als, wie Werther ſagt, „ein ewig verſchlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.“ Spekulative Meditationen aber, und ſelbſt die beſte Poeſie, ziehen mich blos in melancholiſche Grillen, und würden mich zuletzt um das bischen Verſtand bringen, das mir in meinem großen Bankrutt noch geblieben iſt.

Der Umgang mit Fanny, und ihr unvergleichliches Benehmen gegen mich, ſind jetzt in der That die einzigen hellen Punkte meines Lebens. Doch vermag ſelbſt das zarte und glückliche Verhältniß mich nicht bleibend zu erheitern. Es giebt Stunden, wo ich ſelbſt bei ihr die traurige Erfahrung mache, die einer der größten (und mir von jeher gefährlichſten) Dichter der Vorzeit ſo treffend ſchildert. Ich muß Ihnen die Stelle lateiniſch mittheilen; Varnhagen mag ſie Ihnen überſetzen. Sie kennen gewiß den Lukrez.

Medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angit.

(Es ſteigt aus dem Quell des Vergnügens ein bittrer Geſchmack herauf, der unter den Blumen uns ängſtigt.)

Wenn es ſo weit gekommen iſt, hat man wohl Urſach zu klagen. Doch weihe ich Fanny ſo wenig als möglich in die Geheimniſſe meines Kummers ein. Je reiner und unbefangener ſie bleibt, deſto ſichrer finde ich bei ihr die Ableitung und Erholung, ohne welche ich in kurzem zu Grunde gehen würde. Ihnen hingegen, und Ihrem hellen Kopfe, und Ihrer ſtarken Seele gegenüber, ſpreche ich frei heraus; Sie mögen mich nun tadeln, oder tröſten, ich kann nur dabei gewinnen.

Es wird Ihnen ſchwerlich entgehen, daß mein heutiger Brief mit den weit muthigern und lebensfrohen, die ich Ihnen von Preßburg aus ſchrieb, ſonderbar kontraſtirt. Aber die Vorfälle, die uns am meiſten beunruhigen, und die Schläge, die mich am härteſten trafen, erfolgten auch erſt ſeit dem Ende des November.

Ich ſuche Hülfe bei Ihnen, und ſuche ſie gewiß nicht umſonſt. Sie ſind ein Arzt, wie es wenige giebt. Reden Sie zu mir, ſchelten Sie mich, ſchmeicheln Sie mir, wählen Sie jede Kurmethode, die Ihnen zuträglich dünkt. Ich will Ihre Schriftzüge ſehn; ich will von Ihnen hören, daß Sie mir noch gut ſind, daß Sie ſich mit meiner Krankheit beſchäftigen, daß Sie nicht an mir verzweifeln. Reichen Sie mir dieſe Arznei recht bald, und rechnen Sie auf die innigſte Dankbarkeit Ihres alten treuen Freundes.

Gentz.

20.

Wien, den 22. Januar 1831.

Ich erhielt heute Ihren Brief an Fanny, mit dem Einſchluß an Mlle. Heinefetter. Als ich Ihr graues Kouvert ſah — der Fürſt gab es mir in die Hand — freute ich mich herzlich; als ich aber den Brief öffnete, und nichts für mich, nicht einmal meinen Namen darin fand, ward ich äußerſt betrübt, wünſchte mir jedoch Glück, den

hierin liegenden ſtillen, bittern Vorwurf ſchon geſtern von mir abgewälzt zu haben.

Fanny, die nie vergeſſen wird, wie edel und liebenswürdig Sie mit ihr verfuhren, empfiehlt ſich Ihnen verbindlichſt. Sie wird in der nächſten Woche das Schweizer Milchmädchen, welches Ihnen ſo gefallen hat, ich hingegen gar noch nicht kenne, zu ihrem Benefiz geben. Ich bete ihr täglich das Prachtwort aus einem Ihrer Briefe vor: „Da ſtieg die ganze Venus aus dem Meere.“ — Da der beſte hieſige Tänzer auf Urlaub iſt, ſo ſind jetzt die Ballette hier ſehr ſelten; und ich bringe meine Abendſtunden, ſo viel ich deren nur retten kann, mit ihr allein zu. Ich unterrichte ſie im Franzöſiſchen und Deutſchen, und erziehe ſie wie ein geliebtes Kind. Dies iſt das einzige Geſchäft, welches Reiz für mich behalten hat; und nur bei ihr vergeſſe ich manchmal Kummer, Alter und Tod. Ich betrachte ſie wie ein Geſchenk des Himmels, wie eine Frühlingsblume, die mir mitten unter Eisfeldern und Gräbern blüht. Habe ich Recht oder Unrecht? Sagen Sie mir Ihre Meinung aufrichtig!

Ich lege einen Brief an Varnhagen bei, der mich durch den ſeinigen ſehr erfreut und gerührt hat. — Friede, Friede ſei mit uns! Ich erwarte mit Sehnſucht den Wiederhall dieſer Worte unter einem grauen Kouvert.

Gentz.

21.

Wien, den 8. Juli 1831.

Ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit wir einander nicht geschrieben haben, meine theuerste Freundin; die Schuld war mein, wenigstens fällt der Schein davon auf mich; denn in der Wahrheit gehört sie ganz der furchtbaren Zeit, in welcher wir leben, und welche zu Mittheilungen, wie die unsrigen, nicht blos Ruhe und Muße, sondern Besonnenheit und Aufschwung versagt. Es wird immer wilder und finstrer auf Erden. Niemand kann mehr das Schicksal seines Landes, seiner nächsten Umgebungen, sein eignes, auf vier Wochen hinaus mich Sicherheit berechnen. Niemand weiß mehr recht, zu welcher Parthei er gehört; die Meinungen, die Wünsche, die Bedürfnisse durchkreuzen sich so sonderbar, und begegnen sich auch wieder in dem allgemeinen Getümmel, daß man kaum Freund und Feind mehr unterscheidet; es ist ein Krieg Aller wider Alle, dem Donnerschläge von oben, und Erdbeben von unten allein ein Ende machen können.

Zu den moralischen Plagen gesellen sich nun auch noch materielle Geißeln; und was Revolutionen und Kriege nicht aufreiben, droht die Cholera zu verschlingen.

In solchen Konjunkturen scheint es mir doch rathsam, daß gleichgestimmte Seelen einander manchmal ein Lebenszeichen geben, einander rufen: Was machst du? Was fühlst du? Wie sieht es um dich her, wie sieht es in dir aus?

Daß Sie dieſe Fragen ſtillſchweigend oft an mich geſtellt haben, davon bin ich ganz überzeugt. Ich will ſie alſo, kurz und bündig, wie die ſchwüle Zeit es geſtattet, beantworten.

Ich denke häufig an Sie. Es thut mir wohl, von Ihnen verſtanden zu werden; und Sie verſtehen mich beſſer, als ich Sie verſtehe. Denn Sie waren ſtets ein tiefes, räthſelhaftes Weſen, dem man nur folgen kann, wenn man fortdauernd mit ihm lebt. Ich hingegen bin ein altes Kind, von höchſt einfacher Konſtruktion, deſſen Schwächen und gute Eigenſchaften ein ſcharfes Auge, wie das Ihrige, mit Einem Blick durchdringt. Wir ſind, Gott Lob, beide jung geblieben; in Ihnen aber hat, obgleich keine ſchöne und edle Empfindung Ihnen fremd iſt, der Geiſt, in mir zuletzt das Gemüth und die Sinnlichkeit die Oberhand behauptet. Wenn Sie dieſe Bemerkung paradox, oder falſch finden, ſo widerlegen Sie ſie. Das wird mir einen Brief von Ihnen gelten; und wenn Sie etwa aus meinem langen, dummen Stillſchweigen den Schluß gezogen haben ſollten, daß ich auf Ihre Briefe nicht mehr den höchſten Werth legte, ſo bitte ich Sie, aus dieſem Irrthum zu erwachen.

Ich bin geſund; und das iſt ein Großes. Mein einförmiges Leben zerfällt in zwei, ſehr ungleiche, in jeder Rückſicht ungleiche Hälften. Von 7 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends gehört es (mit ſeltner Ausnahme einer Viertel- oder halben Stunde) den Geſchäften, dem Geſpräch über die Geſchäfte, der Korreſpondenz u. ſ. f. — von 8

bis 11 Uhr der Liebe. Andre gesellschaftliche Zerstreuungen sind nach und nach gänzlich abgeschafft: ich sehe nur noch die wenigen Personen, die ich nothwendig sehen muß.

Was ich in der ersten Periode des Tages, besonders in den Stunden von 10 bis 3 Uhr leide, mag ich Ihnen nicht ausführlich beschreiben. Denken Sie sich nur — Sie begreifen es ja! — daß ich heute nicht eine einzige Depesche lesen oder schreiben kann, die mich nicht aufs peinlichste bewegte, mir nicht das Bild des allgemeinen Verfalls von einer oder der andern Seite anschaulich machte. Denken Sie sich dabei, daß auch diejenigen, die so lange im Rufe leichtsinniger Optimisten standen, jet die schwärzesten aller Schwarzseher geworden sind, und mir jeden Morgen zehnmal betheuert wird: „daß alles unser Thun und Treiben vergeblich, daß die Welt ohne Rettung verloren sei, daß uns nichts übrig bleibt, als uns auf unsern nahen Tod zu bereiten." — Die obligate Lektüre von zehn oder zwölf verdammten Journalen füllt die Zwischenräume meiner Geschäftsstunden aus, und giebt mir vollends den Rest.

Die Abendperiode stellt in der Regel — denn zuweilen verfolgt mich der böse Geist auch bis in diese — das Gleichgewicht wieder her. Fanny allein versöhnt mich mit dem Leben. Ich liebe sie mehr als jemals; und, ohne daß meine Leidenschaft für sie das Geringste von ihrer ursprünglichen Stärke verloren hätte, hat sie zugleich einen Charakter von Ruhe, von Sicherheit, von inniger zärtlicher Freundschaft angenommen, mit welchem sich

Daß Sie dieſe Fragen ſtillſchweigend oft an mich geſtellt haben, davon bin ich ganz überzeugt. Ich will ſie alſo, kurz und bündig, wie die ſchwüle Zeit es geſtattet, beantworten.

Ich denke häufig an Sie. Es thut mir wohl, von Ihnen verſtanden zu werden; und Sie verſtehen mich beſſer, als ich Sie verſtehe. Denn Sie waren ſtets ein tiefes, räthſelhaftes Weſen, dem man nur folgen kann, wenn man fortdauernd mit ihm lebt. Ich hingegen bin ein altes Kind, von höchſt einfacher Konſtruktion, deſſen Schwächen und gute Eigenſchaften ein ſcharfes Auge, wie das Ihrige, mit Einem Blick durchdringt. Wir ſind, Gott Lob, beide jung geblieben; in Ihnen aber hat, obgleich keine ſchöne und edle Empfindung Ihnen fremd iſt, der Geiſt, in mir zuletzt das Gemüth und die Sinnlichkeit die Oberhand behauptet. Wenn Sie dieſe Bemerkung paradox, oder falſch finden, ſo widerlegen Sie ſie. Das wird mir einen Brief von Ihnen gelten; und wenn Sie etwa aus meinem langen, dummen Stillſchweigen den Schluß gezogen haben ſollten, daß ich auf Ihre Briefe nicht mehr den höchſten Werth legte, ſo bitte ich Sie, aus dieſem Irrthum zu erwachen.

Ich bin geſund; und das iſt ein Großes. Mein einförmiges Leben zerfällt in zwei, ſehr ungleiche, in jeder Rückſicht ungleiche Hälften. Von 7 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends gehört es (mit ſeltner Ausnahme einer Viertel- oder halben Stunde) den Geſchäften, dem Geſpräch über die Geſchäfte, der Korreſpondenz u. ſ. f. — von 8

bis 11 Uhr der Liebe. Andre gesellschaftliche Zerstreuungen sind nach und nach gänzlich abgeschafft: ich sehe nur noch die wenigen Personen, die ich nothwendig sehen muß.

Was ich in der ersten Periode des Tages, besonders in den Stunden von 10 bis 3 Uhr leide, mag ich Ihnen nicht ausführlich beschreiben. Denken Sie sich nur — Sie begreifen es ja! — daß ich heute nicht eine einzige Depesche lesen oder schreiben kann, die mich nicht aufs peinlichste bewegte, mir nicht das Bild des allgemeinen Verfalls von einer oder der andern Seite anschaulich machte. Denken Sie sich dabei, daß auch diejenigen, die so lange im Rufe leichtsinniger Optimisten standen, jet die schwärezesten aller Schwarzseher geworden sind, und mir jeden Morgen zehnmal betheuert wird: „daß alles unser Thun und Treiben vergeblich, daß die Welt ohne Rettung verloren sei, daß uns nichts übrig bleibt, als uns auf unsern nahen Tod zu bereiten." — Die obligate Lektüre von zehn oder zwölf verdammten Journalen füllt die Zwischenräume meiner Geschäftsstunden aus, und giebt mir vollends den Rest.

Die Abendperiode stellt in der Regel — denn zuweilen verfolgt mich der böse Geist auch bis in diese — das Gleichgewicht wieder her. Fanny allein versöhnt mich mit dem Leben. Ich liebe sie mehr als jemals; und, ohne daß meine Leidenschaft für sie das Geringste von ihrer ursprünglichen Stärke verloren hätte, hat sie zugleich einen Charakter von Ruhe, von Sicherheit, von inniger zärtlicher Freundschaft angenommen, mit welchem sich

die eigentliche Liebe ſelten recht verträgt. Dies unausſprechliche Glück, das einzige, was ich aus dem großen Schiffbruch gerettet habe, verdanke ich nicht mir, ſondern ihr, oder vielmehr dem Himmel, der ſie ſo geſchaffen hat, wie ſie iſt, und der mich ſie finden ließ. — Sie wird in der Mitte des September wieder Berlin beſuchen; und ob mir gleich bei dem Gedanken an dieſe Trennung ſchon jetzt das Herz blutet, und ich wirklich nicht weiß, wie ich ſie diesmal ertragen werde, ſo kann und darf ich ſie doch nicht hintertreiben. Fanny hat in dem verfloſſenen Jahre bewundernswürdige Fortſchritte in ihrer Kunſt gemacht; ſie iſt (nicht etwa blos in meinem Urtheil) heute die erſte Tänzerin in Europa; es ſteht ihr eine weite und glänzende Laufbahn bevor; ſie wird mich lange, lange überleben, und ich würde frevelhaft handeln, wenn ich in ihre Zukunft eingreifen wollte. So und nicht anders würde ich denken, wenn ich auch eine halbe Million beſäße, ſie ihr morgen verſchreiben, ſie übermorgen heirathen, und vom Theater wegnehmen könnte; — das qu'en dira-t-on würde mich, bei Gott, nicht zurückhalten; aber vor den Grundſätzen müſſen die Gefühle, auch die mächtigſten, ſchweigen. Nichts deſto weniger zittre ich vor den drei Monaten, die meiner warten.

Jetzt, meine vortreffliche Freundin, habe ich Ihnen von mir das Intereſſanteſte geſagt, was ich Ihnen zu ſagen vermochte. Die Reihe iſt an Ihnen. Erfreuen Sie mich bald mit einem Briefe. Schreiben Sie mir, wie der Sommer, den Sie ſo ſehr lieben, und aus welchem

ich mir gar nichts mache, der mich in dieſem Jahre beſonders ſo wenig reizt, daß ich kaum ein- oder zweimal in der Woche ein paar Stunden in meinem Landhauſe vor der Stadt zubringe (wenn Fanny Zeit hat, mir dort Geſellſchaft zu leiſten) — auf Sie wirkt. Empfehlen Sie mich Varnhagen auf's verbindlichſte und freundſchaftlichſte; bleiben Sie mir gut, und glauben Sie, daß niemand in der Welt Ihnen treuer und anhänglicher ergeben ſein kann, als Ihr alter Freund

Gentz.

Sie erhalten dieſen Brief durch Mad. Elßler, Schwägerin der Fanny, die ſich drei Monate hier aufgehalten hat. Nur durch eine ſo ſichre Gelegenheit konnte ich mich ſo frei ausſprechen. Der Poſt iſt durchaus nicht zu trauen; und ich bitte Sie, mir, wenn es nicht ganz gleichgültige Dinge betrifft, nie anders, als durch unſre Geſandtſchaft zu ſchreiben.

22.

Wien, den 18. November 1831.

M. S. S. N. W. A. M.?

Die Ueberbringerin dieſer Zeilen bedarf bei Ihnen, meine vortreffliche Freundin, keiner erneuerten Empfehlung. Sie haben ſie bei ihrem vorjährigen Aufenthalte in Berlin mit ſo ausgezeichneter Güte behandelt, und ſie iſt derſelben ſo ganz würdig geblieben, daß Sie ihr

auch diesmal eine freundliche Aufnahme nicht versagen werden.

Warum aber geben Sie mir so lange kein Zeichen des Lebens? Warum, als ich in den letzten Tagen des Juli, mich selbst und meine Nachlässigkeit anklagend, an Ihre großmüthige Freundschaft appellirte, ließen Sie mich unerhört? Warum vernahm ich nichts von Ihnen in der traurigen Zeit, wo Entfernung und panischer Schrecken, der selbst die Vernünftigsten ergriffen hatte, dem Sie aber vielleicht (wie ich) Trotz geboten haben, um das Schicksal Aller, die man liebte, besorgt machten? — Daß Sie mich aufgegeben haben sollten, halte ich nicht für möglich, weil ich fühle, daß ich es nicht verdiente. Es müssen Hindernisse vorgewaltet haben, die Sie mir in wenigen Zeilen — ich bin nicht so unverschämt, einen langen Brief zu begehren, so sehr er mich auch erfreuen würde — anzeigen müssen.

Die Versicherung, daß Sie mir noch gut sind, wird mir jetzt besonders willkommen sein, da ich einem gar traurigen Zeitraum entgegen sehe. Sie erinnern sich meiner Klagen über Fanny's Abwesenheit im vergangenen Jahre. Um zu begreifen, wie mir heute zu Muth ist, müssen Sie wissen, daß seitdem mein Verhältniß mit ihr noch einen viel höhern Grad von Innigkeit und Festigkeit gewonnen hat, daß ich ihrem Umgange alles, rein alles, was nur Unterhaltung, Zerstreuung, Gesellschaft u. s. w. heißen kann, aufgeopfert habe, und daß ich selbst in meinem immer noch gesunden und thätigen Kopfe nicht finden kann, was

die schreckliche Lücke auszufüllen vermöchte, die ihre diesmalige Trennung von mir in meinem Herzen zurückläßt.

Sprechen Sie mir ein paar Worte des Trostes zu! Lassen Sie aus Ihrer starken und klaren Seele einiges Licht in das Dunkel fallen, welches mich umgiebt! Gedenken Sie meiner in frohen und in traurigen Stunden! Kein Wechsel der Schicksale löscht das in mir aus, was unauflöslich an Sie bindet Ihren treuen Freund

Gentz.

Grüßen Sie Varnhagen recht herzlich von mir. Man wird einander fremder und immer fremder! Was ist doch das Leben für ein abgeschmacktes Ding!

Notizen.

I. Zu den Briefen aus älterer Zeit.

Zu Brief 1. Die hier und mehrmals erwähnte **Christel** ist: Christel Eigensatz, früher reizende Schauspielerin in Berlin, nachher in Wien. — Als Gentz im Jahr 1802 Berlin verließ, scheint er sich von ihr absonderlich schwer losgerissen zu haben. —

Ueber Mariane Eybenberg hat Varnhagen im 4. Bande seiner Denkwürdigkeiten berichtet. Sie war eine geborne Berliner Jüdin, fesselte durch Schönheit und Geist viele der berühmtesten Zeitgenossen, und war auch mit Gentz, als er noch in Berlin war, in vertrauten Verhältnissen gewesen. Viele Jahre lebte sie mit dem Fürsten von Reuß, österreichischen Gesandten zu Berlin und war sogar förmlich mit ihm verheirathet. Als der Fürst im Jahre 1799 starb, kam dies erst zu Tage, und nur durch ansehnliche Vortheile wurde sie von den fürstlichen Anverwandten bewogen, ihrem rechtmäßigen Titel zu entsagen und den Namen von Eybenberg zu führen. Deshalb nannte man sie oft zum Scherz Prinzeß Eybenberg. Sie lebte fortan, bunt und unbesorgt, in den höchsten Gesellschaftskreisen; auch Gentz, obschon später ohne engere Verbindung, behielt stets ein reges Interesse für sie. Sie starb zu Wien 1814. —

Auch Peter von Gualtieri ist uns erst durch Varnhagen, in der Bildnißgalerie zu Rahel, neu in Erinnerung gebracht worden. Ein ächter Schüler der Zeit Friedrichs des Großen, war er gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts am Hofe und in den feineren Gesellschaften Berlins ein durch seinen Geist, seine Originalität, sein immer zu geselligem Kampf und Widerspruch anregendes, immer beredtes Wesen, vornehmlich ausgezeichnetes und angesehenes Glied. Die Skizze, die uns Varnhagen von ihm gegeben hat, macht uns ihn besonders werth. Seine Genialität ist in schönen Zügen aufbewahrt. Verstand und Geist ging ihm über alles; in diesem Sinne war er Aristokrat. „Alle Welt, erzählt Varnhagen, mußte es bis zum Ueberdruß anhören, daß er Göthe'n hatte kennen lernen, und sich darauf mehr einbildete, als wenn er am größten Hofe wäre vorgestellt worden. Er ließ die vornehmsten Personen stehen, um mit Gentz, dem damals noch wenig geltenden, aber von ihm anerkannten und gepriesenen zu sprechen; er ging oft aus der Hofgesellschaft weg, um, wie er vorsätzlich aussprach, zu Mlle. Levin zu gehen, wo die klügsten Leute zusammen kämen, und sogar der Königin rühmte er mit Absicht diesen geselligen Kreis als einen, um den man jeden andern aufgeben darf." Durch ihn wurde Gentz der jungen Königin vorgestellt. Wie viel Gentz auf ihn hielt, spricht sich in mehrmaliger Erwähnung aus. Uebrigens war Gualtieri Major und Flügeladjutant des Königs; später ging er als preußischer Gesandter nach Madrid, wo er nach kurzem Aufenthalt starb. —

Zu Brief 4. Die hier und oft erwähnte Pauline ist dieselbe Pauline Wiesel, von der wir nachher, wo wir einige Briefe an sie mittheilen, ausführlicher sprechen. —

Wilhelm v. Humboldt, der berühmte Staatsmann, Gelehrte und Schriftsteller, den Gentz jetzt nach 10 Jahren wiedersieht, war mit diesem vor dieser Zeit in vertrautem Umgang gewesen. Der Ruf beider fing um dieselbe Zeit an, sich auszubreiten. Allem Anschein nach hatten sie über die wichtigsten

Materien ihre Gedanken ausgetauſcht und, da ſie wohl ſchon damals nicht völlig übereinſtimmten, in Kampf und Widerſpruch geſtählt. Humboldt erwähnt ſeines Freundes oft und als eine Art Autorität in den Briefen an Schiller, zur Zeit als dieſer die Horen begann. Bei Gelegenheit der Schillerſchen Briefe über äſthetiſche Erziehung ſchrieb er an denſelben: „Unter Allen, die ich ſprach, iſt Gentz der einzige, in dem ihre Briefe einen wahren und recht verſtandenen Enthuſiasmus bewirkt haben, ſo wie er überhaupt genommen, hier [in Berlin] gewiß der denkendſte Kopf iſt?“ Ihre ſpätere diplomatiſche Laufbahn führte ſie in den wichtigſten Angelegenheiten wieder zuſammen, und wie weit Denkart und Richtung beider nach und nach auseinander ging, das Intereſſe ſcheinen ſie gegenſeitig damit nicht verloren zu haben. In dieſem Sinne ſpricht Gentz auch hier, wenn er Humboldt, dieſen unerſchöpflichen Dialektiker, einen Sophiſten heißt. —

Zu Brief 6. An Adam Müller von Nitterdorf nahm Gentz, wie ſich hier und anderwärts bekundet, das allerlebhafteſte Intereſſe. Sie haben einen langjährigen, gewiß höchſt intereſſanten Briefwechſel mit einander geführt. Gentz wurde beſonders durch Müllers Schreibart, die ſo viel Tiefes und Sinniges anzuregen und ſelbſt in konfuſen Stellen noch elegant zu ſein wußte, beſtochen. Bekanntlich gingen die Welt- und Staatsanſichten von Adam Müller mit der gleichzeitigen Naturphiloſophie Hand in Hand. Gentz, der ſeine Anſicht aus ganz andern Quellen und mit viel praktiſcherem Griff ausgebildet hatte, entnahm dieſes jüngeren Freundes friſch auftretenden Staatslehren und Anſchauungsweiſen einen willkommenen Anhalt für gewohnte oder jetzt zeitgemäße Theorien. Sie konnten beide einander geben; obſchon Gentz, vielleicht mehr angeregt durch jenen, in allen praktiſchen Angelegenheiten gewiß der ſtärkere, wie in ſeinem öffentlichen Wirken der gewaltigere blieb. Eine gewiſſe Großartigkeit und Univerſalität der Anſchauung in Müller imponirte ihm auch hier; was er bei Andern nicht durchge-

lassen hätte, gewann ihn hier durch Ganzheit und Eigenthümlichkeit; Vieles konnte er nutzen, Anderes ließ er sich gefallen; im Allgemeinen blieb jedoch die religiös-politische Ueberspannung der Adam Müller'schen Doktrin seinem praktischen und auf das Weltliche gerichteten Geiste fremd. Vorzüglich die mündliche Beredsamkeit des Freundes mußte ihn ausnehmend bestrickt haben, wenn er im Jahr 1806 selbst bis nach Indien von Adam Müller schreiben und ihn le premier génie de l'Allemagne nennen konnte. — Ihre früheste Bekanntschaft schrieb sich aus Berlin her, wo Gentz für den Andern Muster und Vorbild staatswissenschaftlicher Bahn und politischer Ansichten geworden. Als Gentz nach dem Frieden von Preßburg sich längere Zeit nach Dresden zurückzog, traf er hier mit Müller, der daselbst im Verein mit einigen anderen Jüngeren allerlei literärisch-politische Thätigkeit verfolgte, und verschiedene ästhetische sowie historisch-politische Vorlesungen hielt, wieder zusammen. Hier gründete sich ihre engere und bleibendere Verbindung. Müller wurde durch Gentz in österreichische Staatsthätigkeit hinüber gezogen, wirkte fortan in Gemeinschaft mit seinem hochstehenden Freunde und starb, nachdem er lange Zeit General-Konsul in Leipzig gewesen war, kurz nachdem er nach Wien versetzt worden, im Jahr 1829. —

Frau v. Humboldt ist Karoline, Wilhelm Humboldts Frau, eine der geistreichsten und anziehendsten Personen dieser Zeit, die ihrem Gatten das Leben im höchsten Sinne verschönerte. Gentz erwähnt ihrer oft, obschon nicht immer geneigt; mit Rahel war sie gleichfalls sehr befreundet, sie rieth ihr, den seit Prag so treulosen Freund aufzugeben; der Widerwille jener Zeit spricht sich auch bei ihr charakteristisch genug aus: „Er liebt die Unsren nicht, schrieb sie, unsre Preußen, verstehst Du. Der eigentliche Geist, der die Nation begeistert hat, der sich klar in That und Wort bei Tausenden ausgesprochen hat, die hat er nicht erkannt. Das kommt eben auch daher, weil er die Liebe nicht erkennt. Nun weiß ich, daß er

sie verkleinert, verunglimpft, daß er schon jetzt nicht leiden kann, wenn die Welt voll ihres Ruhmes ist, und das hat mich denn nun ganz von ihm abgewendet." Auch Frau v. Humboldt hat in Varnhagens Bildnißgalerie ihre Stelle gefunden. —

Zu Brief 7. Zichy — ist Graf Stephan von Zichy, in diesen und den nächsten Jahren österreichischer Gesandter zu Berlin. —

Graf v. Voß, ein Mecklenburgischer Edelmann, war preußischer Diplomat, zuletzt Gesandter in Neapel und starb zurückberufen erst vor einigen Jahren in Berlin. Er ist der Schwiegersohn einer der geistreichsten Damen der früheren Berliner Gesellschaft, Frau v. Berg, von der auch ein Buch über die Königin Louise von Preußen erschienen ist, und die auch in diesen Gentzischen Briefen vorkömmt. Graf Voß hat auch selbst einiges geschrieben; er hing Adam Müllers Lehren an, mit dem er persönlich bekannt war.

II. Zu den Briefen vom Jahre 1813.

Zu Brief 1. Bentheim — Fürst Wilhelm Belgicus zu Bentheim (vorher Reichsgraf), österreichischer Feldmarschall-Lieutenant und Divisionair, gegenwärtig in der Lombardei kommandirend. Ein ausgezeichneter Militair, der sich namentlich in der Schlacht bei Wagram hervorthat und weil sein Name so guten Klang hatte, im Jahre 1814 eine deutsche Legion errichten durfte. —

Stadion — natürlich Graf Johann Philipp von Stadion, des Fürsten Metternich Vorgänger in der Leitung des Auswärtigen. Als Oesterreich durch den Wiener Frieden genöthigt wurde, das strenge antinapoleonische System und die englische Politik aufzugeben, trat er zurück, und lebte bis zum Befreiungskampfe abseits von den Geschäften. Einer der trefflichsten deutschgesinntesten und verdientesten Männer, gleich ausgezeichnet an Geist wie in geselligen Manieren. Die großen

Kriegsanstalten im Jahr 1809 gingen meistentheils von ihm aus. Unter ihm trat auch Gentz, nachdem die erste Verbindung mit Oesterreich schon unter Baron Thugut angeknüpft worden war, in noch glänzendere Geschäftsthätigkeit ein; und blieb ihm auch persönlich nahe befreundet. Im Jahre 1813 wurde auch Stadion, unter Metternich, wieder zu den wichtigsten Geschäften gebraucht; er übernahm aber alsbald das Ministerium der Finanzen, dem er bis zu seinem Tod (1824) vorstand. Wenn die Geschichte die Namen aufzählt, die sich um die Befreiung und Wiederherstellung Deutschlands die größten Verdienste erworben haben, wird auch Stadion immer unter den ersten genannt werden. —

Zu Brief 13. Clamm — Graf Christian Clamm-Gallas, einer der angesehensten unter den böhmischen Großen, lebte in Prag und wird, nach Angabe Hormayrs, als rühmlichster Beschützer der Künste genannt. Daß er Gentz, besonders aber auch Rahel und vielen anderen gerühmten Namen näher befreundet war, geht aus Briefen der Letztgenannten hervor. —

Zu Brief 24. Graf Paar — ist Graf Johann von Paar, Sohn des Fürsten von Paar und österreichischer General. Im Jahr 1813 war er Adjutant des Fürsten von Schwarzenberg und wurde mit der Nachricht der Schlacht von Kulm nach Wien gesendet. Bis zum Tode des Feldmarschalls blieb er einer von dessen Adjutanten. —

Zu Brief 28. Jackson, englischer Diplomat, und wenn ich nicht irre, damals Englands Gesandter beim kaiserlichen Hof. Vor 1806 fungirte er zu Berlin. —

Nächst Adam Müller gehörte wohl ganz besonders Friedrich Schlegel zu denjenigen geistigen Notabilitäten, mit denen Gentz, in Denkweise und Lebensrichtung vielfach übereinstimmend, nähere Beziehungen geknüpft hatte. Auch Schlegel trat in kaiserliche Dienste, schon 1808 ging er nach Wien, hielt jedoch in den ersten Jahren hauptsächlich Vorlesungen über Geschichte und Literatur für das dortige Publikum, wirkte

nachher mannigfach zur Aufregung des Nationalenthusiasmus, und wurde nach dem Frieden als Legationssekretair der Präsidialgesandtschaft zu Frankfurt am Main beigegeben; 1818 verließ er diese Stelle wieder und lebte mit kaiserlicher Pension, nur seinen schriftstellerischen Arbeiten fortan zu Wien. Er starb 1829 plötzlich zu Dresden, wo er eine Reihe Vorlesungen begonnen hatte. Eine tiefe Anschauungsweise, große Sinnigkeit und elegante Formen hatte er mit Adam Müller gemein. Seine Bildung und sein Standpunkt aber war weit universeller; dagegen das, wan in ihm vorging, viel weniger ächt und kräftig; auch blieb er hinter Müller an Entschiedenheit der Richtung und praktischem Sinn zurück. Eine bei größten Geistesgaben jederzeit phantastische Denkart, wie sie Schlegel und so vielen Zeitgenossen besonders der romantischen Schule unserer Literatur angehört, fängt gar gern mit republikanischen Schwärmereien und Vergötterung des Plato an, und endet mit christlicher Zerknirschung und hierarchischen Gesinnungen. — Seine Phantasie führte ihn früh und spät auf unwirkliche Traumgebiete, mochte es nun Hellas oder die römisch deutsche Verfassung, das Pontifikat und Kaiserthum des Mittelalters sein. Wegen seiner großen Beweglichkeit, mit der es ihm leicht ward, für alle Irrwege des Zeitalters den Ton anzugeben, und wegen seines großen Geistesumfangs konnte er wohl als eine Art von Mittelpunkt kontre-revolutionairer Richtung angesehen werden. In seinem politischen Wirken erreichte er nicht einmal die einseitige Energie und Bedeutung Adam Müllers, noch die vorübergehende Kraftäußerung und Macht von Görres. Für Gentz war die neu auftauchende christliche Staatsansicht nur eine Form, die ihn vielfach berührte und die er sich nur gefallen ließ, um gegen den demokratischen oder revolutionairen Zeitgeist zu wirken. Die Verbindung zwischen ihm und Schlegel scheint überhaupt weit weniger innig gewesen zu sein, als die mit dem systematischeren Politiker Adam

Müller. In seiner rein weltlichen Denkart stand er vom Grund aus weit von und über den Strebungen dieser beiden. —

Zu Brief 35. Alexander von der Marwitz, den man schlechthin Rahels Freund nennen könnte, und dem durch die Mittheilung der herrlichen Briefe, die er an diese schrieb, in der Bildnißgalerie zu Rahel ein schönes Denkmal gesetzt ist, war ohne Zweifel einer der strebsamsten und geistreichsten Männer in der großen Reihe kräftiger Figuren, die diese Zeit erweckte, konnte aber leider für seine Kraft und seinen Willen die rechte Lebensbahn nicht antreten. Der Name Marwitz ist überhaupt ein rühmlicher der preußischen Geschichte und auch Alexander würde diesen Ruf noch sehr erhöht haben, wenn er nicht schon im Blücher'schen Heere von 1814 bei Montmirail gefallen wäre. Gentz kannte ihn schon aus der Zeit, wo er und sein Freund Varnhagen in österreichischen Militairdienst getreten waren. Marwitz, gleichfalls ein begeisterter Anhänger der preußischen Sache, mußte mit seinen edel-kräftigen und hochfliegenden Gesinnungen eine für die fertige und abgemachte Lebensstellung und Ansicht von Gentz nothwendig unbequeme Erscheinung werden. —

Zu Brief 38. Joseph von Pilat, der bekannte Redakteur des österreichischen Beobachters, den er auch, im Verein mit Friedr. Schlegel, gegründet hat, wird hier von Gentz geradezu als sein Zögling, den er mit väterlicher Pflege aufziehe, genannt. Sie blieben auch fortdauernd in der intimsten Verbindung, wie denn überhaupt nicht blos der Beobachter, sondern Pilat selbst, in späterer Zeit, als das nächste und auserwählteste Organ von Gentz zu betrachten ist. Wenn sonach Pilat an der Stellung und dem Rufe seines leitenden Freundes Theil nahm, so hat er sich, den Partheien der Zeit gegenüber, noch unendlich mehr als dessen Leidensgenosse fühlen müssen. Doch selbst Gegner haben es zugestanden, daß er ein Mann von edler Denkart sei, und dem es mit seinen Gesinnungen höchlich Ernst ist. Die vielen Briefe, die Gentz in langjähriger Freund-

schaft auch an ihn gerichtet hat, dürften vom größten Interesse, und sollten, wenn auch nur zum Theil, wohl auch zur öffentlichen Mittheilung geeignet sein. Wenige sind so befähigt wie Pilat, sich durch solche Gaben ein großes Verdienst um das Andenken des Freundes zu erwerben; und es bleibt nur zu wünschen, daß die Verhältnisse ihm dies nicht gänzlich verwehren. —

Zu Brief 48. Hier ist Graf Louis von Bombelles gemeint, der eine Zeit lang kaiserlicher Gesandter in Dresden war. —

Der General Tettenborn, berühmt durch viele Heldenthaten, namentlich durch seine Feldzüge an der Niederelbe im Jahr 1813, gefeiert in Varnhagens Denkwürdigkeiten, dabei einer der liebenswürdigsten Charaktere, war auch der langjährige Freund von Gentz. Einige Zeit nach den Befreiungskämpfen trat er in badische Dienste und lebte seitdem als großherzoglicher Gesandter zu Wien. Tettenborn war es, der mit der getreusten Freundschaft für Gentz bis zu dessen Ende aushielt. Gewiß, wenn daran Mangel wäre, ein neuer Beweis, wie ein großer Theil der ruhmvollsten Namen unserer Zeit ihn, gleichsam zur Entschädigung für so viele ungerechte und wegwerfende Urtheile, geehrt und geliebt haben. — Die hier erwähnte Zeitung wurde im Feldlager des Tettenborn'schen Heeres von mehreren Offizieren verfaßt und unter den Auspizien des Anführers ausgegeben. Varnhagen, der auch unter den Letzteren war, berichtet davon in seinen Feldzügen des General Tettenborn (Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. III. Band, S. 451—53.) —

III. Zu den Briefen aus späterer Zeit.

Zu Brief 3. Ueber Görres, der hier noch so bewundert und angerühmt wird, zur Zeit, wo der rheinische Merkur in seiner großartigen Sprache nur noch die allgemeinsten Wünsche

und Erwartungen, wie die Freude über die gelungene Befreiung verkündete, kurz darauf aber, als nicht alle Hoffnungen und am wenigsten alle Görres'schen Ideale in Erfüllung gingen, gerade mit Gentz, als dem Verfechter der Kongreßpolitik, in heftigsten Zwiespalt gerieth, wird schicklicher zu sprechen sein, wenn wir in der Sammlung der Staatsschriften von Gentz die berühmte Abfertigung dieses Gegners mittheilen. [Schriften von Gentz. Theil II. am Ende.] —

Zu Brief 4. Frau von Stael intriguirte bekanntlich sehr eifrig gegen das Kaiserreich und stand zur Zeit, wo ihr Freund Wilhelm Schlegel, der Professor von Bonn, ebenfalls im schwedischen Interesse, gegen das Kontinentalsystem zu Felde zog, in genauer Verbindung mit dem Kronprinzen, jetzigen König von Schweden, von dem sie beschützt und geehrt wurde. Hätte Gentz nicht mit ihr abgebrochen, so würde sie seinen schriftstellerischen Verdiensten, von denen man ihr wohl auch beigebracht hatte, in ihrem Werk über Deutschland ihre Anerkennung zu spenden, sicher nicht verfehlt haben. —

Zu Brief 5. Graf Bernstorff ist, so oft er hier vorkömmt, jedesmal Graf Christian zu Bernstorff, der bekannte dänische Gesandte zu Wien und beim Kongreß, nachmals als preußischer Staatsminister des Fürsten von Hardenberg Gehülfe und Nachfolger in der speziellen Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Seiner Gattin, der gleichfalls wegen ihres Geistes, und nicht minder wegen ihrer Schönheit bewunderten Gräfin Bernstorff ist kurz darauf in diesen Briefen an Rahel auch gedacht. —

Zu Brief 10. Was den Inhalt dieses Briefes anbelangt, wird in den Briefen an Varnhagen mehr berührt und hat in dem Vorbericht zu diesen hinlängliche Erläuterung gefunden. —

Zu Brief 11. Gentz kommt gerade vom Kongreß zu Aachen zurück, wo er, wie früher zu Wien und auf den späteren Kongressen, das Protokoll der Minister-Konferenzen führte. — Der von ihm genannte Scholz war preußischer Diplomat und Lega-

tionsrath, nach Missionen in den verschiedensten Weltgegenden, in Madrid, Petersburg, London, Stuttgart, — zuletzt in Frankfurt a. M. Er starb fast verschollen vor mehreren Jahren in Rom. —

Zu Brief 12 Neben dem neuesten Werke der Frau von Stael erwähnte Gentz in einem früheren Briefe den neuesten Band von Göthe's Leben. Die Göthe'schen Fragmente, über die er hier halb ablehnend spricht, sind die Aufsätze in „Kunst und Alterthum." Gentz spricht auch in anderen Briefen immer mit einer gewissen Medisançe von Göthe, hinter deren Eigensinn aber doch die größtmögliche Verehrung für diesen großen Zeitgenossen hervorblickt. Göthe selbst hat ihn, zwar nicht jederzeit billigend, doch stets mit besondrer Auszeichnung genannt. In dem Kreise des unvergeßlichen Karl August von Weimar war auch Gentz heimisch und hochgeehrt. Im Sommer pflegten die böhmischen Bäder die Weimaraner und die Wiener zusammen zu führen, wo dann hauptsächlich das fürstlich Clary'sche Haus, mit der bekannten Liebenswürdigkeit des Prinzen von Ligne, den Mittelpunkt der Gesellschaft abgab. Kurz nach der Katastrophe von Jena hatte sich Göthe, der auch nicht wenig von dieser Bedrängniß und denen des herzoglichen Hauses heimgesucht wurde, von Gentz, wie er in seiner Lebenschronik erzählt, die weiteren Bewegungen der feindlichen Armeen gründlich und zu seinem Wohlbehagen auseinander setzen und endlich die erste Nachricht des Tilsiter Friedens mittheilen lassen; so wie er auch mehr, als von anderen Schriften dieser Art, von den berühmten letzten Hauptwerken eines Gentz zu näherem Antheil an der Tagespolitik verlockt wurde. Auch nur äußerlichere Berührungen solcher Männer regen immer ein großes Interesse an! —

Zu den liebenswürdigsten, geistreichsten und in verschiedener Art denkwürdigen Männern des nordischen und Berliner Lebens gehört auch Gustav von Brinckmann, schwedischer Diplomat, zuletzt in London, besonders aber durch seine Stellung am

preußiſchen Hofe bekannt. Er war es, der den kitzlichen Auftrag zu vollführen hatte, im Namen ſeines Herrn dem Könige von Preußen, als dieſer, ohnedies mit Schweden brouillirt, gerade eine Anzahl ſchwarzer Adlerorden nach Frankreich geſchickt hatte, den des Königs von Schweden wieder zurück zu geben. — Brinckmann hatte ſich auf deutſchen Hochſchulen gebildet, war ſelbſt Dichter und Schriftſteller, in ſchwediſcher und deutſcher Sprache, ſchrieb namentlich ganz außerordentlich elegante Briefe an alle Welt, an Staatsmänner und Literaten, von denen er den berühmteſten im In- und Ausland bekannt war. Auch Gentz gehörte von ſeiner Berliner Zeit her zu ſeinen vertrauteren Freunden. Vom Jahr 1810 lebte er zu Stockholm und in dem Kollegium, worin die allgemeinen Reichsangelegenheiten berathen wurden, thätig bis an ſein Ende. Er ſtarb 1828. Ueber ihn eine biographiſche Skizze, vielleicht mit einem Auszuge ſeiner in Betreff der Form noch jetzt muſterhaften Schriften und Dichtungen, namentlich eine Sammlung Brinckmann'ſcher Briefe zuſammenzuſtellen, wäre ſehr erwünſcht und Dankes werth. —

Zu Brief 16. Der Major von Prokeſch iſt der bekannte Schriftſteller und Diplomat, jetzt öſterreichiſcher Botſchafter beim jungen griechiſchen Königreich. Die glücklichere Wendung ſeiner Lebensbahn begann er als Adjutant des Generaliſſimus, Fürſten von Schwarzenberg, der die größte Zuneigung zu ihm faßte, und deſſen Biographie er nach ſeinem Tode aus den Familien-Papieren in Denkwürdigkeiten des Fürſten herausgab. Auch unter den Militairſchriftſtellern iſt er ein gerühmter Name. In ſpäterer Zeit erlangte er die Auszeichnung des Fürſten Metternich und wurde, da er ohnedies eine große Reiſe nach dem Orient unternehmen wollte, zu diplomatiſchen Zwecken verwendet, und nachher der öſterreichiſchen Marine in der Levante zugetheilt. Obſchon vom Anbeginn kein Anhänger der griechiſchen Sache, hat er ſich doch auch vor ſeiner jetzigen Stellung namhafte Verdienſte um den werdenden Staat erwor-

ben. Alsbald gehörte er dem engern Kreiſe des Staatskanzlers zu, und ſchloß auch mit Gentz einen innigen Freundſchaftsbund. Bei jedem Anlaß ſpricht er von ihm, dem Menſchen und Staatsmann, ſeinem Wirken und ſeinen Schriften mit entzückter Bewunderung. Prokeſch iſt einer der geiſt- und talentvollſten Staatsmänner, einer der begabteſten deutſchen Schriftſteller, der lauterſten Charaktere der Gegenwart, und unter den Hoffnungen der öſterreichiſchen Monarchie eine der glänzendſten. Mit welch inniger Sympathie Gentz, eine geiſtverwandte, poetiſche Seele mitten unter diplomatiſchen Depeſchen, mit ihm zuſammen hing, liegt in der Erwähnung dieſes Briefes zu Tage. Der Anlaß iſt gleich ehrenvoll für ſie beide, wie für den von anderer Seite ſo oft mißhandelten Dichter.

III.

An

Pauline Wieſel.

Pauline war die Tochter des Geh. Raths Céſar in Berlin, eines der reizendſten und liebenswürdigſten Geſchöpfe, weniger durch Geiſt blendend, als durch Anmuth und Naivität. Der Domherr Graf Hugo Hatzfeld wollte ſie heirathen, konnte aber die Säkulariſation nicht erlangen. Wunderlicher Weiſe ſchenkte ſie jetzt, eine Menge Huldigungen und Anbeter verſchmähend, ihre Hand einem gewiſſen Wieſel, einem höchſt originellen Menſchen, von dem uns jüngſt ein Aufſatz in der Zeitung für die elegante Welt („Merck — Mephiſtopheles — Wieſel." 1836. Jan. No. 11—14) ein ſehr anziehendes Bild gegeben. Wieſel, ebenfalls ein Berliner, zeichnete ſich durch die Gabe eines außerordentlichen Scharfſinnes und unerſchrockenſter Dialektik aus, war im hohen Grade beredt, ein Freidenker derbſter Art, unaufhörlicher Raiſonneur, ganz cyniſch und faſt Lachen erregend in ſeinen Manieren. Zu einem geordneten Lebenslauf hatte er keinen Beruf, ſein Vermögen unterſtützte anfangs ſeine Launen, er trieb ſich in der Welt umher, beſchäftigte ſich, ohne daß es ihr etwas nützte, mit den größten Staats- und Handelsangelegenheiten, fing, als die Mittel aufhörten, ſich in allerlei große Unternehmungen einzulaſſen an, machte ſchlechte Geſchäfte, und ließ ſich's nicht anfechten, die Menſchen, die er im Allgemeinen höchlich verachtete, ſo viel als möglich zu überliſten und zu betrügen. Er war bald hier bald dort, oft längere Zeit ganz verſchollen, und kam ſo während des Wiener Kongreſſes, auch ſeinen Bekannten, darunter ſich die bedeutendſten Männer, ſämmtlich von ſeiner Denkkraft angezogen, namentlich Humboldt, Adam Müller und Gentz befanden, ganz unerwartet

wieder zum Vorſchein. Seine ironiſche Geſtalt ſchlich, unaufhörlich raiſonnirend und verneinend, um die dortigen Staatsgeſchäfte, doch leider immer unbemerkt, umher; eine Art Mephiſtopheles, wie ihn der Verfaſſer obigen Aufſatzes charakteriſirt, dem es nur an Gelegenheit fehlte, das ganze Pack der Menſchen und Staaten in göttlichſte Verwirrung zu bringen und die eigene Befriedigung zu genießen, daß das Geſindel doch nichts tauge. Wunderbarer Weiſe war er mit Adam Müller, der ganz entgegengeſetzten Grundſätzen und Manieren huldigte, auf's innigſte befreundet, ja ſogar unentbehrlich für dieſen. Wieſel lebte längere Zeit bei ihm in Leipzig und hörte nicht auf, den baldigſten Untergang und Bankerott aller Staaten und Nationen zu prophezeien. Nach dem Tode deſſelben ſchrieb Müller einen äußerſt merkwürdigen Brief über ſeinen Freund. „Ich verliere viel an ihm, ſagte er; er erſetzte und repräſentirte mir nicht nur die ganze liberale und demokratiſche Welt, und überhob mich nicht nur der Mühe, die Journale und Bücher meines Gegenpart zu leſen, ſondern er trieb das alles auf die rechte deutſche Höhe, bis zur Läugnung des perſönlichen Gottes, zur Behauptung, daß alles Unglück in der ganzen Weltgeſchichte aus dem Glauben an eine perſönliche Offenbarung herrühre. Drei Stunden hindurch habe ich ihn einmal über letztern Punkt auf meinem Zimmer mit wirklich teufliſcher Grazie und Sachkenntniß raſen hören.“ Gerade dieſen Wieſel zog Pauline, damals in der erſten Jugendfriſche ihrer Schönheit, allen andern und viel eifrigern Bewerbungen vor. Ihr wunderliches Verhältniß wird in obigem Aufſatz als nicht minder bizarr geſchildert. Er erhielt, was er eigentlich nicht ſuchte und nicht achtete, eines der reichſten Mädchen in der Stadt, und von zauberiſcher Anmuth. „Auf ein Glück, an das er nicht glaubte, legt er es aber auch nicht an; Weltverachtung, eigennütziges Weltgebrauchen und launiſcher Lebensgenuß war ſein behagliches Element. Ein gleiches muthete er ſeiner jugendlichen Gattin zu. Sie reiſten in den glücklichſten Umſtänden nach Wien, Paris und in die Schweiz. Seiner Schadenfreude machte es aber das größte Vergnügen, unterwegs einen Freund mitzu-

ſchleppen, der leidenſchaftlich verliebt in Paulinen die täglich erneute Qual erdulden mußte, den Gegenſtand ſeiner Wünſche in fremdem Beſitze und die wirkliche Zuneigung der Frau zu ihrem Gemahl von dieſem nur verſpottet zu ſehen." Es war natürlich, daß ſolcher Frevel auch Paulinens Neigung endlich zerſtörte und ſie von ihm wegtrieb, bis ihr längſt gelockertes Verhältniß zuletzt völlig gelöſt wurde.

Pauline hielt ſich nun wieder in Berlin auf, und hier begann die ſchönſte Epoche ihres Lebens. Der heldenmüthige Prinz Louis Ferdinand von Preußen entbrannte in leidenſchaftlicher Liebe zu ihr. Leider war der Prinz ſchon einer Andern mehrere Jahre her in vertrauteſter Neigung zugethan, leider ſollte dieſe neue Leidenſchaft ſeine ohnehin vielfach verwickelten Verhältniſſe nur noch tiefer zerrütten, der ſchönſte Liebesgenuß nur unter Dornen und Schmerzen zu Theil werden. Neben den öffentlichen Angelegenheiten beſchäftigte ihn in den letzten Jahren ſeines früh und ruhmvoll geendeten Lebens nichts ſo ſehr, als ſeine heißgeliebte Pauline, ein Weſen, das, bei allen Liebreizen, an innerem Werth in Wieſels Hand zwar nicht zu Grunde gegangen war, aber doch ſchon verloren hatte. Sie war für den Prinzen unwiderſtehlich, ohne daß dieſer, mitten unter andern Qualen, hier die erſehnte Ruhe und Befriedigung hätte finden können. Oft trieb es ihn, aber immer vergeblich, in die Einſamkeit auf ſein Landgut Schricke hinweg. „Mir ziemt es ſchrieb er in ſolchen Momenten, mich in das ſtrengere Geſchäftsleben zurück zu ziehen, und nicht ſo, wie ich es gethan, Zeit und Kraft den Weibern zu vergeuden, die doch Ernſt und kältere Vernunft mehr als Hingebung und ſtete Liebe beherrſchen. Sie ſahen Paulinen, ſo gut, ſo liebend, und dieſes kam aus ihrem Innerſten, ſo wider ihren Willen unter tauſend Thränen, als wenn es etwas Schlechtes wäre! Rathen Sie zum Guten, predigen Sie Mäßigung und Sie werden Allen wohlthun." Die merkwürdigſten Bekenntniſſe legte Prinz Louis gleichfalls an Rahel, als er ſchon dem franzöſiſchen Heere und ſeinem Tode entgegenging, in einem vom 11. September 1806 von Leipzig aus datirten Briefe ab, das ehrendſte Vertrauen, das er Rahel, die in ſolchen Fällen oft ſeine Tröſterin geweſen war,

wieder zum Vorſchein. Seine ironiſche Geſtalt ſchlich, unaufhörlich raiſonnirend und verneinend, um die dortigen Staatsgeſchäfte, doch leider immer unbemerkt, umher; eine Art Mephiſtopheles, wie ihn der Verfaſſer obigen Aufſatzes charakteriſirt, dem es nur an Gelegenheit fehlte, das ganze Pack der Menſchen und Staaten in göttlichſte Verwirrung zu bringen und die eigene Befriedigung zu genießen, daß das Geſindel doch nichts tauge. Wunderbarer Weiſe war er mit Adam Müller, der ganz entgegengeſetzten Grundſätzen und Manieren huldigte, auf's innigſte befreundet, ja ſogar unentbehrlich für dieſen. Wieſel lebte längere Zeit bei ihm in Leipzig und hörte nicht auf, den baldigſten Untergang und Bankerott aller Staaten und Nationen zu prophezeien. Nach dem Tode deſſelben ſchrieb Müller einen äußerſt merkwürdigen Brief über ſeinen Freund. „Ich verliere viel an ihm, ſagte er; er erſetzte und repräſentirte mir nicht nur die ganze liberale und demokratiſche Welt, und überhob mich nicht nur der Mühe, die Journale und Bücher meines Gegenpart zu leſen, ſondern er trieb das alles auf die rechte deutſche Höhe, bis zur Läugnung des perſönlichen Gottes, zur Behauptung, daß alles Unglück in der ganzen Weltgeſchichte aus dem Glauben an eine perſönliche Offenbarung herrühre. Drei Stunden hindurch habe ich ihn einmal über letztern Punkt auf meinem Zimmer mit wirklich teufliſcher Grazie und Sachkenntniß raſen hören.“ Gerade dieſen Wieſel zog Pauline, damals in der erſten Jugendfriſche ihrer Schönheit, allen andern und viel eifrigern Bewerbungen vor. Ihr wunderliches Verhältniß wird in obigem Aufſatz als nicht minder bizarr geſchildert. Er erhielt, was er eigentlich nicht ſuchte und nicht achtete, eines der reichſten Mädchen in der Stadt, und von zauberiſcher Anmuth. „Auf ein Glück, an das er nicht glaubte, legt er es aber auch nicht an; Weltverachtung, eigennütziges Weltgebrauchen und launiſcher Lebensgenuß war ſein behagliches Element. Ein gleiches muthete er ſeiner jugendlichen Gattin zu. Sie reiſten in den glücklichſten Umſtänden nach Wien, Paris und in die Schweiz. Seiner Schadenfreude machte es aber das größte Vergnügen, unterwegs einen Freund mitzu-

schleppen, der leidenschaftlich verliebt in Paulinen die täglich erneute Qual erdulden mußte, den Gegenstand seiner Wünsche in fremdem Besitze und die wirkliche Zuneigung der Frau zu ihrem Gemahl von diesem nur verspottet zu sehen." Es war natürlich, daß solcher Frevel auch Paulinens Neigung endlich zerstörte und sie von ihm wegtrieb, bis ihr längst gelockertes Verhältniß zuletzt völlig gelöst wurde.

Pauline hielt sich nun wieder in Berlin auf, und hier begann die schönste Epoche ihres Lebens. Der heldenmüthige Prinz Louis Ferdinand von Preußen entbrannte in leidenschaftlicher Liebe zu ihr. Leider war der Prinz schon einer Andern mehrere Jahre her in vertrautester Neigung zugethan, leider sollte diese neue Leidenschaft seine ohnehin vielfach verwickelten Verhältnisse nur noch tiefer zerrütten, der schönste Liebesgenuß nur unter Dornen und Schmerzen zu Theil werden. Neben den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigte ihn in den letzten Jahren seines früh und ruhmvoll geendeten Lebens nichts so sehr, als seine heißgeliebte Pauline, ein Wesen, das, bei allen Liebreizen, an innerem Werth in Wiesels Hand zwar nicht zu Grunde gegangen war, aber doch schon verloren hatte. Sie war für den Prinzen unwiderstehlich, ohne daß dieser, mitten unter andern Qualen, hier die ersehnte Ruhe und Befriedigung hätte finden können. Oft trieb es ihn, aber immer vergeblich, in die Einsamkeit auf sein Landgut Schricke hinweg. „Mir ziemt es schrieb er in solchen Momenten, mich in das strengere Geschäftsleben zurück zu ziehen, und nicht so, wie ich es gethan, Zeit und Kraft den Weibern zu vergeuden, die doch Ernst und kältere Vernunft mehr als Hingebung und stete Liebe beherrschen. Sie sahen Paulinen, so gut, so liebend, und dieses kam aus ihrem Innersten, so wider ihren Willen unter tausend Thränen, als wenn es etwas Schlechtes wäre! Rathen Sie zum Guten, predigen Sie Mäßigung und Sie werden Allen wohlthun." Die merkwürdigsten Bekenntnisse legte Prinz Louis gleichfalls an Rahel, als er schon dem französischen Heere und seinem Tode entgegenging, in einem vom 11. September 1806 von Leipzig aus datirten Briefe ab, das ehrendste Vertrauen, das er Rahel, die in solchen Fällen oft seine Trösterin gewesen war,

weihen konnte. Schrieb er ihr doch früher einmal, er habe zu Gentz gesagt, sie wäre eine moralische Hebamme, und accouchire einen so sanft und schmerzlos, daß selbst von den peinlichsten Ideen dadurch ein sanftes Gefühl zurück bliebe. Dieser Brief lautete so:

„Wie es mit meiner Liebe zu Paulinen eigentlich ist, wäre schwer Ihnen zu schreiben; ich weiß nur, daß ich sie unaussprechlich liebe, und alle meine Gefühle erlangen in Einsamkeit und Entfernung mehr Kraft. Oftmals ist mir, als liebte ich sie ewig — lange schon hatte ich sie im Herzen und im Kopfe. — Ich sah sie wieder! allein da war es, als wäre eine Mauer zwischen uns, ich suchte und doch fürchtete ich sie, alsdann lernten wir uns kennen. Pauline mißgriff meinen Charakter, ich sah in ihr nur die Fehler, die Exuberanzen, die Auswüchse dieser reichhaltigen Natur, ohne sie eigentlich zu lieben, oder ohne diese Liebe in mir laut werden zu lassen; bis endlich, wie Sie wissen, es auflohderte, ich sie trotz den Menschen, trotz mir, ja ihrer selbst, liebte, jeden Tag mehr opferte, jedes Opfer mich mehr an sie band und festkettete; rechnen Sie noch hinzu den an's magische gränzenden Liebreiz, den sie für mich hatte — den Stolz meines Charakters. Wie oft sahen Sie mich kalt und resignirt, meiner Liebe bewußt, dasitzen, kalt und gleichgültig, wenn Andere, Paulinen herabwürdigend, mich und meine Liebe vielleicht verspotteten. Noch etwas Schönes lag in meinem Herzen, ich habe zuweilen gehofft, die Reliquien von Paulinens schöner Natur zu retten — meine heftige, zärtliche Liebe sollte ihr Herz erwärmen — die Ideen des Guten und Schönen beleben, — sie sollte wieder an sich selbst glauben; ich dachte, sie sollte das Edle, Gute in mir lieben und erkennen, mein Leben durch Genüsse aller Art verschönern —; überdem ist bei ihr die Härte nichts weiter als die Reaktion der tiefsten Gebeugtheit, der Zerrüttung ihres Innern — sie hat nicht den Muth, zu zeigen, daß sie gut ist, nicht den Muth, Gefühle an den Tag zu legen — ich habe sie erröthen sehen, wenn sie etwas Gutes und Gefühlvolles sagte, als wenn ein Andrer eine Sottise sagt — blos weil sie fühlt, daß sie das Recht es zu sagen, verloren hat. Einen Brief von ihr, aus Schricke mir

geſchrieben, fand ich hier — er war gut, liebend und wahr. So war es, liebe Kleine, und ſo iſt es noch, nach dem ſchmerzlichen Stoße, den der unglückliche Brief in mir erzeugte, und von welchem mein Herz blutet.“ Darauf geht er zu den Kriegsangelegenheiten über: „Heute haben wir hier ein Rendezvous der drei verſchiedenen Avantgarde-Chefs, des General Blücher, des General Rüchel und mir, der die des linken Armeekorps kommandirt; morgen geht jeder zu ſeiner Beſtimmung, und am 20. bin ich am Fuße des böhmiſchen Gebirges, mit meiner aus Preußen und Sachſen zuſammengeſetzten Avantgarde. Ein Wort gaben wir uns Alle, ein feierliches männliches Wort — und gewiß ſoll es gehalten werden — beſtimmt das Leben daran zu ſetzen, und dieſen Kampf, wo Ruhm und hohe Ehre uns erwartet, oder politiſche Freiheit und liberale Idee auf lange erſtickt und vernichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben! — Es ſoll ſo gewiß ſein! Der Geiſt der Armee iſt trefflich, und würde es noch mehr ſein, wenn mehr Beſtimmtheit und erregende Kraft in der Politik wäre, und mehr feſter Wille die ſchwachen und ſchwankenden Menſchen beſtimmte! — Was iſt dieſes erbärmliche Leben, nichts, auch gar nichts! — Alles Schöne und Gute verſchwindet, erhaben iſt das Schlechte, und die traurige Erfahrung reißt unbarmherzig alle ſchöne Hoffnungen von unſerem Herzen! ſo muß es in dieſem Zeitalter ſein, denn ſo erſtarben auch alle ſchöne menſchenbeglückende Ideen! Nur das Erbärmliche blieb, nur dieſes ſiegt — warum alſo ſich beklagen, wenn im Kleinen geſchieht, woran ein ganzes Zeitalter leidet! — Wenn ich mich ſo oft in's weibliche Herz hineindachte, ſo glaubte ich, nichts heiliger müßte einem Weibe ſein, als den Geliebten im Kriege zu wiſſen; ihn zu betrüben, ja vielleicht noch mehr zu thun wäre in meinen Augen ſchlimmer als ein Mord. — — Louis.“

Dieſer merkwürdige Brief des Prinzen, ein ſchönes Denkmal ſeines ganzen Lebens, den Varnhagen nach der vortrefflichen Lebensſkizze deſſelben gleichfalls in der Bildnißgalerie mitgetheilt hat, giebt über ſein Verhältniß zu Paulinen den ſchönſten Aufſchluß. Noch nicht einen Monat nach dieſem Brief war der Geliebte den Opfertod

für ſein Vaterland bei Saalfeld gefallen. Wo ein ſo unerſetzlicher Verluſt zu beklagen war, wie hätte man da noch fragen dürfen: wer dem verlaſſenen Weibe dieſe Liebe erſetzen ſollte?

Und doch fand ſich für ſie Einer, der ihr Troſt und Hülfe bot, durch Antheil ihren Kummer erleichterte, und, als wenn es aus Verehrung für den Prinzen, ſeinen ehemaligen Freund, geſchähe, als wenn er ihn beerben wollte, ſeine Huldigungen fortſetzte. Dies war Gentz. Jahrelang war ſie mit ihm in der Nähe und in der Ferne im vertrauteſten Verkehr. Ihr Aufenthalt wechſelte, im Sommer lebte ſie oft in den Bädern, in der Nähe ihres Freundes, immer ein ſehr munteres Daſein und in guter Geſellſchaft. Rahel nahm bleibenden Antheil an ihren Geſchicken, Gentz, wie ſich oft in ſeinen Briefen zeigt, widmete ihr fortdauernde Aufmerkſamkeit. Zuletzt heirathete ſie einen Hauptmann der Schweizergarde Karls X., mit dem ſie abwechſelnd zu Straßburg oder Paris lebt. Wir haben dieſem Leben abſichtlich ſo viele Blätter gewährt, weil die Namen Pauline, Wieſel und Louis Ferdinand eng in den Gentziſchen Lebenskreis verzweigt ſind, und ſo manches in früheren Briefen, wie in den folgenden, ohne dieſe Andeutung unverſtändlich geblieben wäre.

Bekanntlich hatte auch Louis Ferdinand einen Kreis der erſten Gelehrten und Schriftſteller, aus den Civil- und Militärfächern, um ſich verſammelt, oder vielmehr er nahm an allem Theil, was das Berliner Leben an Geiſtesanregungen bot. Unter den Männern dieſer Art verkehrte er ganz vorzüglich mit Gentz, und auch noch ſpäter behielt er ihn in freundlichſter Erinnerung. Mit welcher ungemeinen Hochachtung Gentz von dem Prinzen dachte, den er mit einem Gefühl des Stolzes ſeinen Freund nennt, geht namentlich aus den tiefgerührten, anerkennungsvollen Worten hervor, mit denen er in ſeiner geheimen Geſchichte des Kriegs von 1806 die Unglücksbotſchaft vom Tode des Prinzen beſpricht.

1.

An Pauline Wieſel, in Berlin.

Ohne Datum, aber gewiß aus dem Jahre 1806.

Diesmal ſchreib' ich Ihnen, reizende Pauline, nicht um Ihretwillen, ſondern wegen der Einlage, die ich auf keinen unſchuldigern Namen, als den Ihrigen, der Poſt anvertrauen kann. Ich beſchwöre Sie bei allem, was uns heilig iſt, das Paket ſicher und ſchnell, und ohne ein Wort davon gegen Andre zu erwähnen, an Ihren Freund abzugeben! Von den „Andern" iſt nur die Kleine ausgenommen, die davon wiſſen ſoll und muß; aber bei Leibe ſonſt niemand. Sie, liebſte Pauline, weiß ich längſt, können vortrefflich ſchweigen, wie alle Frauen, wenn man ſie dafür zu intereſſiren weiß. Intereſſiren aber will ich Sie durch das Verſprechen, Ihnen künftig das Geheimniß zu ſagen, das Sie jetzt bewahren ſollen.

Sagen Sie dem Prinzen, daß ich ihn bewundre und liebe, wie ich es von jeher gethan; ſagen Sie ihm, daß er hier viele Freunde und Verehrer hat, die ihn gern an der Spitze großer Dinge ſähen, weil nur bei Geſinnungen und Kräften, wie die ſeinigen, für unſere ſchmachvoll

behandelte, aber nicht verlorne Sache noch Hülfe und Heil zu hoffen ſind!

Von Chriſtel weiß ich ſeit längerer Zeit nichts. Ich glaube, ſie iſt in Venedig. Anſprüche habe ich keine mehr an ſie, aber eine lebhafte Theilnahme für ſie kann nie in mir erlöſchen. Sie hätte, wie alle liebenswürdigen Geſchöpfe dieſer Art, in beſſre Hände fallen ſollen — als ſogar die meinigen! — Mir geht es hier perſönlich ganz vortrefflich, Geld habe ich genug, und Freuden aller Art. Könnte ich die Politik vergeſſen, ſo wäre ich ganz glücklich. Das Sonderbare iſt, daß diejenigen, die durch das politiſche Unglück am meiſten zu verlieren bedroht ſind, grade am meiſten darüber zerſtreut ſind, und ſich in keinem Lebensgenuſſe ſtören laſſen. Wollen wir es auch ſo machen, theuerſte Pauline? Aber Sie thun es ſchon längſt, und nur ich bin ſo ungeſchickt, immer zu ſorgen und zu fürchten! Kommen Sie nach Böhmen, und helfen Sie mir leichtſinnig ſein. Aber bringen Sie den herrlichen Prinzen mit! Leben Sie wohl! Und bleiben Sie mir gut, wie ich Ihnen!

Gentz.

2.

Prag, den 16. März 1807.

Die Gelegenheit, die ſich mir heute darbietet, iſt zu gut, liebenswürdige Pauline, als daß ich ſie nicht gebrauchen ſollte, um Ihnen ein Zeichen des Lebens zu geben.

Seitdem wir am 28. September auf der steinernen Bank im Zwinger zu Dresden saßen, — welche Welten von Unglück aller Art haben sich über uns gewälzt! Was haben wir verloren! Was für tödtliche Wunden sind unsern Herzen geschlagen worden!

Wenn Sie sich so oft meiner erinnerten, als ich an Sie, mit der zärtlichsten Wärme der Freundschaft, mit Wehmuth, mit Sorgen und mit Liebe, gedacht habe, so müssen unsere Gedanken einander hundertmal begegnet sein. Mehrere Monate lang war ich ohne alle Nachricht von Ihnen. Weiterhin erfuhr ich wenigstens zu meinem Troste, durch die Prinzessinnen von Kurland, daß Sie lebten, und in Sicherheit wären.

Das Interesse, was ich an Ihrem Schicksal nehme, ist von so mannigfaltiger und von so bedeutender Art, daß ich, was auch immer mit Ihnen geschehen möge, Sie nie aus den Augen verlieren werde. Sie wissen es; ich glaube es Ihnen bewiesen zu haben. In vielfachen Verhältnissen habe ich Sie gekannt; meine lebhafte Freundschaft für Sie hat, denke ich, in keinem sich verläugnet.

Schreiben Sie mir also, wenn Sie irgend eine sichere Gelegenheit finden — es bedarf deren nur bis Dresden; denn was Sie an Baron Buol, den österreichischen Chargé d'Affaires, adressiren, ist schon so gut als in meiner Hand — Schreiben Sie mir, wie es Ihnen geht, wie Sie seit den schrecklichen Katastrophen gelebt haben, und was Ihre Plane und Aussichten für die Zukunft sind. Sein Sie

versichert, daß das alles mich so sehr, als irgend eine der großen Weltbegebenheiten interessirt.

Rufen Sie mich gelegentlich in's Andenken meiner dortigen Bekannten zurück. Grüßen Sie vor allen meinen edeln Freund und Gönner Schack, — ich sah ihn auf einen Augenblick am 10. Oktober — einem Tage, von dem ich damals nicht ahndete, daß er einer der schwärzesten meines Lebens sein sollte — in Erfurt. Empfehlen Sie mich Humboldt — wenn er jetzt mir einmal schreiben könnte, würde es mir eine wahre Erquickung sein. Es thut mir leid, daß ich Johannes Müller nicht mehr gegen Sie nennen kann; von dem weiß ich unglücklicher Weise schon zu viel. — Geben Sie mir doch einige Notiz von Wiesel; sein Schicksal ist mir keineswegs gleichgültig; ich wünsche sehnlich zu wissen, was aus ihm geworden ist.

Leben Sie wohl, unvergeßliche Pauline! Und lassen Sie mich bald etwas Gutes von Ihnen hören.

G.

Schreiben Sie mir doch auch, was die Rahel, und was Vetter macht. — Lebt Jette Fromm noch? — Ich bin immer derselbe; ich habe hier in Prag einen so glücklichen Winter verlebt, daß ich mich fast davor schäme. — Kommen Sie doch nach Töplitz oder Karlsbad, und, um des Himmels willen, benachrichtigen Sie mich zum voraus davon.

3.

An Pauline Wiesel, in Paris.

Töplitz, den 15. Oktober 1810.

Ich habe Ihre beiden Briefe erhalten, liebenswürdige Pauline! Es müßten sich in der Welt noch ganz andre Umkehrungen zutragen, als die wir erlebt haben, wenn das Innerste meines Gemüths dergestalt affizirt werden sollte, daß ich aufhörte, mich lebhaft für Sie zu interessiren. Was ich an Ihnen liebte, und liebe, steht hoch über allem Wechsel der Dinge; von dem Uebrigen nehme ich immer nur so viel Notiz, als es auf Ihr Glück oder Unglück Einfluß haben kann. Sie hatten also Recht, vorauszusetzen, daß zwischen Ihnen und mir nichts geändert sein konnte; und ich danke Ihnen dafür, weil es mir beweiset, daß Sie es der Mühe werth gehalten hatten, mich gründlich zu studiren.

Meine Verzweiflung aber ist, daß ich kein Mittel in Händen habe, Ihnen wirksame Hülfe zu leisten. Ich überlege die Sache oft hin und her, sehr ernstlich, mit großem Interesse. Auf dem Wege, den Sie zu wünschen scheinen, sehe ich keinen großen Erfolg. Solche Empfehlungen können nur glücken, wenn man die Person selbst vorzuzeigen im Stande ist; es muß ein Interesse an ihr vorangehen, wenn man mit dergleichen Projekten zum Ziel kommen soll. — Ich bin entschlossen, wenigstens einen indirekten Versuch zu machen. — Der beste Rath aber, den ich Ihnen für den Augenblick zu geben weiß, ist dieser: Wenn Ihre Umstände es Ihnen nur irgend

möglich machen, so reisen Sie nach Wien. Dort werden Sie mich finden; dort entdeckt sich vielleicht, wenn wir unsre Bemühungen vereinigen, ein Ausweg, auf welchem ich Ihnen weiter helfen kann. Durch Korrespondenz halte ich es für impraktibel. Daß es mir an gutem Willen nicht fehlt, sollen Sie dann wenigstens inne werden. Ueberlegen Sie das, liebste Pauline, und in jedem Falle schreiben Sie mir nach Wien unter der Adresse des Arnstein'schen Hauses. Daß Ihre nächsten Briefe etwas erfreulicher sein mögen, als die, durch welche Sie zuletzt mein Herz zerrissen haben, das ist der sehnlichste Wunsch Ihres alten treuen Freundes

Gentz.

Notizen.

Zu Brief 2. Baron von Buol, damals österreichischer Geschäftsträger zu Dresden, war einer der jüngeren Anhänger und Freunde von Gentz. Von Buol wurde später als Gesandter nach Koppenhagen geschickt und, in den Grafenstand erhoben, bekleidete er seit der Eröffnung des deutschen Bundes bis in's Jahr 1822 den wichtigen Posten der österreichischen Präsidialgesandtschaft zu Frankfurt am Main.

Herrn von Schack nennt er nicht ohne Grund seinen Gönner und Freund. Von ihm war Gentz vormals in die vornehme und lustige Welt Berlins eingeführt worden. Varnhagen, in der Gentz'schen Lebensskizze, bezeichnet ihn als „einen der glänzendsten und tüchtigsten Kavaliere damaliger Zeit, Rittmeister im Regimente Gensdarmen, der den Mangel an Schulbildung durch natürlichen Verstand, Klugheit, Witz und Gewandtheit reichlich ersetzte, und recht wohl wußte, wen er in seinem Schützling empfahl und förderte."

Der 10. Oktober — ist der Unglückstag, an dem Prinz Louis bei Saalfeld blieb.

Sehr interessant ist die Erwähnung von Johannes Müller, in einer Zeit, wo dieser wegen seiner politischen Haltung den schärfsten Beurtheilungen sich aussetzte. Nach der ganzen Anlage Müllers lag zwischen ihm und Gentz gar man-

cherlei Gemeinſchaft zu Grunde; ſelbſt in der Ehrfurcht, die ſie noch vor der alten deutſchen Reichsverfaſſung hegten, mußte der Verfaſſer des Fürſtenbundes lange Zeit mit dem Autor der Fragmente des europäiſchen Gleichgewichts zuſammentreffen; erhaltende Grundſätze waren beiden eigenthümlich, und zeichneten ſie mitten im Schwindel der Zeitgenoſſen und Neuerungsluſte aus; nur waren ſie in Müller weniger feſtgegliedert und oft mit ſonderbaren Schwärmereien, nicht blos für republikaniſche Freiheit — das läßt ſich unter Umſtänden rechtfertigen und verbinden —, ſondern ſelbſt für die kühnſten und überraſchend poetiſchen Ideale, oder wenn man will, Illuſionen verkettet. Es lag viel zu Widerſprechendes, viel zu viel allſeitiges und gelehrtes Bedürfniß, augenblickliche Gemüthserregung, und bei großen Blicken in die Geſchichtswelt eine oft eben ſo große Unkenntniß des nächſten praktiſchen Weltlaufs in dieſem Manne, um, ſeine äußern Verhältniſſe und die ſtürmiſche Weltlage nicht einmal in Betracht gezogen — aus Johannes v. Müller einen feſten und konſequenten Charakter zu bilden. So wenig Treuloſigkeit und Perfidie urſprünglich in ſeiner Seele war, ſo wenig er auch um der ärgſten Schwächen willen die tölpelhaften Beſchuldigungen verdient, mit denen ihn, zur Schmach unſerer Nation, beſonders neuerdings ein gewiſſer Patriotismus verhetzt hat, ſo ſehr liegt es doch am Tage, daß Müller, zum größten Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit geboren und geworden, mit den beſten Abſichten und im Einzelnen immer wieder löblichſten Bemühungen, den Verhältniſſen, in denen er wirken wollte oder mußte, nicht gewachſen war, und ſo von einem Felſenriff zum andern geſchleudert, eine Art Cicero unſerer Zeit, äußerlich eine beklagenswerthe Rolle ſpielte. So ſehen wir ihn von Hof zu Hof, von Land zu Land wandern, den Verfaſſer des Fürſtenbundes nicht lange darauf in Oeſterreichs Dienſten, dann wiederum in preußiſchen, und wie es zu gehen pflegt, zuletzt in franzöſiſch-weſtphäliſchen Verhältniſſen, wo ihm aber, obgleich er es nun bis zum Miniſter

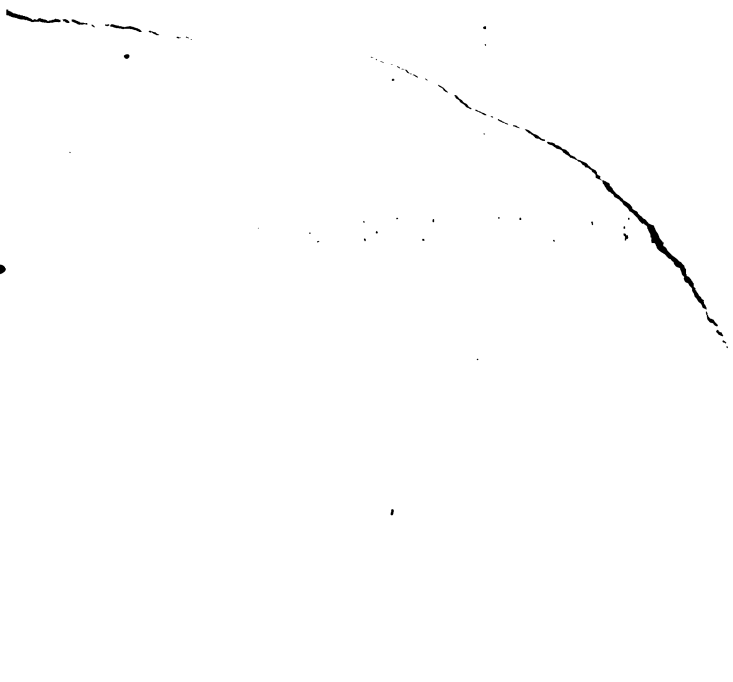
gebracht hatte, Gram und Mißmuth alsbald den Rest gaben. Männer, wie Fichte, kannten seinen Werth und hielten auch, selbst als er die preußische Sache gleich nach der Katastrophe vom Jahr 1806 unwürdig aufgegeben hatte, an ihm fest. Daß sich dagegen in Anderen, vor allen in Gentz ergrimmter Widerwille gegen solche Haltungslosigkeit regen mußte, war besonders mitten im Kampfe dieser Zeit nur zu erklärlich und gerechtfertigt. Was sollte ein Mann, der alle seine Kräfte, und selbst sein Leben, wie kurze Zeit nachher auch Fichte, für eine heilige Sache einsetzte, wie sollte der, im Augenblicke, wo es galt, Nachsicht für eine schwächere Natur haben? Hierauf bezieht sich die Stelle in diesem Briefe. Kurz zuvor hatte Gentz Müllern wegen seines Patriotismus und seines Eifers für die Unabhängigkeit und Freiheit der Nationen noch die größten Lobsprüche machen dürfen. Wie sehr er ihn damals ehrte, bezeugt ein später mitgetheilter Brief an den englischen Geschichtschreiber Mackintosh. Müller selbst muß von Gentzens Zorne, noch als er in Berlin war, Kunde erhalten haben; denn er sucht sich in einem merkwürdigen Briefe an Göthe (Müller's Werke, kl. Ausg. v. 1835, B. 28, S. 291—92) gegen die Anschuldigungen eines Calvinus-G., der ihn der Verrätherei zeihe und ihm für seine Grundsätze gern die sanfte Wärme, welche Servet erfuhr, zutheilen möchte, so gut als möglich zu rechtfertigen, wo es ihm denn allerdings gelingt, einige gewichtvolle Gesichtspunkte für sich geltend zu machen, doch seine Sache sich nicht zu seinem Vortheil wendet, wenn er sich nicht scheut, den Verläumdungen der Franzosen Gehör zu geben, und wiederholt auf den Klang der Guineen anspielt, der „etwas habe, was die Donnerlektionen von Jena und Auerstädt überhören mache." — In seiner kräftigeren Zeit hatte auch J. Müller oft in anerkennendsten Worten von Gentz's Richtung und Schriften geurtheilt. So schreibt er in den Briefen an seinen Bruder (B. 32, S. 72) über Gentzens historisches Journal des Jahrs 1799: „Die Grundlosigkeit der

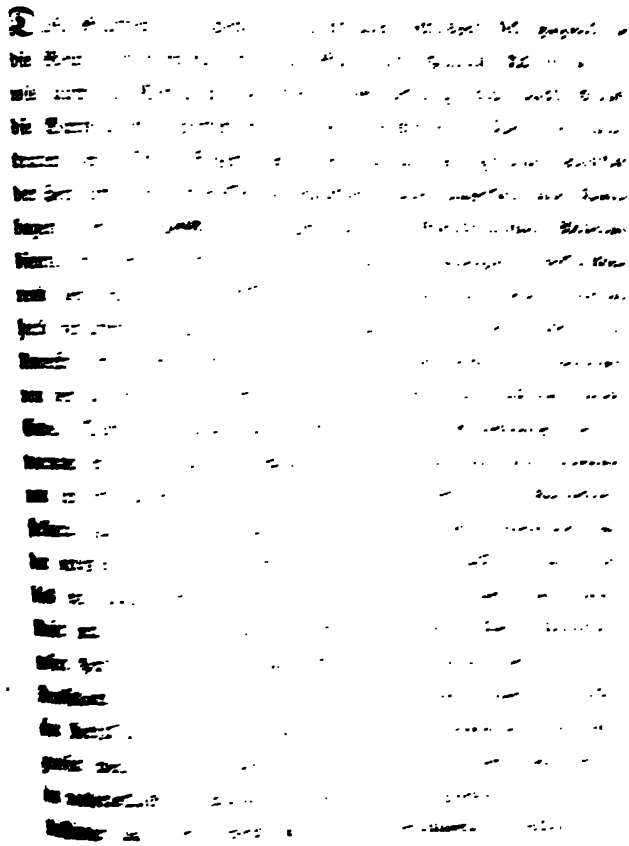
Revolutionsgrundſätze, und die Unhaltbarkeit deſſelben Syſtems hat niemand ſo klar analyſirt, das πρωτον ψευδος (die Fundamental-Unwahrheit) niemand richtiger in den Blick gefaßt" — und nur wenige Tage vor der Schlacht bei Jena! am 7. Oktober ſchrieb er noch an ſeinen jüngeren Freund, Joſeph von Hammer nach Jaſſy: **Toutefois ce n'est plus de quelques provinces, ni de l'équilibre politique, c'est de la sureté individuelle de chacun qu'il s'agit. Vous aurez le jugement contre Palm — —; Berthier a dit avoir ordre *de faire fusiller quiconque liroit des écrits tels que ceux d'Arndt, Gentz* etc. La guerre internecive contre l'opinion, l'extinction des pensées, est à l'ordre du jour!** — Dies iſt zugleich das härteſte Zeugniß von dem traurigen Wechſel in Johannes Müller's Betragen!

IV.

An

Varnhagen von Enſe.





und der Sicherheit Deutschlands angemessene Wiederherstellung und Vergrößerung zu haben. Die Politik des Wiener Kabinets wollte diesem Ansinnen nur bis auf einen gewissen Grad willfahren; man fürchtete, nach kaum erdrückten Drangsalen der Revolution, neue Umwälzungen zu bereiten; man fürchtete für seinen eigenen Einfluß in Deutschland. Ueberschwengliche Forderungen Seiten der preußischen und deutschen Enthusiasten, hartes Ablehnen Seiten der Anderen, so stand man in jener Zeit gegen einander. Auch Varnhagen, in den Ideen einer neueren Epoche aufgezogen, und begeisterter Freund der preußischen Sache, stand jetzt, in Wien selbst, mit mehreren andern gerühmten Namen, die dem Staatskanzler dahin gefolgt waren, der Gegenpartie im heftigsten Widerspruch gegenüber. Gegen Gentz, der nun, da man das Aeußere gerettet und beruhigt hatte, auch gegen die auftauchenden Bewegungen im Innern, wie gegen alles Freigesinnte überhaupt, gehässigen Widerspruch begann, vorzüglich aber auch als Widersacher gegen Preußen auftrat, waren diese Patrioten am ergrimmtesten. Hierauf beziehen sich so viele Anspielungen in den Briefen von Rahel, und in denen von Gentz an sie und an Varnhagen, doch am schärfsten spricht es sich in dem von uns zu den Briefen an Elisabeth mitgetheilten Sonett Stägemann's aus.

Allerdings war es eine mißliche Stellung, in der Gentz sich während jenes Konfliktes, des schwierigsten zugleich in den Wiener Berathungen, befand. Wer wird, in Betreff allgemeiner Forderungen, die damals, wie der Andrang aufgeregter Wogen plötzlich auftauchten, schlechtweg zu Gunsten der Einen oder Andern entscheiden oder denen, die alle Gräuel der Revolution mit durchlebt hatten, ein Verbrechen daraus machen, wenn sie auch jetzt eine Scheu vor gewissen ungestümen Bewegungen und vor umfassenden Veränderungen, oder eine Vorliebe für gar zu strenge, vielleicht in den meisten Ländern unhaltbar strenge monarchische Grundsätze hatten? Allein der wichtigste Zwiespalt bewegte sich gar nicht in Staats- und Verfassungsansichten, sondern um das Wohl, das Recht, die Ansprüche und die Wiederherstellung eines bestimmten

Staats, deſſen Wichtigkeit im europäiſchen, und beſonders im deutſchen Staatenſyſteme, gerade durch die neueſten Vorgänge ſo ſehr bethätigt war, und den Gentz, obſchon in Dienſten eines andern Hauptſtaats, in mehr als einem Sinne als Vaterland zu betrachten verpflichtet blieb. Jedem andern öſterreichiſchen Staatsmann hätte auch aus dieſer Gegenſtellung Niemand ein Verbrechen machen können; ſie handelten, abgeſehen von der Erſprießlichkeit ihrer Politik für das Nationalwohl und die Sicherheit Europas, als gut öſterreichiſche Patrioten. Daß aber Gentz mit ſo offenem und hartem Widerſpruch Oeſterreichs Anſicht und Sache zur ſeinigen erkohr, und die Rückſicht gegen ſein eigenes Vaterland auf jede Weiſe ververgaß, dieſer Mangel an Pietät und Treue wird ihm weniger als jede andere Schwäche von denen, welchen Preußens und Deutſchlands Wohl nun einmal verbunden und ganz vorzüglich am Herzen liegt, verziehen werden. Es iſt vielleicht die einzige und jedenfalls die härteſte Klage, welche der Patriotismus mit Fug und Recht gegen ihn erheben kann. Alſo erbittert und aufgebracht, rechnete man ihm auch jeden anderen politiſchen Widerſtand viel ſchärfer an, wie wir denn aus ſeinen eigenen Briefen an Varnhagen erſehen, daß der Grimm ſeiner Gegner noch zur Zeit des zweiten Pariſer Friedensſchluſſes in vollen Flammen ſtand und von einer Seite her ſogar ein Libell gegen ihn bereitet wurde, das aber aus unbekannten Urſachen unterdrückt blieb. *)

*) Man darf uns nicht mißverſtehn. Wenn die erſten Forderungen preußiſcher Patrioten oder des preußiſchen Kabinets angenommen worden wären, hätten wir ohne Rückſicht auf die Wohlthat ſolcher Maßregeln doch noch zu fragen gehabt, ob und warum denn gerade das ſächſiſche Fürſtenhaus in ſolchem Maße habe büßen, und warum gerade das ſächſiſche Volk allein der Stoff habe ſein ſollen, über den man zur vernunftgemäßen und glücklichen Organiſation Deutſchland's verfügen müſſen. Dieſe Note glaubte der Herausgeber ſich, um ſo mehr, da er Sachſe von Geburt iſt, ſchuldig zu ſein.

Als dieſe verhängnißvollen Momente vorüber und die entſcheidenden Würfe für Deutſchlands Zukunft auf lange Zeit gefallen waren, ſtanden die Sachen für Gentz ſchon ungleich beſſer. Die europäiſche Kongreßpolitik, in welcher das öſterreichiſche Kabinet mit ſeinen Hauptperſonen allerdings den Vorſitz führte, war die natürliche Folge vorangegangener Entſchlüſſe, und nunmehr allerwärts reagirender Elemente, und ſie mochte, wenn das Syſtem der Gewalthaber überhoupt mehr ein verneinendes geweſen iſt, gegen ein ſolches, nicht blos ſtrebſames, ſondern zugleich revolutionaires Zeitalter, als einziges Rettungsmittel, und als Nothwehr zu betrachten ſein. Gentz war hierbei, obſchon ein wichtiges, doch immer nur einzelnes Glied einer großen Kette. Es gab keinen zureichenden Grund, irgend einen Angriff, wenn nicht in einer ſpeciellen Frage, gegen ihn perſönlich zu richten. Mochte man endlich auch mit der ganzen Richtung damaliger Politik uneinverſtanden ſein, entſcheidende, für unſere Nation entſcheidende Fragen, wurden nicht erledigt. Je mehr die Dinge ſich ins Gleichgewicht ſetzten und die weiteren Maßregeln an Gewicht verloren, deſto mehr ſtrahlte für ruhig und weiter denkende, weit über ſein nächſtes Wirken, auch das frühere Verdienſt eines Gentz, die Fülle von Talent und Thätigkeit, die er ſo viele Jahre lang zur Befreiung Deutſchlands und Europas verwendet hatte, von neuem wieder empor.

Um ſo wohlthuender iſt es, aus dieſen Briefen und aus den eignen Schriften Varnhagen's zu ſehen, daß zu einer Zeit, wo man Gentz nicht blos als Turkophilen und Obſkuranten ſchmähte, ſondern ſogar als einen ſolchen bezeichnete, der von ſeinem erſten Auftreten an, im Kampfe gegen die Revolution, gegen alles, was Recht und Freiheit ſei, unausgeſetzt gearbeitet habe, Varnhagen mit großartigerer Geſinnung und gerechter Anerkennung ſeinen eigenen früheren Gegner gegen ſolche Anſchuldigung in Schutz nahm, auf die Freimüthigkeit ſeiner Schriften hinwies und was von den Partheien ſo gern geläugnet wird, den Rang, die Bedeutung und den Werth ſeiner ſchriftſtelleriſchen und politiſchen Laufbahn, als einer in mehrfacher Hinſicht größten, in Erinnerung brachte. Gentz mußte

sich von der Anerkennung und Rechtfertigung Seiten eines solchen Mannes noch mehr als geschmeichelt fühlen; er ergreift jede Gelegenheit, Varnhagens Gesinnung und Leistungen zu preisen, und als neue Stürme heftiger Art über die Ruhe Europas und das von den Kabinetten erwählte System hereinbrachen, und Gentz, ohne es öffentlich geradezu einzustehen, vielleicht selbst von der Unhaltbarkeit einer gewissen Seite bisheriger Politik überzeugt worden, mochte er sich, eigenen, frischeren Jugend- und Mannesansichten wieder näher stehend, auch mit Varnhagen in größerem Einverständniß fühlen. In einer solchen Stimmung ging er, wie wir aus guter Quelle wissen, von dannen.

So hatte sich denn an diesen beiden Männern wieder einmal bewährt, daß, so oft in dem Gegner eine gewisse Höhe der Bildung und eine Summe historischer Bedeutung und glänzender Talente vorhanden ist, trotz allen Gegensätzen der Richtung und des Strebens, am Ende jedesmal Verdienst und Größe anerkannt bleibt, und von einem gleichfalls Gebildeten und Verdienten anerkannt wird. Seit Gentz todt ist, hat Varnhagen nicht aufgehört, die großartigen Leistungen und Verdienste dieses Mannes, ohne gerade seine Schwäche oder auch seine spätere Richtung zu vertreten, im Gedächtniß der Zeitgenossen, und unter allem Widerspruch verblendeter Partheigesinnung, aufzufrischen. —

1.

An Varnhagen, in Wien.

Wien, November 1814.

a.

Durch Frau von Varnhagen, die ſich auf die liebenswürdigſte Weiſe von jeher mit meinen Eigenſchaften, guten und böſen, beſchäftigt hat, und mich von gewiſſen Seiten wohl beſſer kennt, als ich ſelbſt, — durch dieſe Freundin, die uns beide unter großen Gegenſätzen vermittelt, wiſſen Sie längſt, daß die Vergangenheit mir nur in ihrem hiſtoriſchen Ertrag etwas iſt, als perſönliche Rückerinnerung mich aber gar nicht reizt, ſondern mir nach Umſtänden wohl gar zum Schrecken und Gräuel wird! Ich fürchte ſehr, die Erinnerungen, auf die Sie anſpielen, ſind von der letztern Art. Beruhigen Sie mich durch nähere Angabe!

G.

b.

Von dieſer Schrift [Sendſchreiben an Friedrich Wilhelm III. bei ſeiner Thronbeſteigung] iſt mir ſelbſt nur

ein dunkles Andenken geblieben; ich glaubte sie von Andern ganz vergessen, und war froh darüber. Ich dächte, wir ließen sie auf immer ruhen. — Erlauben Sie mir, Sie morgen oder übermorgen zu besuchen, und melden Sie mich gefälligst bei Frau von Varnhagen an.

Gentz.

2.

An Varnhagen, in Paris.

Paris, den 15. September 1815.

Die Nachricht von Paulinens Anwesenheit in Paris ist mir durchaus neu; sie interessirt mich so sehr, daß ich gewiß selbst alles aufbieten werde, um sie zu verificiren, ob ich gleich noch nicht recht weiß, wie ich es anstellen soll. Im Ganzen halte ich die Sache nicht für wahrscheinlich, da sie sich an keinen von ihren alten Bekannten gewendet hat; was konnte sie — bei ihrer nicht zu bezweifelnden Bedrängniß — zu einer solchen Reise veranlaßt haben?

Uebrigens verspreche ich Ihnen heilig, daß ich es mir zur Pflicht machen werde, Ihnen jede Notiz, die mir über diesen Gegenstand unserer gemeinschaftlichen Neugierde zukommt, sogleich mitzutheilen. Es würde mir äußerst weh thun, wenn Sie an meiner aufrichtigen Bereitwilligkeit, Ihnen bei jeder Gelegenheit nach meinen

geringen Kräften zu dienen, einen Augenblick gezweifelt, oder sich vorgestellt hätten, es bedürfe irgend eines besondern Motivs, um mir für das, was Sie angeht und Sie interessirt, ein lebhaftes Interesse einzuflößen.

Mit unveränderten Gesinnungen wahrer Hochachtung und Ergebenheit Ihr

Gentz.

3.

Paris, den 21. September 1815.

Das aus Irrthum an mich gerichtete Billet erfolgt hiebei zurück. Ich kann es mir weder zum Verdienst noch zur Schuld anrechnen, daß ich es Ihnen nicht gleich gestern restituirt habe. Denn die Wahrheit ist, daß ich, von Geschäften und Konferenzen hart bedrängt, am ganzen gestrigen Tage nicht eine Minute erübrigen konnte.

Nach Ihrem heutigen Schreiben wünsche ich mir Glück, über jenes Billet nichts anderes beschlossen und es Paulinen nicht gegeben zu haben.

Ich glaube jedoch, daß Sie die ganze Sache etwas zu tragisch nehmen. Was mich betrifft, ich kenne die Welt und die Menschen viel zu gut, um auf vorübergehende Aeußerungen mehr Werth zu legen, als ihnen gebührt; und daß Sie mich im Scherz einen Verräther nannten, vergebe ich Ihnen gern, ob ich gleich nicht recht weiß, wodurch ich mir auch nur im Scherz den Titel zugezogen hätte. Pauline ist zu erfahren und zu gescheidt,

um Ihre Worte nicht ganz so zu nehmen, wie sie gemeint waren; sie hat überdieß Ihr Billet keinen Augenblick in Händen gehabt. Dieser Vorfall ist also als durchaus beendigt zu betrachten, und ich bitte Sie, fest und heilig versichert zu sein, daß aus meinem Munde nie eine Silbe darüber hervorgeht, und daß meine Gesinnungen gegen Sie auch nicht die kleinste Modifikation dadurch erlitten haben.

Gentz.

4.

Paris, den 9. Oktober 1815.

Ich bin Ihnen für die Mittheilung dieser Nachricht äußerst verbunden, und Sie können wohl glauben, daß ich den Beweggrund, der Sie dabei leitete, in seinem ganzen Werthe zu schätzen weiß. Ich bin auch fest überzeugt, daß Sie sich selbst verläumden, wenn Sie in diesem Schritt eine Art von Opfer zu finden glauben; denn ich halte es für durchaus unmöglich, daß in einem Gemüth, wie das Ihrige, ein Platz für Schadenfreude sein sollte. Eben so proteſtire ich gegen den Ausdruck ehmalige Freundschaft; mein Verhältniß mit Ihnen war nie enge genug, als daß ich auf Freundschaft im höhern Sinne von Ihrer Seite Ansprüche machen dürfte. Wodurch ich aber Rahels Freundschaft im Ernst verwirkt haben sollte, ist mir bei Gott, der die Herzen richtet, vollkommen unbekannt.

In Betreff der Sache ſelbſt habe ich nur Folgendes zu ſagen. Ich ſehne mich, mehr als je, nach Ruhe, und der Gedanke, in irgend einer Geſtalt perſönlich vor's Publikum geſchleppt zu werden, erregt mir Abſcheu. Wenn ich daher die Erſcheinung eines ſolchen Libells durch irgend eine vorkehrende Maßregel verhindern könnte, würde ich eine ſolche gern ergreifen. Was Sie mir darüber ſchreiben, iſt zu allgemein, um mir irgend eine Maßregel dieſer Art an die Hand zu geben. Können Sie mir nähere Data mittheilen oder wirkſame Mittel vorſchlagen, ſo werden Sie mir allerdings einen ſehr großen Freundſchaftsdienſt leiſten. Sie können ſich verſichert halten, daß ich dabei mit der größten Diskretion zu Werke gehen werde. Wollen Sie ſich über dieſen Gegenſtand lieber mündlich als ſchriftlich mit mir unterhalten, ſo haben Sie nur die Güte, mir Tag und Stunde zu beſtimmen. Von 7 bis 11 Uhr Morgens, von 4 bis 6 Uhr Nachmittags, von 9 bis 11 Uhr Abends bin ich in der Regel frei. Es iſt mir überdies daran gelegen, mich einmal über mein Verhältniß ſowohl gegen Sie als gegen Rahel offen und gründlich mit Ihnen zu beſprechen.

Mit der größten Hochachtung Ihr ſehr ergebener

Gentz.

5.

Paris, den 10. Oktober 1815.

Ich danke Ihnen recht sehr für diese vorläufige Aufklärung, und hoffe, mich in diesen Tagen mündlich weiter mit Ihnen unterhalten zu können. Ich sehe nun schon, in welchem schmutzigen Sinne dieser ganze Angriff gegen einen Mann, der niemanden je herausgefordert hat, und jeden seinen Weg gehen läßt, gestellt sein wird. Was mich vor der Hand weit näher interessirt, ist der unbegreifliche Irrthum, in welchen Rahel in Ansehung meiner verfallen zu sein scheint. Ueber diesen Punkt muß ich mich nothwendig mit ihr selbst erklären. Ich versichere Ihnen aufs Neue, daß alle Grade der Tortur mich nicht dahin bringen könnten, auch nur vermuthungsweise anzugeben, wodurch ich mich um ihre Freundschaft gebracht hätte. Mein Gewissen ist so vollkommen rein, daß ich die Sache wie ein Räthsel vor mir sehe, auf dessen Schlüssel ich neugierig bin.

Gentz.

6.

Paris, den 12. Oktober 1815.

a.

Beunruhigt und sorgenvoll, daß Verhältnisse, die ich durch keinen auch nur vorüberziehenden Schatten getrübt wünsche, sich zu verdüstern drohen, und neuen Mißver-

ſtändniſſen gern vorbeugend, füge ich zu den mündlichen Erörterungen noch das freiwillige Bekenntniß, daß ich allerdings in tiefſter Seele wohl Gründe zu finden vermag, aus denen ich eine perſönliche Unzufriedenheit Rahel's mit mir herleiten könnte; allein ich habe bisher nie für möglich gehalten, daß Rahel bei dieſen Gründen verweilen könnte, wenigſtens hat ihre Großmuth mich anders gewöhnt. An allgemeinere, äußerliche Differenzen zu denken, verbietet mir, Ihnen und Rahel gegenüber, der Geiſt unſres Verhältniſſes ſelbſt. Was hat dieſes mit politiſchen Meinungen, was mit den Kreiſen zu thun, in denen uns zufällig unſre verſchiedenen Standpunkte angewieſen ſind? Laſſen Sie mich bald eine befriedigende Antwort empfangen.

G.

b.

Ich danke Ihnen vorläufig ſehr für Ihre gütige Mittheilung, und behalte mir vor, mich gegen Rahel ſelbſt über diejenigen Punkte zu erklären, über welche ſie Ihnen jede Erörterung mit mir unterſagt.

Gentz.

7.

An Varnhagen, in Karlsruhe.

Stuttgart, den 11. Dezember 1818.

Wenn Sie General Tettenborn ſehen, ſo haben Sie die Güte ihm zu ſagen, nicht um 6 Uhr, wohl aber

nach 9 Uhr sei ich hier angekommen; und zwar, ohne mich auch nur einen Augenblick unterwegs aufgehalten zu haben, und allenthalben sehr rasch befördert. Mit ganz außerordentlichen Mitteln mag dieser Weg wohl in sechs Stunden zurückzulegen sein; ich mache ihn gewiß nie in dieser Zeitfrist.

Frau von Varnhagen berichte ich, daß ich in Ansehung des Lavater nicht nur nicht ihrer Meinung, sondern unendlich weit davon entfernt bin. Es muß hier ein Mißverständniß obwalten; oder es ist von ihrer Seite eine unerklärliche Liebhaberei und Vertiefung in individuelles (lappiges) Fleisch; oder von meiner Seite absolute Verdutztheit, daß ich den wahren Sinn gar nicht wittre. Denn was ich lese und verstehe, scheint mir so unbedingt-armselig, platt (bis zur Possierlichkeit) und imbezille, daß ich eben so gern eine Parallele zwischen Adam Müller und seiner Köchin, als zwischen Adam Müller und diesem übrigens ehrlichen Radoteur zulassen würde. — In Wien will ich versuchen, ob es mir mit Saint-Martin besser geht.

Doch, wie dem auch sei, die Gespräche, welche diese Polemik herbeiführten, waren mir überaus schätzbar, und Frau von Varnhagen kann fest überzeugt sein, daß ich diese Karlsruher Stunden nicht vergessen werde. Sagen Sie auch Paulinen viel Schönes von mir; und behalten Sie mich in freundschaftlichem Gedächtniß.

Gentz.

8.

An Varnhagen, in Berlin.

Wien, den 7. Dezember 1828.

Mein hochgeschätzter Freund! Ich habe die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik von ihrer Entstehung an gehalten, und mit Ausnahme weniger Artikel gelesen. Die meisten Aufsätze dieses Journals waren, ich kann es nicht läugnen, was auch ihr inneres Verdienst sein mochte, theils zu gelehrt, oder zu dunkel für mich, theils auch, ihrem Inhalt nach, meinem Gesichtskreise zu fern, als daß ich mich anders als sehr kursorisch damit hätte beschäftigen können. Die Ihrigen allein hatten ein durchgängiges und großes Interesse für mich, und wenn ich Ihnen die ganze Wahrheit sagen darf, sie sind zuletzt die einzigen geworden, nach denen ich in den Jahrbüchern mit wahrer Begierde suche.

Um diese Artikel nach Verdienst zu loben, möchte ich selbst einen darüber schreiben, und würde dabei wirklich in Verlegenheit sein, was ich am meisten herausheben sollte: Ihren Scharfsinn, Ihre Menschen- und Sachkenntniß, Ihre unpartheiische, ächt-historische und stets siegreiche Polemik, Ihren edeln, und in jeder Rücksicht vortrefflichen Styl. Das ganze, von Manchen hochgepriesene Werk des wort- und bilderreichen Walter Scott ist in meinen Augen bei weitem nicht so viel werth, als Ihre unvergleichliche Rezension desselben; und die gedrängte

Kürze, mit welcher Sie in sechs Blättern die sechs Bände des Duc de Rovigo, wahr und gerecht, und zugleich vollständig und befriedigend charakterisirten, ist eines Meisters würdig. *)

Sie haben zweimal in diesen Blättern meiner auf eine ehrenvolle Weise gedacht. Die Epoche meiner Schriftstellerei liegt so weit hinter mir, und ist durch alles, was ich in den letzten zwanzig Jahren erlebt habe, so sehr in mir verwischt worden, daß ich mich kaum mehr dessen, was ich in jener Epoche etwa geleistet haben mag, erinnere. Vielleicht hätte ich besser gethan, die frühere Laufbahn nicht zu verlassen; das Schicksal hat mich in eine andere geworfen, deren Illusionen mich eine Zeitlang schadlos hielten. Wie ich auch jetzt darüber denken mag, ich bin einmal darauf gefaßt, und muß, im Gefühl der Unvollkommenheit jener Versuche, sogar wünschen, als Schriftsteller vergessen zu werden. Nichts desto weniger giebt es Augenblicke, wo die alte Eitelkeit in mir erwacht; und von einem Manne Ihres Gehalts mit Beifall genannt zu werden, schmeichelt mir mehr, als ich selbst geglaubt hätte. Ich nehme daher Ihre mention honorable mit dem innigsten und wärmsten Danke an; sie freut mich um so mehr, als einiger Muth dazu gehört, vor dem

*) Diese und später erwähnte Artikel finden sich auch in der Sammlung derartiger vortrefflicher Arbeiten Varnhagen's, die 1833 unter dem Titel: „Zur Geschichtschreibung und Literatur" (Hamburg, bei Friedr. Perthes) erschienen ist. A. d. H.

heutigen Publikum von einem Obſkuranten und Turkophilen Gutes zu ſagen.

Auch Sie, mein hochgeſchätzter Freund, ſtehen noch zwiſchen der Schriftſtellerei und dem praktiſchen Leben mitten inne. Ich bin überzeugt, daß der preußiſche Staat Sie als Geſchäftsmann hoch zu halten, alle Urſachen hat. Und gleichwohl kann ich mich des geheimen Wunſches nicht erwehren, daß Ihnen möglichſt viel Zeit zu freien Ausarbeitungen bleibe, weil ich in Deutſchland wenige, ſehr wenige kenne, die gediegenere Werke zu liefern vermöchten, und weil mir ſelbſt Ihre kleinſten Aufſätze lieber ſind, als die meiſten Depeſchen, die ich zu leſen verdammt bin.

Haben Sie die Güte, mich Ihrer liebenswürdigen Gemahlin zu empfehlen. Ich weiß gewiß, daß ſie mich nie aufgegeben hat, wenn wir uns gleich durch Briefe nicht mehr mit einander verſtändigen können. Sagen Sie ihr, daß ich mich ziemlich wohl befinde, daß mir aber häufig (welches ſie ohne Zweifel ſehr mißbilligen wird) gewiſſe Verſe des alten Haller vor der Seele ſchweben, die ich, um dieſen Brief nicht ſo melancholiſch zu ſchließen, auf ein abgeſondertes Blatt ſchreiben will.

Behalten Sie übrigens in gutem und freundlichem Andenken Ihren ſehr ergebenen

Gentz.

„Jetzt fühlet ſchon mein Leib die Näherung des Nichts;
Des Lebens lange Laſt erdrückt die müden Glieder;
Die Freude flieht von mir mit flatterndem Gefieder
Der ſorgenfreien Jugend zu.

Mein Ekel, der sich mehrt, verstellt den Reiz des Lichts,
Und streuet auf die Welt den hoffnungslosen Schatten;
Ich fühle meinen Geist in jeder Zeit' ermatten,
Und keinen Trieb als nach der Ruh."

Hallers Gedicht über die Ewigkeit.

9.

Wien, im Mai 1836.

Ihr Brief und Ihr Geschenk, mein theurer Freund, haben einen größern Eindruck auf mich gemacht, als Sie vielleicht selbst erwarteten. Nicht um diesen Brief zu beantworten — dazu gehört mehr — nur um Ihnen zu sagen, daß er seinen schönen Zweck nicht verfehlte, sende ich diese Zeilen an Sie ab. Der Fürst Metternich geht zu Ende des Monats nach Böhmen, wohin ich ihn nicht begleiten werde; sechs freie und ruhige Wochen, die ich unter meinen Blumen, in einem kleinen hübschen Garten außer der Stadt, zu verleben hoffe, sollen Lektüren aller Art gewidmet sein, und die von Ihnen mir zubereitete soll voran stehen. Alsdann werde ich Ihnen schreiben, dann sollen Sie hören, daß, durch eine besondre Gunst des Himmels, meine Empfänglichkeit eben so rege geblieben ist, als sie es vor zwanzig Jahren war; daß Worte, wie die, welche Sie und Ihre liebenswürdige Frau zu mir sprechen, nicht blos wie sonst, sondern bes-

ſer und tiefer wie ſonſt, in meinem Herzen wiederhallen, und daß dieſes Herz, während alles andre, ſelbſt der Geiſt, in mir altert, verwunderungswürdig jung geblieben iſt. Schon, daß Ihr ſchmeichelhafter Brief mich ermunterte, Ihnen dies zu ſagen, danke ich Ihnen als einen hohen Genuß. Ihre beiderſeitige Freundſchaft aber erheitert und erhebt mich über allen Ausdruck. Die ganze Vergangenheit geht wieder vor mir auf; Rahel weiß, was das heißt, und was ich ihr ſchuldig bin. Ich muß mir Gewalt anthun, um abzubrechen; mais je ne recule que pour mieux sauter. Leben Sie unterdeſſen wohl; Sie haben ein gutes Werk gethan an Ihrem ſehr ergebenen

Gentz.

10.

Wien, den 21. Januar 1831.

Sie haben mir, mein Theuerſter, durch die Ueberſendung Ihres Artikels einen großen Genuß verſchafft. Sie wiſſen, wie ſehr ich die Gediegenheit des Urtheils, den klaren und unbefangenen Blick, und die Präziſion des Ausdrucks, die alle Ihre Arbeiten bezeichnen, ſchätze. Dieſe Kritik iſt ein würdiges Seitenſtück Ihrer frühern über Walter Scott, die ich mit beſonderm Wohlgefallen geleſen hätte. Ich table auch nicht, daß Sie Bignon

vielleicht noch etwas zu milde behandelt haben; denn gerade das muß die Wirkung Ihrer glücklich gewählten Rügen verstärken. Daß Sie bei dieser Gelegenheit meiner auf eine so ehrenvolle Weise gedachten, würde mir unter allen Umständen sehr geschmeichelt haben; in einer Epoche aber, wo die Erinnerung an meine frühern Arbeiten mir nur noch wie ein Schatten der Vergangenheit vorschwebt, und eine trübe Gegenwart, und noch trübere Zukunft mir allen Lebensmuth raubt, ist ein Lob, wie das Ihrige, von ganz besonderm Werth für mich.

Ich habe Deinhardstein, der jetzt Redakteur der Wiener Jahrbücher ist, ersucht, eine Rezension Ihrer vortrefflichen Biographien in diesem Journal zu veranstalten, und ich zweifle nicht, daß er meinen Wunsch, sobald es ihm möglich sein wird, erfüllen werde.

Wenn Ihre liebe Frau Ihnen meinen heutigen Brief an sie mittheilt, so werden Sie daraus ersehen, daß meine Gemüthsstimmung nicht rosenfarben ist. Keinem von uns, die wir des Tages Last und Hitze getragen haben, und nun die Früchte unsrer Arbeit rund um uns her abfallen sehen, kann wohl sehr froh zu Muthe sein; aber je älter man ist, desto schmerzhafter wird das Schicksal, wozu man sich verdammt fühlt. Sie scheinen mir noch aufrecht zu stehen; und das schließe ich besonders daraus, daß neben Ihren Amtsgeschäften noch so große literarische Thätigkeit, der ich gänzlich abgestorben bin, in Ihnen lebt.

Der Himmel erhalte Sie dabei! Ich nehme die Zusicherung Ihrer fortdauernden Freundschaft mit wahrer Dankbarkeit an, bitte Sie, mich von Zeit zu Zeit mit Ihrem Andenken zu erfreuen, und werde mich glücklich schätzen, wenn Sie nie an meiner treuen Ergebenheit zweifeln.

Gentz.

V.

An

James Mackintosh.

Vorbericht.

Jakob Mackintosh, von Geburt Schotte, Baronet, in verſchiedenen Zeiten Parlamentsmitglied, einer der berühmteſten engliſchen Rechtsgelehrten, und einer der bedeutendſten juriſtiſchen, politiſchen und hiſtoriſchen Schriftſteller des neueren Englands, hat Denkwürdigkeiten hinterlaſſen, in denen ſeine Verbindung und ſein Verkehr mit Gentz keine unanſehnliche Stelle behauptet. Um den Umfang großartiger Verhältniſſe, in welchen ſich unſer Landsmann nach ſo vielen Seiten hin bewegte, einigermaßen zu veranſchaulichen und mit unwiderſprechlichen Zeugniſſen zu belegen, würde der Theil der Denkwürdigkeiten von Sir James, der ſich auf Gentz bezieht, die Aufnahme in unſere Sammlung verdienen, wenn er auch nicht ſchon an ſich von äußerſt erheblichem Intereſſe wäre. Allein die vertraulichen Blätter, die dieſer Schotte und unſer Gentz vor Zeiten gewechſelt haben, fallen zugleich in die regſamſte und ſchönſte Epoche des Gentziſchen Lebens, berühren die höchſten und anziehendſten Gegenſtände der Politik und Literatur, und werden jederzeit zu den werthvollſten Erinnerungen gehören, die uns an und von Gentz hinterlaſſen ſind. Die gewaltigen Hoffnungen, Verwicklungen und Gefahren des Kontinents ſowohl, als der brittiſchen Inſeln, zur Zeit als Napoleon in England zu landen drohte, bis nach den Unfällen von Ulm und Auſterlitz, ſind das Hauptthema ihrer Briefe, daneben blieb beiden Staatsmännern, dem unſrigen ſelbſt im Drange der

ſchwierigſten publiziſtiſchen Arbeiten, noch Zeit und Neigung, ſich um die hervorragendſten Erſcheinungen der europäiſchen Hauptliteraturen und namentlich der deutſchen zu kümmern. Zuletzt erhöht ſich das Intereſſe noch dadurch, daß der eine dieſer Männer in Oeſterreichs Dienſten zu Wien oder Dresden lebt, der andere dagegen im Dienſt der engliſchen Kompagnie anfangs als Profeſſor zu Heartfort, die längere Zeit aber als Direktor des Gerichtshofs zu Bombay in Oſtindien, ſich aufhält.

Mackintoſh iſt unbeſtritten zu den tüchtigſten und talentvollſten Männern, deren England neuerer Zeit in ſolcher Fülle gehabt hat, zu zählen. Ueberall leuchtet ein herrliches Gemüth und die bravſte Geſinnung neben ſo großen Geiſtesgaben hervor. An tiefſinnigem Verſtändniß, an Univerſalität der Bildung durfte ſich vielleicht unter den Lebenden keiner ſeiner Landsleute mit ihm meſſen. Daß in jenen Tagen ein Engländer ſich mit deutſcher Philoſophie beſchäftigte, und zu einem Vergleich der Sanskrit-Philoſopheme mit Schellings Lehren gelangte, wäre für ſich allein ſchon als wunderbares Ereigniß zu erwähnen. Den Verfaſſer der Geſchichte von England und der Revolution von 1688, einiger der wenigen Werke, die neben dem Ruhm der drei großen Geſchichtſchreiber Brittannien noch einen Platz errungen haben, nach ſeinen literäriſchen und praktiſchen Verdienſten zu ſchildern, kann hier des Ortes nicht ſein. In dem einzigen Bruchſtück ſeiner Denkwürdigkeiten, das wir hier bringen, liegt ſchon eine klar ausgeſprochene Charakteriſtik ſeines Geiſtes und Charakters. — Merkwürdig iſt es auch, daß Mackintoſh, der im Anfang ſeiner Laufbahn, beim Ausbruch der Revolution, ſich den eifrigſten Vertheidigern demokratiſcher Grundſätze und radikaler Staatsreform angereiht hatte, damals zu Gunſten Frankreichs Schriften herausgab, die zu den anerkannt gelungenſten ihrer Art gehören, und worin er dem großen Gegner der Revolution, Burken, als ſchärfſter und gewappneteſter Widerſacher begegnete, hier, wenige erfahrungsſchwere Jahre ſpäter, mit ganz gemäßigten Anſichten, als Anhänger des Miniſteriums, als Bewunderer Burke's und der Ten-

denz und Wirksamkeit seines deutschen Uebersetzers dasteht. Wie lauter und ächt das Lob ist, das unserm Gentz hier in so großem Maße gespendet wird, geht aus seiner ganzen Fassung hervor und gereicht seinem Urheber, wie dem Gerühmten zu um so größerer Ehre, als der erstere in seiner weiteren und parlamentarischen Laufbahn nie aufgehört hat, trotz veränderter Grundansichten für einen unabhängigen, freimüthigen und für das Edelste begeisterten Charakter zu gelten, und als solcher sich zu bewähren. Gentz hatte, als er den Burke übersetzte, die Ansichten seines späteren Freundes gründlich verworfen und besonders gegen ihn im Anhang zu Burke ein besonderes Kapitel zur Rechtfertigung des Letzteren gerichtet. Doch schon in dieser Widerlegung der Apologie Frankreichs durch Mackintosh hatte er diesen vor allen andern Gegnern als den würdigsten ausgezeichnet; der Eingang zu dieser berühmten Abhandlung bleibt ein auserlesenes Muster ritterlicher Polemik; er hatte, wie er es auch später zu thun pflegte, gerade darum, weil er es der Mühe werth hielt, mit einem solchen Geist zu kämpfen, ihn zum Zielpunkt eines Hauptangriffs erkohren.*) Noch im Jahre 1799 citirt Gentz

*) Bei einem so erhebenden Kampfe weiß der Zuschauer nicht mehr, wessen Waffen ehrender und ehrenhafter sind, die des Angreifenden oder des Angegriffenen. „Man erkennt darin einen Mann, sagte Gentz von des Gegner's Schrift, — bei dem die Liebe zur Freiheit den Geist durch den Charakter ergriffen zu haben scheint; dem der Sieg allenthalben wichtiger ist, als der Ruhm des Sieges, und den man, gerade wie seinen großen Gegner [Burke], selbst indem er fehlt, verehren, und, wenn er auch unterliegt, noch bewundern muß." „Wenn diese Grundsätze, da wo sie in ihrer größten Stärke erscheinen, nachgeben, so sind sie überall nicht haltbar. Deshalb wird der Versuch, einen Mackintosh zu widerlegen (den größern Ruhm, der dabei zu erwerben ist, noch ganz bei Seite gesetzt), in jedem Fall belohnender sein, als der Kampf mit ganzen Kohorten französischer und brittischer Revolutionshelden: was

im hiſtoriſchen Journal eben dieſen Mackintoſh als „einen der berühmteſten und unſtreitig einen der beſten unter den Lobrednern der Revolution,“ hebt eine Stelle aus deſſen Werke Vindiciae Gallicae (1792) heraus, und fügt dann bei: „Da eine ſo traurige Umkehrung und Verwirrung aller Begriffe, eine ſo ſchnöde Entheiligung der einfachſten Grundſätze der Rechtlichkeit und Moralität, ſelbſt die beſſern Köpfe heimſuchen konnte, — darf man ſich wundern, wenn es endlich ſo weit gekommen iſt, daß, ſobald es die Revolution anging, Gerechtigkeit und Wahrheit als ariſtokratiſche Vorurtheile verſchrien wurden?“ Inzwiſchen hatte ſich jedoch Mackintoſh von ſeinem früheren Enthuſiasmus losgeſagt und den rettenden Grundſätzen des Miniſteriums Pitt genähert. So lernte ihn Gentz, als er im Jahr 1802 nach England kam, kennen, und freute ſich doppelt, neben ſo vielen glänzenden Verbindungen, die er hier knüpfte, auch die perſönliche Bekanntſchaft und das weſentliche Einverſtändniß mit dieſem ausgezeichneten Mann auf das Feſtland nehmen zu können. Fortan erwähnte er, wenn er auf Mackintoſh kam, ihn ſtets mit der ungetheilten Bewunderung, die den trefflichen Eigenſchaften und der großen Beredſamkeit eines Sir James gebührt.

Dieſe Auszüge aus Mackintoſh's Denkwürdigkeiten und die Briefe von Gentz ſind dem erſten Theil der im Jahre 1835 zu London erſchienenen und von ſeinem Sohne Robert herausgegebenen Memoiren entnommen (Memoirs of the life of the Rigt Honourable Sir James Mackintosh. Edited by his son Robert James Mackintosh, Esq. In two volumes. London 1835.)

Da dieſe Memoiren unſern deutſchen Leſern faſt unbekannt geblieben ſind, ſo ſteht dies Bruchſtück, mit den Reliquien von Gentz, hier einer neuen Gabe gleich. Dieſe wird auch wegen der

---

man ihm abgewinnt, gewinnt man dem Syſtem ſelbſt ab; wo man im Stande iſt, ihn zu überwinden, hat man Tauſende mit ihm und in ihm beſiegt.“

höchst interessanten literärischen Ansichten, die darin niedergelegt sind, denkwürdig bleiben.

Man fragt vielleicht, warum der Verkehr zwischen diesen beiden Freunden so früh abbricht? Schon im Jahre 1811 kehrte M. nach England zurück, und fand noch glänzenden Spielraum für seine Talente. Anfangs trennte der Sturm der Begebenheiten. Dann mögen Beide in Richtung und Ansichten wieder mannigfach auseinandergegangen sein. War doch dieser Engländer der erste, der sich öffentlich für die griechische Sache erklärte!

Mackintosh starb den 30. Mai 1832, wenige Tage vor Gentz.

Aus den Denkwürdigkeiten

von

James Mackintosh.

Erſt mit Anfang des nächſten Jahres (1804) befand ſich Sir James (dem bei ſeiner Ernennung die Ehre der Ritterwürde zu Theil geworden war) mit ſeiner Familie zu Ryde auf der Inſel Wight, wo er ſich einſchiffen ſollte. Von dieſem Orte aus ſchrieb er Abſchiedsbriefe an viele ſeiner Freunde. In einem dieſer Briefe, welcher an Herrn Gentz, mit dem er ſo regelmäßig, als es der Kriegszuſtand erlaubte, korreſpondirte, gerichtet iſt, ſetzt er ziemlich weitläufig ſeine Gefühle und Meinungen in Betreff der dem Lande, das er zu verlaſſen im Begriff war, in dieſer verhängnißvollen Zeit bevorſtehenden Zukunft auseinander; einer oder zwei andere an vertraute Freunde folgen nach.

„Ryde, auf der Inſel Wight den 5. Februar 1804.

Sie ſehen, mein ausgezeichneter Freund, daß ich in den letzten Augenblicken meiner europäiſchen Exiſtenz an

Sie denke. Ich erwarte hier in diesem Dorfe, welches Portsmouth gegenüber liegt, stündlich das Schiff, welches mich weit von diesen Scenen der Civilisation und Literatur hinwegträgt, in welchen ich einst, im thörichten Ehrgeiz der Jugend, vielleicht eine bedeutende Rolle gespielt zu haben wähnte. Erfahrung hat meinen Ehrgeiz niedergeschlagen; Sorgen und Pflichten für eine Familie nöthigen mich, in andern Himmelsstrichen die Mittel zu ihrem Unterhalt zu suchen —

— „subiit, deserta Creusa,
Et direpta domus, et parvi casus Juli —"

und die Vernunft lehrt mich, daß es kein Land auf Erden giebt, in dem ich mich nicht eines Theils der Schuld gegen die Menschheit entledigen könnte. Dessen ungeachtet affektire ich nicht, mein Vaterland ohne Kummer zu verlassen; aber ich finde einen ehrenvollen und wesentlichen Trost in der Erinnerung an jene würdigen und ausgezeichneten Personen, welche mich mit ihrer Freundschaft beehrt haben. Unter diesen nehmen Sie verdientermaßen einen der ersten Plätze ein. Ihren Brief von 12. Oktober habe ich wiederholt mit Nutzen, mit Bewunderung und, so weit er mich selbst betrifft, mit Stolz gelesen.*) Ich hielt es für

*) „Mais je ne suis pas moins douloureusement affecté de l'idée de vous voir, pour ainsi dire, disparaitre de la sphère, dans laquelle je vous ai vu opérer le bien jusqu'ici, qui a un si grand besoin d'hommes de votre trempe, et qui a si avantageusement éprouvé dans plus d'une occasion essentielle l'influence bienfaisante de vos vares lumières et de vos talens distingués. Il serait très dé-

meine Pflicht, ein ſo wichtiges Dokument in die Hände derer zu legen, in deren Macht es ſteht, die ſchätzbaren Vorſchläge, welche es enthält, zum Wohl der Nation zu verwenden. Ich glaube, daß alle Miniſter es geleſen, ich weiß, daß A — — es geleſen hat, denn er ſprach davon, mit der Bewunderung, welche Jeden beim Durchleſen deſſelben ergreifen, und mit der Dankbarkeit, die jeder Engländer für den Verfaſſer fühlen muß. Ob ſie ſich Ihren Rath zu Nutzen machen werden, iſt eine Frage, die zu beantworten ich nicht im Stande bin, und in Betreff welcher ich in demſelben Grade beſorgt bin, als

placé et très ridicule de ma part de vous encenser de quelques stériles hommages, si ce que je vous dis ici ne sortait pas du fond de mon ame et de la conviction la plus intime et la plus complète. J'ai vu en Angleterre un assez grand nombre d'hommes parfaitement estimables; j'en ai vu quelques uns de très supérieurs; mais je vous avoue franchement que je n'en ai trouvé aucun, qui réunisse à des connaissances aussi étendues et aussi variées que les votres, un coup d'oeil général et également remarquable par sa justesse. Je n'oublierai de ma vie, deux ou trois conversations que j'ai eues avec vous, et qui m'ont donné sur plusieurs objets de la plus haute importance, et entr' autres sur la place que votre nation occupe proprement dans l'ordre moral et politique, des apperçus plus lumineux et des renseignemens plus satisfaisans, que sont ce que j'ai jamais trouvé dans aucun livre ni dans aucune source d'instruction quelconque."

Auszug aus einem Briefe des Herrn Gentz.

ich Hoffnung habe, daß die Entſcheidung ſo ausfallen werde, wie ſie nach meiner Ueberzeugung ausfallen ſoll.

Hinſichtlich der gegenwärtigen und zukünftigen Gefahr meines Vaterlandes und ganz Europa's, bin ich mit Ihnen ganz durch dieſelbe Revolution von Empfindungen hindurchgegangen. Die unmittelbaren Folgen eines Einfalls fürchte ich jetzt gewiß weit nicht mehr ſo, als im vorigen Sommer. Von dem Syſtem der Freiwilligen als Vertheidigungsmittel halte ich nicht viel. Wenn ich bedenke, daß es darauf berechnet iſt, die begütertſten, ehrenwertheſten und unkriegeriſchſten Klaſſen zum Dienſt herbeizurufen, und die trägen, lüderlichen, armen und kräftigen unbeſchäftigt zu laſſen, ſo ſcheint es mir, daß es ſich bald als ein unglücklicher Gedanke herausſtellen wird, das Maximum der friedlichen Betriebſamkeit wegzunehmen, um der kriegeriſchen Stärke ein Minimum hinzuzufügen. Bei der Ausführung deſſelben bietet London jetzt einen Anblick dar, der eine wahre Umkehrung der geſellſchaftlichen Ordnung iſt — Rechtsgelehrte, Kaufleute und Manufakturiſten dienen als gemeine Soldaten, während Fiaker und Laſtträger ihren gewöhnlichen Beſchäftigungen nachgehen. Zugleich muß ich aber auch offen geſtehen, daß, wenn ich mich in den Monat Juli zurück verſetze, ich mich über die Annahme dieſes Syſtemes weder wundern noch es tadeln kann; eben ſo wenig weiß ich, was unmittelbar an die Stelle deſſelben geſetzt werden könnte, ob ich gleich ſehnlich wünſche, daß ein Solches gefunden werden möchte. Betrachtet man aber dieſes Syſtem als einen Beweis und ein Zeichen der Lauterkeit des allgemeinen Gefühls

und der öffentlichen Meinung, so würde es schwerlich eine andere Maßregel gegeben haben, wodurch der vollkommen gesunde Geist der Vaterlandsliebe sich stärker hätte beurkunden können. Der Stand des öffentlichen Gefühls ist, glaube ich, ein hinreichender Schutz gegen die gegenwärtige Gefahr, vor dem Gedanken an die Zukunft aber bebe ich, ich gestehe es, mit Entsetzen zurück. Derjenige, der es nicht thut, muß entweder viel verständiger oder viel thörichter sein, als ich bin. Ich sehe für Europa kein Auskunftsmittel, außer wenn die Mächte des Kontinents durch den Gang der Umstände zu einer freiwilligen Koalition behufs ihrer eigenen Vertheidigung sich erwecken lassen. Ich habe keine Hoffnung auf eine solche Vereinigung und leider, sehe ich auch keine Gewißheit des Erfolgs davon voraus. Ich war immer zu glauben geneigt, daß unsere Unwissenheit hinsichtlich der Politik des Kontinents so groß sei, als Sie dieselbe schildern; nur müssen Sie nicht nach den Zeitungen oder parlamentarischen Reden urtheilen. Zeitungsschreiber wissen zu wenig, und Minister wissen zu viel, oder sollten es wissen, um die Wahrheit zu reden. Unser Land ist aber kein Boden für diplomatische Talente; unsere Tugenden und unsere Fehler sind gleich ungünstig für das Gedeihen einer Kunstfertigkeit der Art, und unsere volksthümliche Konstitution verlockt alle unsere aufstrebenden Genies zur Ausbildung des Rednertalents und solcher Fähigkeiten, welche in großen Versammlungen glänzen; daher nur die Köpfe zweiten Ranges für die dunkeln und unrühmlichen Intriguen und Einzelnheiten der Diplomatie übrig bleiben. Ich wünschte,

wir wären weniger übermüthig und weniger schüchtern, wenn nicht damit die Gefahr verbunden wäre, weniger ehrlich zu werden. Ich kann nicht wünschen, daß wir weniger frei wären, und ich darf nicht vergessen, daß das Wünschen keine Beschäftigung für verständige Männer ist.

Ich gehe nach Indien mit geringen Hoffnungen auf Verbesserung der für unser mit Unrecht erworbenes, wiewohl gut regiertes asiatisches Reich neuerdings angenommenen Politik. Dieses Reich, welches nicht vermöge des durchdachten Plans eines in England geduldeten Ehrgeizes, sondern durch die Glücks-Zufälle, den Muth, die Gefahren, die Stärke, die Verzweiflung und die Verbrechen einzelner Abentheurer errungen wurde, ist jedenfalls besser verwaltet, als irgend ein anderes Land in Asien. (Ich weiß in der That nicht, ob ich China davon ausnehmen soll oder nicht.) Die Eroberung ging aus dem Charakter der Abentheurer und der verführerischen Anarchie Hindostan's hervor. Die Verwaltung aber ist ein Ausfluß der Regierung und des Volkes von England. Mit dem Ende von Hasting's Verwaltung schloß sich natürlicher Weise auch die revolutionaire Periode unserer indischen Regierung. Das milde Gemüth von Lord Cornwallis entsprach einer weiseren Politik, und wir nahmen jene Grundsätze von Gerechtigkeit an, welche im klar ausgesprochenen Interesse jedes fest gegründeten Staates liegen.

Ich bin außerordentlich begierig, Ihre Abhandlung über die Volkssouverainität zu lesen, da es ein Gegenstand ist, über den ich sehr viel nachgedacht habe, und der einen Haupttheil des von mir beabsichtigten Werkes über

Moral und Politik, welches ich als den Schlußſtein meines Daſeins betrachte, ausmachen wird. Entziehen Sie mir um Gottes Willen nicht das Licht, welches von einem ſolchen Verſtande, wie der Ihrige iſt, ausſtrahlen muß.

Ich hoffe, daß Sie das Edinburgh Review, leſen: es iſt bei weitem das beſte von unſern periodiſchen Werken. Man wirft ihm Strenge vor; aber dieſe Klage wird meiſtens von ſchlechten Schriftſtellern und ihren ſtumpfſinnigen Bewunderern erhoben. Ich für meinen Theil ſehe es nicht ungern, wenn die Geſetze des literariſchen Gemeinweſens mit einiger Strenge gegen Uebertreter gehandhabt werden, welche nur allzulange einer ſchimpflichen Strafloſigkeit ſich zu erfreuen gehabt haben.

Nachdem ich einen ſo langen Brief geſchrieben, bin ich ſchüchtern, mich ſelbſt in Betreff Burke's hervorzuwagen. Unter allen menſchlichen Weſen ſcheint ihm der vereinigte Preis von Weisheit und Geiſt in jeder Bedeutung und Ausdehnung dieſer beiden ausdruckvollen und umfaſſenden Worte zu gebühren. In ſeiner Seele war meines Bedünkens die heroiſche Kraft eines halbbarbariſchen mit dem Nachdenken und der Ueberſicht eines civiliſirten Zeitalters vereinigt. „Multum ille in sapientia civili profecisse se sciat, cui Burkius valde placebit.“ In Ihnen, mein ausgezeichneter Freund, entdecke ich dieſen, ſo wie jeden andern Beweis vollkommener Meiſterſchaft in den ächten Grundſätzen der Staatsweisheit. Fahren Sie fort die Welt zu unterrichten und zu beleben. Dienen Sie der Menſchheit, wenn ihr gedient werden kann. Jeden-

falls entladen Sie Ihr eigenes Gewiſſen, und vergrößern Sie Ihren Ruhm. Vergeſſen Sie nicht

Ihren aufrichtigen Freund
James Mackintosh.

Ich erſuche Sie dringend, mir drei- bis viermal des Jahrs zu ſchreiben. Solche Nachrichten und Betrachtungen, wie Indien ſie darbieten kann, ſollen Sie von mir gewiß bekommen. Es iſt ein ſchlechter Erſatz für die Schätze Europa's; aber Indien hat ja, wie Sie wiſſen, mit ſeinen phantaſtiſchen Luxusartikeln ſtets die edeln Metalle des Weſten erhandelt."

Auszüge aus einigen Briefen von Gentz werden, außer ihren literariſchen und perſönlichen Einzelnheiten, gewiß intereſſant ſein, da ſie einiges Licht auf die beklagenswerthe Unwiſſenheit werfen, in welcher der Wiener Hof damals hinſichtlich der meiſterhaften Anordnungen ſeines mächtigen Gegners war, ſowie auf das Verfahren, bei welchem ſein im Krieg und in der Politik veraltetes und förmliches Syſtem durch den feurigen Geiſt und die revolutionaire Kraft Bonaparte's und ſeiner Werkzeuge gelähmt wurde.

„Vienne le 19. Août 1805.

„Je pense en frémissant, qu'il y a une éternité depuis que je vous ai écrit la dernière fois, mon excellent ami; mais vraiment les choses qui se passent en Europe, sont telles qu'il est pardonnable de négliger

un peu les amis qui vivent dans l'Inde; et j'ai été depuis plusieurs mois tellement occupé, d'un côté, et tellement découragé de l'autre, que je n'avais presque pas le coeur d'entreprendre la moindre chose, qui ne se trouvât pas directement dans mon chemin."

Nachdem er die Sendung des Herrn v. Nowosilzoff an Bonaparte, Seiten Rußlands und Englands, und dessen Zurückberufung auf die Nachricht von der Vereinigung Genua's mit Frankreich berichtet hat, erwähnt er die ungeheuren Vorbereitungen Oesterreichs auf der Tyroler Seite und an den Gränzen Italiens und Oberösterreichs — Vorbereitungen, wie sie noch in keinem Kriege seit 50 Jahren erlebt worden sind — stellt Betrachtungen an über die Wahrscheinlichkeiten von Krieg und Frieden und hauptsächlich darüber, ob die Kaiserlichen wohl die Franzosen angreifen, oder ob die Franzosen durch einen Angriff auf die Kaiserlichen den Krieg eröffnen werden. Sein Raisonnement über die zweite Vermuthung ist sehr sonderbar. Es ist zu bemerken, daß das Datum seines Briefes nur acht Tage früher ist, als die französische Armee vom den Höhen von Boulogne aufbrach, um in das Herz Deutschlands einzudringen.

„La seconde hypothèse est presqu' également invraisemblable, Buonaparte ne se soucie pas d'une nouvelle guerre; il a bien dû découvrir, que même sous le rapport de l'aggrandissement, la paix lui est plus favorable. Jugez ce qu'il a fait dans le cours de l'année présente. Dix batailles gagnées n'auraient

pas mené plus loin autrefois. Il a fondé un royaume en Italie; il a conquis l'état de Gênes, et celui de Lucque; il a établi toute sa famille, les Bacciochi, les Borghèse, &c. dans des fiefs considérables, Beauharnois comme Viceroi d'Italie; il a fait tout cela sans coup férir, sans que la moindre opposition, la moindre protestation ait troublé son repos. Que peut-il désirer davantage? Sa campagne est faite pour cette année. L'année prochaine aura sa tâche aussi. Il est vraiment remarquable, avec quelle indifférence il a vu jusqu'à présent, nos immenses préparatifs. Il est vrai, que sur ce phénomène-ci les opinions sont partagées. Il y en a qui croient que le succès, et les grandeurs, et la pompe, et la magnificence qui l'entourent, commencent à amollir son âme, et qu'elle a déjà perdu de son ressort. D'autres sont persuadés que son inactivité est uniquement le résultat du calcul, et qu'il est convaincu que, quoi que nous fassions, pourvu qu'il ne nous attaque pas, nous ne l'attaquerons jamais."

Von der Art waren unglücklicherweise die Ansichten des Hofes und der Staatsbeamten von Wien, während ihr wachsamer und vorsichtiger Feind, seine Armeen ordnete, welche mit der Schnelligkeit und Wuth einer Windsbraut von allen Seiten auf Einmal über sie hereinstürzen sollten. Nachdem er das Auslaufen des Rocheforter Geschwaders — dessen Operationen — Nelson's Verfolgen und Calder's Gefecht, und den Zustand der öffentlichen Meinung auf dem Kontinent erwähnt hat, fährt er fort:

„Voilà donc mon budget de nouvelles politiques. Quant à la littérature, je ne puis pas dire que, depuis votre départ de l'Europe, il ait paru, soit en Angleterre, soit en France, soit en Allemagne, un seul ouvrage digne de faire époque dans son genre. Chez nous la philosophie transcendentale baisse de jour en jour, et pour suivre avec exactitude toutes les différentes phases de cette philosophie, et fixer le point où elle est aujourd'hui, je vous recommande particulièrement le dernier ouvrage de Reinhold*), qui, quoiqu'un peu obscur lui-même dans quelques unes de ses parties, jette cependant une grande clarté sur l'ensemble de la chose. Je ne sais pas si vous avez jamais abordé l'histoire de la Suisse par Jeannes Müller, en Allemand: il vient de nous donner le quatrième volume de cet ouvrage immortel, précédé d'une adresse aux Suisses, que je ferai copier pour vous, et que je vous enverrai par le premier courrier, qu'il suivra celui-ci. C'est selon moi un des premiers morceaux, qui ait paru en Europe depuis les anciens. La littérature Française est absolument en stagnation. Les Mémoires de Marmontel, tant de sa propre vie que de la Régence du Duc d'Orleans, ouvrages correctement écrits et assez curieux, sont ce qu'il y a de

*) Gemeint Reinhold's „Beiträge zur leichteren Uebersicht des Zustandes der Philosophie des 19ten Jahrhunderts," in 6 Heften, die in den Jahren 1801—3, Hamburg bei Friedr. Perthes erschienen.

A. d. H.

mieux depuis un an. On dit une infinité de bien d'un ouvrage de St. Croix, que je recevrai incessamment, „Examen Critique des Anciens Historiens d'Alexandre le Grand.“ On assure que c'est un chef-d'oeuvre de critique historique, qui repand beaucoup de lumières sur l'histoire et la géographie ancienne.“

„Quant à votre très humble serviteur, il a employé le temps que lui ont laissé les mémoires sans nombre qu'il a rédigés sur les affaires du moment à un ouvrage de quelqu' étendue, sur l'origine de la guerre entre l'Angleterre et l'Espagne. Cet ouvrage s'imprime maintenant à Berlin. Il y aura une préface de cinq feuilles d'impression, dans la quelle on a développé, tout ce que le système de défamation, des mensonges, et d'injures, déployé depuis quelques années dans le Journal officiel de France, a de pernicieux pour l'honneur, la tranquillité, et la sureté de l'Europe. Ce sujet n'avait pas encore été traité. Je me flatte que cet ouvrage sera bientôt traduit en Angleterre.“

„En ce que vous me dites de „Dumont, Traité de Législation“ &c., je me trouve — et cela pour la première fois depuis que nous nous connaissons — diamétralement opposé à votre opinion. Je trouve cet ouvrage mauvais d'un bout à l'autre; la partie des soi-disans principes est surtout (selon moi) au-dessous de tout, je ne puis pas même concevoir par quoi il a pu vous gagner. L'article qui le traite dans l'Edinbourg Révue s'approche de mon opinion; mais je le

trouve encore trop doux. Nous nous expliquerons sur celà, lorsque vous reviendrez en Europe; une différence fondamentale et permanente dans notre manière de juger est une chose, que je regarde comme impossible: il y a peu d'hommes, avec lesquels je m'entends si parfaitement, et même dans les choses, où nous ne sommes pas absolument d'accord, qu'avec vous. Quel plaisir ce sera pour moi, que de vous revoir après une si longue absence. En attendant comptez toujours sur moi, comme sur le plus fidèle et le plus invariable de vos amis.“

Am dreizehnten September ſchreibt er darauf wieder, voll Freude über den Ausbruch des Krieges: „Enfin, cher ami, les voiles sont tombés, et la guerre est à notre porte.“ Er erwähnt verſchiedener Einzelheiten in Bezug auf die öſterreichiſchen Heere — ihre Feldherrn — Mack (qui unus homo nobis restituit rem) — den Einfall in Baiern und die Beſetzung deſſelben, und das Abbrechen der Unterhandlungen mit Bonaparte. Um jene Zeit hatten ſie von dem ſiebenzehn Tage vorher erfolgten Aufbruch aus dem Lager von Boulogne noch nichts gehört, ungeachtet man darauf wartete. „Ich werde Ihnen, ſchließt er, mit der erſten Gelegenheit mehr davon ſagen. Je suis comme un homme qui sort d'un rêve, et, avec celà, opprimé de travail. Dieu soit loué, que du moins le jour commence à reparaître, après ces ténèbres Egyptiennes.“

Die erſtaunenswürdigen Operationen, welche folgten, ſind nur zu bekannt. Die öſterreichiſche Monarchie ward

darniedergeschmettert bei Ulm und bei Austerlitz. Gentz, der durch seine literarische Thätigkeit ein stark bezeichneter Gegenstand für Bonaparte's Rache geworden war, mußte sich aus den österreichischen Staaten entfernen, und eine Zeit lang in den kleineren Staaten Deutschlands verbergen. Zu Anfang Januar 1806 suchte er in Dresden einen Zufluchtsort. Am 6. Mai desselben Jahres, während er sich noch in diesem gastfreundlichen Versteck aufhielt, schrieb er an seinen Freund in Indien einen kühnen und meisterhaften Bericht über alles, was sich ereignet hatte — über den Traktat zu Potsdam, welcher am vorhergehenden 3. November zwischen Preußen, Rußland und Oesterreich, in der Absicht die Macht Bonaparte's einzuschränken, unterzeichnet worden war — über den Marsch der preußischen Armee, um ihm den Rückzug abzuschneiden, und die rückgängige Bewegung derselben auf die Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz. Oesterreich entband Preußen seiner Verbindlichkeiten, und Bonaparte drückte ein Auge zu, entschlossen, wie Gentz richtig bemerkt, seiner Zeit seine Rache zu nehmen. Die Schlacht bei Jena, welche fünf Monate nach diesem Briefe geschlagen wurde, zeigte, daß Gentz in diesem Falle wenigstens kein falscher Prophet war. Diesem Briefe, welcher durch den englischen Gesandten zu Land verschickt wurde, waren zwei kleine Pakete Bücher und Flugschriften beigelegt. Selbst auf der niedersten Stufe politischer Demüthigung pflegte er stets die unauslöschliche Liebe zur Literatur, und die Hoffnung auf bessere Tage. „Je fais encore un autre essai plus hardi. Je vous envois (séparément) un livre,

par lequel, s'il vous parvient, je crois vous faire un grand cadeau. Ce sont des lectures sur la littérature Allemande*), faites sous mes yeux à Dresde, devant une assemblée de soixante personnes, par un homme qui n'a pas encore vingt-sept ans, et que je regarde dans ce moment comme le premier génie de l'Allemagne. Ce n'est pas si proprement un cours d'instruction qu'un recueil: ce sont des discours libres, le résultat d'une profondeur étonnante de raisonnement, et d'une richesse et beauté d'imagination, qui rendraient Adam Müller**) un des plus grands poëtes, s'il voulait l'être, mais qui ne gâte rien à sa philosophie. Vous n'entendrez pas tout, vous n'approuverez pas tout dans ce livre; mais soyez sur que c'est là la plus grande hauteur à laquelle l'esprit spéculatif se soit jamais élevé chez nous. Vous verrez bientôt, que Kant, Fichte et Schelling sont déjà bien loin derrière ce nouveau prophète; le fait est, que le cercle est parcouru; tous les systèmes philosophiques possibles sont épuisés en Allemagne depuis vingt ans; nous avons retrouvé l'équilibre; nous cherchons de monter, monter, monter, toujours; nous avons reconnu enfin, que c'est au centre que tout doit finir.

*) Das ſind Adam Müllers „Vorleſungen über deutſche Wiſſenſchaft und Literatur. Dresden 1806 N. A. 1807."

A. d. H.

**) Nachmals öſterreichiſcher Generalkonſul in Leipzig.

Anm. v. Mackintoſh.

„Que de choses j'aurais à vous dire, si nous nous rencontrions aujourd'hui! Quel chemin j'ai fait depuis que je vous ai vu à Londres! Et combien, au milieu de tous les troubles et de tous les déchiremens politiques, et de toutes les souffrances de mes amis, le bonheur d'être à moi, à la fin, à un état de satisfaction interne, que rien ne dérangera plus, m'a soutenu et relevé sans cesse! Les quatre mois que j'ai passés ici, comptent parmi les plus précieux de ma vie. La Saxe est comme une isle, entouré d'un ocean enragé; ce petit pays est absolument le seul de l'Allemagne que ni les malheurs, ni la honte aient atteint. Il est impossible, qu'il reste longtemps dans cette situation privilégiée; mais jusqu' ici Dresde était un asyle, dont il faut avoir senti le prix pour le comprendre. C'est d'ici que j'ai assisté à ce spectacle de décomposition générale, navré de douleur, mais toujours consolé par une réunion rare de tout ce qu'il y avait d' émigrés intéressans des différentes parties de l'Allemagne et de l'Europe; et partageant mon temps entre des travaux pénibles relatifs aux affaires publiques, et de conversations inestimables sur les plus sublimes objets dont l'esprit humain puisse s'occuper. Je puis dire, sans exaggeration, que ce mélange, ce mouvement perpétuel, ces contrastes frappantes, ces occupations si disparates en apparence, et pourtant si complètement, si centralement rapprochées, m'ont fait vivre dix ans dans six mois."

„Hâtez-vous de quitter votre station; c'est un mauvais temps que vous avez choisi pour quitter l'Europe. Venez souffrir avec nous; il y a quelque chose à faire dans ce genre; mais venez aussi partager nos consolations et nos espérances. Je me réjouis plus que je ne saurais le dire, de vous revoir. Vous êtes un des miroirs les plus fidèles pour représenter, pour concentrer l'ensemble de la physiognomie du siècle. C'est un crime à vous que de vous dérober à l'Europe dans la plus „awful" crise, que jamais les affaires humaines aient éprouvée. Écrivez-moi toujours à Vienne, c'est par là que vos lettres me parviendront, quelque soit l'endroit où je me trouve. Mais surtout instruisez-moi bien exactement de l'époque de votre départ; je ferai un voyage de cent lieus pour vous rencontrer; mais hélas! où sommes nous dans un an!

„Adieu cher Mackintosh; quelle idée terrible, que je ne saurai pas, avant la fin de l'année, si cette lettre, et les deux paquets ci-joints vous auront trouvé.

„Comptez pour la vie sur

„Votre dévoué

Gentz."

An Gentz, in Wien.

Bombay, den 24. Dezember 1806.

Ihr Schreiben vom 6. Mai habe ich zu Ende Septembers erhalten. Ich habe es seitdem fünfzigmal gelesen, mit denselben Empfindungen, welche ein Römer am fern-

sten Punkte von Mauritanien wahrscheinlich gefühlt haben würde, wenn er von dem Verfall seines Vaterlands eine Nachricht erhalten hätte, die am Morgen nach der Schlacht von Pharsalia mit all dem unbesiegbaren Geiste Cato's und der fürchterlichen Kraft des Tacitus niedergeschrieben worden wäre. Er würde darüber entzückt gewesen sein, daß es ein Etwas giebt, welches Cäsar nicht unterjochen konnte, und aus welchem doch noch ein Befreier und ein Rächer erstehen dürfte. Vielleicht würde er, nachdem sich die erste Aufwallung seiner Gefühle gelegt hätte, es sich selbst für einen Augenblick gestattet haben, etwas Besseres als seine Eitelkeit durch die Betrachtung zu befriedigen, daß er eines solchen Schreibens und eines solchen Korrespondenten würdig erachtet wurde. Durch die nämliche Post erhielt ich auch Ihre beiden werthvollen Pakete. Ich bekenne mich zu allem, was Sie sagen, sympathisire mit allen Ihren Gefühlen und bewundere ebenso Ihren Scharfsinn, wie Ihre Beredsamkeit, die Sie in Ihrem meisterhaften Bruchstück an den Tag gelegt haben.*) Ueber Ihren jungen Philosophen kann ich nur sagen, was Sokrates über Heraklitus sagt: was ich davon verstehe, ist bewunderungswürdig, und von dem, was ich nicht verstehe, vermuthe ich, daß es ebenso bewunderungswürdig sei. Diese spekulative Philosophie setzt jedoch eine vollkommene Bekanntschaft mit dem Gange eurer Spekulationen voraus, welche ich noch nicht erlangt habe. Eure

*) Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa (St. Petersb. 1806).

A. d. H.

nationale Art über dieſen Gegenſtand zu denken und zu ſchreiben, iſt nachgerade von dem philoſophiſchen Style Frankreichs und Englands, und in der That auch von dem Garve's oder Leſſings ſo verſchieden geworden, als die orientaliſche Poeſie von der occidentaliſchen. Ihr ſpielet auf Subtilitäten an, welche allenthalben ſonſt ſchon unterſucht ſind; ihr gebrauchet in populärem und bildlichem Sinne die techniſchen Ausdrücke des dunkelſten und vielleicht vergänglichſten Syſtemes.

Von dem, was Hr. Müller über Burke ſagt, war ich ſo ſehr überraſcht, daß ich Windham *) eine Ueberſetzung zuſchickte, die ich etwas dämpfte und milderte, um ſie dem engliſchen Geſchmack näher zu bringen. Man thut Branntwein in den für unſern Markt beſtimmten Bordeauxwein; aber eure deutſche philoſophiſche Beredſamkeit muß im Gegentheil für unſern Gaumen gemildert und bedeutend verdünnt werden. Ich wünſche, daß ich Herrn Müller verführen könnte, herüber zu kommen, und ein oder zwei Jahr mit mir hier zu verleben, um dieſe Syſteme des Idealismus zu erforſchen, welche wahrſcheinlich in Indien ſchon vor 20 Jahrhunderten gelehrt worden ſind. — Ich habe erſt angefangen, das Sanskrit, eine der ſchwierigſten unter allen Sprachen, zu lernen, die jedoch der einzige Schlüſſel zum Vorhof des großen Gebäudes indiſcher Gelehrſamkeit iſt. Das Vedam-Syſtem, die vorherrſchende Doktrin der Gelehrten, iſt ein pantheiſtiſcher

*) Windham war bekanntlich einer der bedeutendſten Staatsmänner und Redner des damaligen England.

A. d. H.

Idealismus, nicht ganz unähnlich der Lehre Schelling's, wenn ich irgend einen richtigen Begriff von dieser letztern habe.

Bald nach Ihrem Briefe erhielt ich Ihre reichhaltige Sendung von Büchern, unter welchen ich zuerst nach Ihren eigenen und zwar vor Allem nach Ihrer Uebersetzung Burkes *) suchte, an welcher ich sowohl Ihre Fertigkeit als die Kraft der deutschen Sprache bewunderte, bis diese unpartheiische Bewunderung durch Gefühle von mehr persönlicher Natur gestört wurde. Ich will Ihnen gestehen, daß ich das Lob selten süßer fand als aus Ihrem Munde. Ich fand ein ganz eigenes Vergnügen daran, zu beobachten, daß unsere Gemüther so lange vorher, ehe es möglich war, daß wir einander persönlich kennen lernten, und zu einer Zeit, wo wir in den Reihen feindlicher Armeen standen, Freundschaft geschlossen hatten. Sie verdienen Aufrichtigkeit, und ich hoffe, darauf etwas wagen zu dürfen. Ich sage Ihnen also, daß, obgleich Sie das Buch mit verschwenderischer Großmuth behandelt haben, Sie doch vielleicht selbst möchten gedacht haben, nicht mehr als äußerst gerecht gegen den Verfasser gewesen zu sein, wenn Sie alle die Schwierigkeiten gekannt hätten, unter welchen er schrieb.

Hierauf las ich Ihr [historisches] Journal von 1799 durch. Ich war voll Bewunderung, ohne doch Ihre Meinung über Souverainität anzunehmen. Es ist allerdings eine äußerst erfinderische und die einzige vernünftige

*) „The Reflections."

Modifikation des Locke'schen und Rousseau'schen Prinzips, welches ich jedoch eher widerlegt, als modifizirt haben möchte. Wenn Sie zufällig meinen kleinen einleitenden Vortrag zu meinen Vorlesungen in Händen haben, so werden Sie unsere Uebereinstimmung über den Begriff Freiheit daraus ersehen, welche nach meiner Definition unser Schutz ist gegen Unrecht von Seiten unserer Beherrscher, in welchem Falle sie politische Freiheit, oder von Seiten unserer Mitbürger, in welchem Falle sie bürgerliche Freiheit heißt.

Wir schrieben beinahe in demselben Augenblick. Ihre Ansicht von den Ursachen und dem Fortgang der französischen Revolution ist, meiner Meinung nach, das wichtigste und belehrendste Dokument für den philosophischen Geschichtschreiber, welches die Welt je gesehen hat. Ich wünsche nur, daß es in's Englische und Französische übersetzt wäre, obgleich das Publikum durch die Weitläufigkeit eines Werkes bloßer Betrachtung über einen politischen Gegenstand, welcher nicht unmittelbar an der Tagesordnung ist, abgeschreckt werden könnte. Für mich war es zu kurz. Ungeachtet ich meine Aufmerksamkeit ganz auf den Gegenstand beschränkte, so hat es mir doch neue Thatsachen und neue Ansichten an die Hand gegeben. Mit Ihrem ausgedehnten Ueberblick verbinden Sie dennoch darin die größte Genauigkeit eines gewissenhaften Kompilators: — machen Sie es zur Grundlage einer philosophischen Uebersicht über die Geschichte der Revolution und ihr Gefolge von Kriegen und Afterrevolutionen, worin sie über das gegenwärtige Zeitalter Gericht halten und die späteste

Nachwelt belehren würden! Alle Ihre übrigen Werke würden Materialien zu diesem Monumente liefern, sie sollten deshalb alle aus einer zeitlichen in eine ewige Sprache übersetzt sein. Ich bin in der deutschen Sprache nicht weit genug fortgeschritten, um meinem literarischen Beifall Geltung zu verbürgen; aber außer Lessing und Garve, welche beide große Lieblinge von mir sind, ist Ihre Prosa die einzige bündige, welche ich in Ihrer Sprache mit Vergnügen gelesen habe. Wenn Sie ein solches Werk schreiben wollen, so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Ihr Uebersetzer ins Englische sein will.

Es thut mir leid, zu hören, daß ein Zufall Sie und Adair*) in Wien entfernt von einander gehalten haben soll. Er ist Ihrer Freundschaft eben so würdig, wie ich ihm schon gesagt habe, daß Sie der seinigen würdig sind.

Sie reden mir zu, Indien zu verlassen. Wollte der Himmel, ich hätte eine nahe Aussicht auf eine solche Emanzipation! Die Aussicht auf Freiheit und Muße in meinem Alter verlockte mich in eine Kolonie; allein die Aussicht ist entfernt und unbestimmt, und das Uebel ist der Art, daß, wenn ich es gekannt hätte, keine Aussicht mich hätte verleiten können, demselben entgegen zu gehen. In dieser Verbannung von der intelligenten Welt, in der ich zwar allerdings ein Weib von Geist und Gefühl zur Gefährtin habe, gewähren Ihre Briefe mir hauptsächlich Trost und Erquickung.

*) Der sehr ehrenwerthe Sir Robert Adair G. C. B., jetzt Gesandter am Hofe des Königs der Belgier.

Note des englischen Textes.

Ich habe weder Kenntniß noch Muth, über die Angelegenheiten Europa's zu ſchreiben. Ich glaube, gleich Ihnen, an eine Auferſtehung, weil ich an die Unſterblichkeit der Civiliſation glaube; allein, wann, wie, durch wen, in welcher Form, das ſind Fragen, zu deren Beantwortung ich nicht genug Scharfſinn beſitze und über die ich nicht ſo keck bin, Muthmaßungen zu wagen. Eine dunkle und ſtürmiſche Nacht, eine ſchwarze Reihe von Jahren kann für unſere Nachkommen beſtimmt ſein, ehe die Dämmerung dem hellen Tage die Bahn bricht. Wo werden wir unſere Ruheſtätte finden? Wenn Sie die engliſchen Dichter haben, ſo ſchlagen Sie die vier Linien in „Gray's Bard" nach, welche alſo lauten:

„Thörichter, ruchloſer Menſch, der du wähneſt, die blutige Wolke,
„Deines Hauches Geburt könnt' löſchen das Feuer der Sonne,
„Morgen hebt ſie ſich wieder empor aus den goldenen Fluthen,
„Wärme verbreitend und Licht in der Welt mit verdoppeltem Strahle."

Aber wann wird dieſer Morgen dämmern?

Kann ich Ihre Güte und Großmuth in Betreff unſerer Korreſpondenz noch mehr in Anſpruch nehmen, als ich es bereits gethan habe? Ich hätte Ihnen in letzterer Zeit öfter geſchrieben; aber bis zum Empfang Ihres letzten Briefes wußte ich nicht, auf welchen Strand Sie, gerade Sie, der Sturm von Ulm und Auſterlitz verſchlagen hatte. Es wäre mir lieb, in Wien eine von den Auswechſelungen in der engliſchen Geſandtſchaft und von den damit verbundenen Kapriçen unabhängige Adreſſe zu haben.

Lady Mackintosh iſt bezaubert von Ihrem Brief und theilt ſo ganz Ihre Gefühle, daß ſie ſich für berechtigt hält, einen Platz in Ihrer Freundſchaft einzunehmen, und ich bin überzeugt, daß Sie auch dieſe Meinung hegten, wenn Sie ſie näher kennen würden. „Vale, nostri memor!“ Ich bitte Sie, großmüthig in Ihrer Korreſpondenz zu ſein gegen Ihren

J. Mackintosh.

Sie erwähnen nichts davon, ob Sie einen langen Brief über Hamburg erhalten haben, in welchem ich Ihnen, ſo wie in einem andern, den Vorſchlag gemacht hatte, daß ein junger deutſcher Philoſoph ſein Glück mit mir verſuchen ſollte. Ich würde vorausſetzen, daß er fähig, gelehrt, rechtſchaffen und angenehm wäre. Dagegen könnte ich ihm eine anſtändige Unterſtützung und in einigen Jahren ein hinlängliches Auskommen zuſichern, nebſt der Gelegenheit, um welche ihn Mancher beneiden würde, Meiſter in orientaliſcher Gelehrſamkeit zu werden. Er könnte leicht und mit wenig Koſten auf einem neutralen Schiff von Altona oder Kopenhagen nach Tranquebar kommen und von dort aus hat es keine Schwierigkeit, hieher zu gelangen.

Auszug aus einem Schreiben aus Bombay vom 16. Dezember 1806 an den ſehr ehrenwerthen Wilhelm Windham.

„Ich will noch bemerken, daß meines Erachtens ſein Biograph die Vorrede und den Anhang zu der deutſchen

Ueberſetzung der „Reflections“ mit Vortheil leſen würde, welche auch, wenn Dr. L. nicht deutſch lieſt, leicht ins Engliſche überſetzt werden könnten. Ich kann mich nicht enthalten, aus einem deutſchen Werke, welches in dieſem Jahre gedruckt wurde, zu überſetzen, u. ſ. w.“

* * *

„Dieſer Auszug iſt aus Vorleſungen über deutſche Literatur, welche im Frühjahr 1806 von Adam Müller, einem jungen Manne von 26 Jahren, welchen Gentz als den geiſtreichſten Mann ſeines Vaterlandes anſieht, gehalten wurden. Ich hielt es für möglich, daß ein Theil davon unbewußt und entfernt aus einer Unterredung entſprungen ſein könnte, welche ich mit Herrn Gentz zu London hatte, und war von der durchgängigen Uebereinſtimmung deſſelben mit einer Denkungsart, welche gewiß mir nicht eigen, aber eben ſo wenig allgemein iſt, als ſie es ſein ſollte, überraſcht u. ſ. w.“

VI.

An

R. v. L.

Es ereignet ſich oft, daß ein Mann von ausgezeichneten Verdienſten und vielſeitigen Talenten in der Zeit ſeines Werdens, beſonders einem ganz ausgeprägten Charakter gegenüber, in ziemlich abhängiger oder doch ſehr untergeordneter Geſtalt erſcheint. Das iſt die Macht, die ein in ſich fertiges Weſen auch über große, aber unentwickeltere Fähigkeiten, nicht ſelten ſogar noch herabdrückend, äußert. In noch auffallenderem Grade zeigt ſich dies, ſo oft Jemand, der zu einem andren Berufe überwiegend beſtimmt war, in die, wenn ſelbſt verwandte, Sphäre eines in dieſer letztern ganz heimiſchen und herrſchenden Genius eingreift. Das widerfuhr auch dem Manne, an den Gentz dieſe Briefe richtet, und der einem faſt fünfzigjährigen, damals noch nicht dreißig Jahre alt, gegenüber ſtand. Rühle von Lilienſtern iſt als politiſcher, geographiſch-hiſtoriſcher und namentlich als militairiſcher Schriftſteller hinlänglich bekannt; er hat ſich, ſpäter wieder im preußiſchen Dienſt, ſchon während des Befreiungskampfes, beſonders unter Steins Centralverwaltung, wo er die Errichtung der Landwehren zu leiten hatte, bleibende Verdienſte erworben. Die neuere Bildung des Generalſtabs und der militairiſchen Studien im preußiſchen Staate verdankt ihm bis heute einen ſehr großen Theil ihres Aufſchwungs. Unter ſeiner Leitung erhob ſich das Berliner Militair-Wochenblatt zu einem der Hauptpunkte kriegswiſſenſchaftlicher Forſchung. Seine geographiſch-hiſtoriſchen Arbeiten, die er bis in die neueſte Zeit fortgeſetzt hat, können in mancher Rückſicht als Vorläufer jener großen Umwandlung angeſehen werden, die die Erdkunde durch den berühmten Geographen

Ritter erfahren. Auch in politischen Fragen erhob er nachmals seine Stimme wieder. So erschien im Jahre 1820 bei Perthes in Hamburg ein Band von ihm: „Studien zur Orientirung über die Angelegenheiten der Presse", die — was uns hier besonders interessant sein muß — zum Theil gegen Gentz's Aufsatz über die Preßfreiheit in den Wiener Jahrbüchern gerichtet waren. Auf ein vollkommneres Verständniß in den Ansichten beider Männer konnte es in späterer Zeit wohl noch viel weniger hinauskommen. Auch die Lebensbahn trennte sie immer mehr. Bei edlem, liebenswürdigem Charakter, und mit umfassenden Kenntnissen, jederzeit gemäßigt liberalen Grundsätzen zugethan, ist Rühle bis zu den höchsten militairischen Funktionen, zum Generallieutenant im großen Generalstabe, und Chef der Kriegsschule, und zu namhaftem Ansehen empor gestiegen.

Wie wir aus diesen Briefen und aus mehreren Schriften sehen, die R. v. L. in jener Zeit verfaßt hat, fiel die Entwicklung, namentlich seiner politischen Ansichten, in die Gährungsperiode unseres öffentlichen und literarischen Lebens während der französischen Unterdrückung, eine Zeit, in welcher der Druck von Außen und der geheime Widerstand im Innern sich, so weit es noch gestattet war, vorzüglich als Kampf ganz widersprechender politischer Richtungen und Systeme, also in doktrinairer Form kund gab. Staatswirthschaftliche und rein politische Fragen gingen Hand in Hand. Während man in Südwestdeutschland fast durchweg französischer Politik anhing, und höchstens nur um ein Mehr oder Minder fürstlicher Uneingeschränktheit, oder für und wider die Einführung des Napoleon'schen Gesetzbuchs stritt, wogte im Norden und Osten noch immer, im Stillen und, so viel als möglich war, in Büchern und Doktrinen, der große politische Partheikampf, in seinen Gegensätzen und Nüancen fort. Ganz und gar französisch und mit einer wahren Wuth gegen Englands angebliche Handelstyrannei behaftet, eröffnete Friedrich Buchholz, der Verfasser des neuen Leviathan, in einer Reihe Schriften, einen schonungslosen Feldzug gegen alle Grundlagen und Lebensfragen der frühern, vornapoleonischen Staatenwelt. Ihm starr ent-

gegen, mehr noch in Thaten und Vorbereitungen, als in Schriften thätig, ſtand Oeſterreich mit ſeinen geiſtesverwandten Politikern, und auf dieſer Seite Gentz. Aus einem andern Ideenkreiſe, mit noch großartigerem Enthuſiasmus ſteuerte Fichte, der, von franzöſiſchen Waffen umringt, die Reden an die deutſche Nation hielt, einem ähnlichen Hauptziel entgegen. Beſonders in dieſem Kreiſe regte ſich ſchweigend der preußiſche, und der deutſche Enthuſiasmus. Seitwärts von Fichte war an- und aufregend ein ſtaatswirthſchaftliches Werk von Kraus erſchienen. Was ſonſt dem Kontinentalſyſtem entgegen wirkte, hielt feſt und beharrlich an den Lehren Adam Smiths. Zu allen dieſen Richtungen hatte ſich auch noch eine neuere, mehr kombinirte, und mehr literariſche Nüance geſellt. Adam Müller, von den Anregungen der Naturphiloſophie ausgehend, ſtand an ihrer Spitze. Sie hatte ihren Sitz gewiſſermaßen zu Dresden, wo Müller ſeine Vorleſungen hielt, und Zeitſchriften herausgab, aufgeſchlagen. Mehrere ſeiner Freunde und Anhänger hielten ſich in ſeiner Nähe auf, da man von dieſem Punkt aus zugleich ungeſtörter wirken und ſchreiben durfte. So hatte ſich hier eine Gruppe von Männern zuſammen gefunden, die Gentz, der ſich früher gleichfalls auf geraume Zeit nach Dresden zurückgezogen hatte, jetzt insgeſammt ſeine Dresdner Freunde nennt. Heinrich von Kleiſt der Dichter, Ernſt von Pfuel, der durch ſeine vaterländiſche Begeiſterung, ſeine Thaten und Schriften ſo bewährte gegenwärtige preußiſche General, und unſer Rühle bilden vorzugsweiſe dieſe Genoſſenſchaft. Aus der Ferne hielt namentlich auch Arnim zu ihnen. Von Vaterlandsbegeiſterung durchdrungen, und ſämmtlich einer tiefern Grundlegung der Anſichten über Staat und Staatenverkehr nachſtrebend, in einer Richtung, wo der dunkle und ſcholaſtiſche Ausdruck, zumal der neuen Schelling'ſchen Philoſophie, ſo wie die entlegene Tiefe ſpekulativen Standpunktes ſich in die praktiſchen Aufgaben und nächſten Zwecke politiſcher Wiſſenſchaften nicht ſelten ſtörend und bis zur konfuſeſten Verwirrung einmiſchte, ſahen ſich dieſe Köpfe doch auch von den Umſtänden angetrieben, mit den Begriffen der Napoleon'ſchen Oberherrſchaft und eines vielleicht unüberwind-

lichen Systems mehr oder minder zu kapituliren. Dabei ging wohl jeder von ihnen von seinen besondern geistigen Interessen aus. Wie Gentz sich zu diesen Herren verhielt, spricht sich in diesen Briefen scharf, rückhaltslos und mit überraschender Kraft aus. An den Empfänger der Briefe fesselte ihn vorzüglich die persönliche Zuneigung und der Respekt vor dessen namhaften militairischen Talenten. Nur mit Einem von ihnen, mit Adam Müller, stand er in innigerem geistigen Verband.

Diese Briefe an R. v. L. gehören zu den kostbarsten Reliquien, die einem Denkmale für Gentz einverleibt werden könnten. Die Zeit, die Gegenstände, die Verhandlungen, die Personen, ja der Kampf und Widerspruch sonst befreundeter Männer, — alles dies macht diese Briefe überaus wichtig und anziehend! Zugleich wird uns ein tiefer Blick in das Innere Oesterreichs und die Stellung seiner Staatsmänner, ein herrlicher Beitrag aus einem der wichtigsten Zeitpunkte des Gentzischen Lebens geöffnet. Einige dieser, überdies klassisch geschriebenen Briefe gehören geradezu zu den interessantesten Mittheilungen, die wir von dem innern Zustande Deutschlands in jener denkwürdigen Zeit erhielten. — Kurz darauf, als im Jahr 1811 dieser jüngere Freund von Gentz, zum Theil wohl auch in Folge der von Wien aus gewünschten militairischen Eröffnungen, eben dahin, doch nur auf kürzere Zeit, gegangen war, scheint durch Zeitumstände und Entfernung veranlaßt, ihr gegenseitiger Verkehr abgebrochen worden zu sein. Später wurden sie durch Trennung der Lebensbahnen und Richtungen vollends geschieden.

Einige Briefe von Gentz aus dieser Reihe sind leider nicht mehr vorhanden. —

1.

An R. v. L. in Dresden.

Prag, den 18. April 1808.

Sie haben Recht, theuerſter Freund, mir mein langes Stillſchweigen vorzuwerfen; ich werfe es mir ſelbſt vor, ob ich gleich — wenigſtens vor meinem eignen Gewiſſen — einige befriedigende Entſchuldigungen zu haben glaube. Ich liebe, wie Sie, Widerſpruch und Kampf; nur muß dieſer nicht von einer ſolchen Art ſein, daß gar kein Friede zu hoffen iſt. Nun hat es mir aber ſeit mehreren Monaten geſchienen, daß zwiſchen meinen Dresdner Freunden — Sie erlauben mir, daß ich Sie fürs erſte hier alle ſolidariſch verbunden betrachte — und mir eine ſolche Differenz der Anſichten über die wichtigſten ſpekulativen und praktiſchen Materien eingetreten war, daß wir uns wenigſtens durch Briefe nicht mehr verſtändigen, viel weniger vereinigen konnten. Namentlich hat Müller mir einigemal in einem Tone geſchrieben, in den ich mich, um das Gelindeſte zu ſagen, nicht mehr zu finden wußte. Dies hat mich, in Anſehung des Briefſchreibens

überhaupt, bedenklich und schüchtern gemacht. Ich habe einen großen Theil meines sonstigen Muthes verloren; Sie, meine Herren, laufen so ungeheuer rasch, daß ich Ihnen nicht mehr folgen kann; ich fühle es täglich, daß ich zurückbleibe; und wollte ich mit Gewalt hinter Ihnen herkeuchen, so würde ich doch zuletzt — vielleicht gerade am Rande einer öden Wildniß — athemlos hinstürzen, während Sie einem Ziele nachflögen, das nicht mehr das meinige ist.

Ihre Briefe, mein lieber Rühle, sind nun zwar nicht von jenem zerschmetternden und abschreckenden Charakter, der seit einiger Zeit in den Müller'schen herrscht; vielmehr habe ich mit Rührung und Dankbarkeit darin bemerkt, daß Sie mich sogar mehr schonen, als Sie es, bei dem Ihnen zuverlässig nicht fremden Bewußtsein der Freiheit und Superiorität Ihrer Ansichten nöthig hätten. Gleichwohl wirkten auch Ihre Briefe — warum sollte ich es nicht freimüthig aussprechen? — mehr oder weniger niederschlagend auf mich. Ich kann Ihnen z. B. kaum schildern, wie mir zu Muthe ward, als ich daraus vernahm, daß das, was ich Ihnen blos als ein argumentum ad absurdum, und um die Folgen einer zu weit ausgedehnten Vielseitigkeit einer politischen Zeitschrift zu schildern, vorgelegt hatte — die Mitwirkung eines Friedrich Buchholz — von Ihnen für sehr großen Ernst erklärt, und als ein unbezweifelter Bestandtheil Ihres Unternehmens anerkannt wurde. — Dieser einzige Zug ist hinlänglich, um mir zu beweisen, daß, so wie die Sachen jetzt stehen, an irgend eine gemeinschaftliche Thätigkeit

zwiſchen Ihnen (collective oder individualiter, wie Sie wollen) und mir gar nicht zu denken ſein kann, ja daß unſre innere Oppoſition eigentlich noch viel größer iſt, als wir ſie nur durch Worte deutlich zu machen vermögen.

Daß dies aber der innigen Achtung, Zuneigung und Freundſchaft, die Sie, und Sie ganz beſonders mir eingeflößt haben, nicht den mindeſten Abbruch thun könne, verſteht ſich von ſelbſt. Das Gefühl meines Abſtandes von Ihnen iſt durchaus kein Gefühl des Widerwillens oder auch nur der unbedingten Mißbilligung, oder noch viel weniger eines eignen Beſſerwiſſens oder Beſſermachens, ſondern recht eigentlich ein Gefühl der Wehmuth — mithin der Schwäche. Ich finde mich mit jedem Tage einſamer in der Welt; was folgt daraus? daß ich hinter der Zeit zurückbleibe. Daß es ſo ſei, glaube ich optima fide. Was hilft es aber? Mag auch Stillſtehen Tod und nur Fortſchritt Leben ſein, wenn einmal — durch gewiſſe Eigenthümlichkeiten meiner Organiſation — Leben unter gewiſſen Bedingungen (die andern köſtlich und groß ſcheinen) mir unerträglich iſt, ſo bleibt mir nichts übrig, als den Tod zu umarmen, wie wenig ſüß auch die Wahl mir dünke.

Ich werde mich bei guter Zeit nach Töplitz begeben; vielleicht, daß bei den mancherlei Chancen zu mündlicher Unterhaltung, die durch dieſen Aufenthalt gegeben werden, ſich manches in jenen Diſſonanzen wieder auflöſen läßt; durch Briefe aber halte ich es für rein unmöglich. Ich ſehe zu klar, wo der Knoten liegt; in Müller's letzter Vorleſung — einem übrigens nur mit Ehrfurcht zu nennenden

Produkt — ist es ganz deutlich ausgesprochen; und Ihre Toleranz ist auf eben dem Stamm gewachsen, mit dem ich mich nun einmal nicht vermählen kann, nicht kann, wie sehr ich es auch etwa wollen möchte.

An Ihrer Liebe nehme ich den allerlebhaftesten Antheil. Ich finde den Gegenstand derselben so durchaus einnehmend, graziös und bezaubernd, daß ich jede Empfindung begreife, die auf diesem Wege gestiftet werden konnte. Dies sage ich aus voller Ueberzeugung. Daß die weitre Entwicklung dieses Verhältnisses ihre Schwierigkeiten haben wird, sehe ich wohl ein; doch scheinen Sie mir nicht der Mann zu sein, den Schwierigkeiten so leicht abschrecken. Ich freue mich darauf, von der Prinzessin von Hohenzollern, die morgen früh zurückkommen soll, etwas Näheres über dies Verhältniß zu hören. Wenn sie im Stande gewesen ist, Ihnen dabei einen Dienst zu leisten, so werde ich ihr recht herzlich dafür danken; denn ich wünsche, daß Ihre Wünsche erfüllt werden. Ueber diesen Gegenstand werde ich mich sehr gern mit Ihnen weiter unterhalten.

Sie schrieben mir in einem Ihrer letzten Briefe, die „Galerie der preußischen Charaktere" sei nicht von Buchholz. Damals hatte ich sie noch nicht gelesen; seitdem ich sie gelesen, fragte ich mich oft selbst mit Erstaunen, wie Sie so etwas behaupten, oder gar glauben könnten. Daß Buchholz der Redakteur dieser Schandschrift war, ist nun wohl so gewiß, als daß 2mal 2 = 4 ist — wenn anders dieser Satz noch heute zu den gewissen gehört. Der Lieferant des Stoffs war freilich

ein Andrer; und ohne je darüber das geringste positive Datum besessen, oder auch nur das leiseste Gerücht vernommen zu haben, überzeugte ich mich aus innerer Anschauung auf der Stelle, daß nur Ein Mensch in der Welt zugleich unterrichtet und gottlos genug sein konnte, um Buchholz zu diesem Buche zu instruiren. Dieser Mensch war natürlich Massenbach, dem Sie hoffentlich nach diesem letzten Exceß von Schändlichkeit auch noch den Grad von Protektion entzogen haben werden, welchen Sie ihm bis hieher angedeihen ließen. An Verstand fehlt es der Bestie nicht; denn seine Aufsätze gegen Müffling in den Lichtstrahlen sind, außer Ihrem Bericht, ohne allen Zweifel das geist- und lehrreichste, was über den Feldzug von 1806 noch geschrieben ward. Aber ein Abgrund von Bosheit, wie er in diesem Gemüthe wohnt, ist selbst in unsern Zeiten selten und mit Ausnahme der Matadors der Revolution, Robespierre, Couthon, Collot d'Herbois ꝛc., nie zum Vorschein gekommen. — Die historische Wahrheit geht freilich über alles; doch bitte und beschwöre ich Sie — wenn diese Aufforderung nicht schon zu spät kommt — in Ihrer neuen Auflage alles zu vermeiden, was Ihnen nur irgend das Ansehn geben könnte, mit einem so eingefleischten Teufel gemeinschaftliche Sache zu machen. Das ist der wahre Aufschluß über den Fall der preußischen Monarchie, daß solche Henkersknechte eine Rolle darin spielen konnten. Massenbach und Buchholz umspannen den ganzen Kreis menschlicher Verruchtheit; dieser durch die barbarische Kälte, mit welcher er, von nicht gemeinen Fähigkeiten, obgleich einem oft schiefen,

manchmal verrückten Kopfe geleitet, das ganze künſtliche, koſtbare Gewebe des alten geſellſchaftlichen Lebens Faden vor Faden aus einander reißt; jener durch die hölliſche Wuth, mit welcher er alles, was Achtung oder Schonung verdiente, den Hunden und Geyern der Verwüſtung Preis giebt. Und gegen ſolche — ſoll man tolerant ſein? Nein, Rühle! heute, da Sie Ihr Herz den ſchönſten Gefühlen aufgeſchloſſen haben, werden Sie mir eine ſo unmenſchliche Menſchlichkeit nicht mehr zumuthen. Nein! Mag auch Müller ſagen, was er will; „daß alles recht ſei, wenn es nur auf die rechte Weiſe geſchähe" — dieſer Lehre werde ich ewig mein Ohr verſchließen. Es giebt Dinge, denen das Unrecht ſo anklebt, daß ſie nie auf eine rechte Weiſe gethan werden können! Bei dieſem Glauben will ich leben und ſterben.

So wie ich mich auf alles freue, was von Ihnen erſcheinen ſoll, ſo freue ich mich beſonders auch auf Ihre Karte, und beſonders auf den Text zu derſelben, um ſo mehr, da Sie mir die Erklärung über Ihren eigentlichen Zweck bei der erſten Karte ſchuldig geblieben ſind. — Schreiben Sie mir wenigſtens ein paar Zeilen, damit ich wiſſe, wie Sie dieſen Brief aufgenommen haben; das andere wird ſich finden, wenn wir, wie ich beſtimmt hoffe, in 6 oder 8 Wochen einander ſehen. Bleiben Sie indeſſen mein Freund!

Gentz.

Antwort auf das Postscript.

ad 1) In hiesigen Landen etwas Politisches drucken zu lassen, wenn man nicht direkte von der Regierung begünstigt wird, ist ganz unmöglich. Das bloße Nachsuchen der Censur schreibt schon jeder Buchhändler so, daß er lieber dem Verlage entsagt. — Warum wenden Sie sich nicht an das Amsterdamer Institut [von Brockhaus], welches als sehr solide, trefflich zahlend ꝛc. geschildert wird, und dabei nicht nur liberale Grundsätze, sondern auch einigen Charakter haben muß, weil es an **mich** (bedenken Sie das) vergangenen Sommer zweimal geschrieben, und mich unter den ehrenvollsten Modifikationen aufgefordert hat, ihm etwas zum Druck zu geben? Ich glaubte erst, Bonaparte ließe sich herab, mich zu foppen: es war aber Ernst.

ad 2) Von einer Zusammenkunft der östlichen Kaiser in Gallizien weiß ich nichts. — Im Oesterreichischen kenne ich für Sie nur Einen guten Korrespondenten: das bin ich. Dürfte ich es in vollem Umfange sein, so wollte ich Ihnen die Pallas allein schreiben, und sie sollte Ihnen gewiß wenigstens **2000** Rthlr. einbringen. — Alle Korrespondenten für sogenanntes Honorar sind Lügen-Zeitungsschreiber; gute, ächte, wahrhaft politische Korrespondenzen können von Wien oder Prag aus nicht geführt werden, wenn man auch Subjekte dazu vorfände. Die äußern Schwierigkeiten sind zu groß.

2.

Töplitz, den 14. September 1808.

Ich habe geſtern, bei meiner Zurückkunft nach Töplitz, Ihr Schreiben und das neue Heft der Pallas erhalten, und danke Ihnen vorläufig dafür recht ſehr. Die wenige Zeit, die mir heute gegeben iſt, um Ihnen zu ſchreiben, will ich nur zu den nothwendigſten Bemerkungen über die „Hieroglyphen" verwenden. — Ich habe dieſes Buch mit großer Ruhe, Beharrlichkeit und Unbefangenheit geleſen; was ich alſo darüber ſagen kann, muß wenigſtens in ſo fern einige Autorität haben, als dieſe meinem Urtheil überhaupt zugeſchrieben werden mag.

Ich erkläre Ihnen alſo, daß ich die fünf erſten Hauptabſchnitte des Buches, und zum Theil auch noch den ſechſten, mit großem Intereſſe geleſen, und darin — um ganz freimüthig zu ſein — weit mehr als ich erwartete, gefunden habe. Hätten Sie dieſe Abſchnitte — (wie Sie es recht gut konnten; denn zwiſchen ihnen und den folgenden iſt auch nicht ein Schatten von Verbindung) — allein publizirt, und wäre mir auch nichts weiter von Ihnen bekannt geweſen, ſo würde ich geurtheilt haben, wie folget: „Hier tritt ein nicht gewöhnlicher, an glücklichen Blicken, an ſinnreichen Zuſammenſtellungen, an fruchtbaren, und zum Theil tiefen Ideen reicher Kopf auf, der, wenn er ſich nur erſt die Zeit genommen haben wird, zu vervollſtändigen, zu ergründen, zu ordnen, was ſich in ihm bewegt, zu würdigen Reſultaten gelangen muß." Denn das Einzige, was ich

n Abſchnitten vorzuwerfen habe, iſt die Unreife
tigkeit der Kompoſition. — Gewundert hat es
igens, daß ſie Adam Müller nie genannt haben,
daß nicht zu verkennen iſt, daß Sie einige Hauptan-
ſichten von ihm, und zwar ausſchließend von ihm, ent-
lehnten. Doch vielleicht hat er ſelbſt es nicht gewollt.

Was nun aber den ſiebenten und achten Abſchnitt betrifft, ſo kann ich, nach aufmerkſamer Leſung derſelben, nicht nur kein Wort von dem, was ich Ihnen darüber bereits geſagt habe, zurücknehmen, ſondern muß auch geſtehen, daß ich mit dem mir bisher nicht bekannten Theil dieſer Aufſätze noch unzufriedener bin, als mit dem vorhergehenden. Wollte ich in's Detail gehen, ſo könnte ich leicht ſelbſt ein Buch darüber ſchreiben. Ich wähle alſo, um nur einige meiner Ausſtellungen deutlich zu machen, das Kapitel, welches überſchrieben iſt: „Welche Mittel ſtehen dem Kontinent zu Gebot, ſeine Sache mit England auszufechten?" — (Es wird mithin höchſt willkürlicher und unverantwortlicher Weiſe angenommen, daß der Kontinent eine Sache mit England auszufechten habe, welches nur Bonaparte behaupten mag.) — und bringe meine Kritik dieſes Kapitels unter drei Hauptrubriken.

1) Geht aus allem, was ſie über das Verhältniß zwiſchen England und dem Kontinent ſagen, Ihre gänzliche Unbekanntſchaft mit den Grundſätzen der politiſchen Oekonomie hervor. Sie nennen zwar einigemale Adam Smith; ich behaupte aber, es iſt ſchlechterdings unmöglich, daß Sie ihn, auch nur theilweiſe, geleſen hät-

ten; denn ein so guter Kopf, wie der I
wisse grobe Irrthümer nicht nähren, sobal
mal einen bessern Anstoß erhalten hat.
wirklich alles, was Sie über und wider
Politik sagen, so wahr wäre, als es fast b
grundlos ist, so bliebe es mir nicht weniger unbegreiflich,
wie Sie bei einigem Nachdenken oder Studium nicht ein-
gesehen haben sollten, daß die ökonomischen Beziehun-
gen, die Sie als durchaus verderblich und feindselig schel-
ten, in ihrem ganzen Umfange wohlthätig für den
Kontinent sind, und daß nur die krasseste Unwissenheit
uns glauben machen, so wie die ausgesuchteste Bosheit
dem Vater aller Lügen eingeben konnte, zu lehren, der
brittische Handel sei eine Pest und Geißel für Europa. —
Wenn man nun vollends solche Stellen lesen muß: „Eng-
land genüge es nicht, Mittelsperson zwischen Indien und
Europa zu sein, — sondern es scheine (sehr wohl!)
ihm daran zu liegen, die ganze Welt zu einer großen
Domaine zu machen" u. s. w. — so möchte ich nur wis-
sen, aus was für Datis Sie dergleichen Hirngespinnste
abstrahiren. Eben so, um vieles andre zu übergehen,
wäre ich neugierig, zu hören, was Sie sich auch nur
dabei gedacht haben mögen, als Sie schrieben, „es sei
ungerecht, wenn ein Staat dem andern durch künst-
liche Mittel seine Erwerbsquellen zu verstopfen suche"
u. s. w. Gehen Sie einmal die Verhältnisse Englands
mit den Kontinental-Staaten, in Frieden und Krieg,
durch, und analysiren Sie diese angeblich künstlichen

Mittel; und sehen Sie, was zuletzt in Ihrem Schmelztiegel zurückbleiben wird.

2) Zum Theil schreiend-inkonsequent, zum Theil spaßhaft, sind die Vorschläge, die Sie thun, um England zu bekämpfen. — Was Sie den Engländern, als Beweise der größten Unrechtlichkeit, fälschlich vorwerfen, das bringen Sie wirklich als weise Maßregeln gegen die Engländer in Antrag! — Man soll sie von allen Binnenmeeren auszuschließen suchen; die Regierungen sollen einen Schleichhandel organisiren (ein Projekt, worüber Sie sich offenbar selbst nicht verstehen) — man soll ihnen ihre Seemänner debauchiren u. s. f. — Was soll ich aber von den Maschinen zur Verschließung der Meerengen, und was von den See-Minen!! sagen? Nur so viel, daß ich hierin selbst Ihren militairischen Geist ganz verkenne. Welche Sarkasmen würden Sie aufbieten, mein lieber R., wenn ein Andrer solche Kunststücke auf's Tapet brächte?

3) Das Ernsthafteste von allem aber ist und bleibt der allgemeine Sinn und die allgemeine Tendenz dieser Ihrer Abhandlung! Hierüber haben Sie sich S. 140. auf eine Weise ausgesprochen, die mir, besonders nach meiner letzten Unterredung mit Ihnen, unerwartet war. „Wo der Verfasser von falschen Voraussetzungen ausgegangen sein sollte, läßt sich schwerlich erwarten, daß sie durch ihn selbst in einem und demselben Buche zu einer und derselben Zeit dürften berichtigt werden, es wäre denn blos seine Absicht gewesen, ein Spiel mit Ideen zu trei-

ben, was bei ſo ernſten Gegenſtänden eben keine lobenswerthe Beſchäftigung ſein dürfte." — Dieſe Stelle hat mich mehr affizirt, wie alles Uebrige; ſie beweiſet nämlich, für's Erſte, daß es Ihnen mit Ihrem feindſeligen, bittern, in gewiſſen Punkten ſelbſt den Buchholz noch hinter ſich laſſenden Raiſonnement gegen England, vollkommener Ernſt war; und zweitens, daß Sie vor der Hand Ihre etwanigen Irrthümer (die Sie doch vielleicht nur aus Beſcheidenheit für möglich halten) weder berichtigen wollten, noch konnten. — Recht haben Sie allerdings; denn wie Sie von dieſer großen und weitgreifenden Verirrung je wieder in den wahren Weg einlenken wollen, iſt mir für jetzt unbegreiflich. Die politiſchen Wahrheiten ſtehen alle in einer feſten und ewigen Verbindung unter einander. Wer über einen ſolchen Hauptpunkt, wie das Verhältniß zwiſchen England und dem Kontinent, Einmal ſo zuverſichtlich abgeſprochen, ſo ungeſcheut deraiſonnirt hat, dem bleibt, nach meiner Einſicht, nichts mehr zu thun, als entweder auf dieſer Bahn fortzuwandeln, oder geradezu chanter palinodie. — Wie tief Sie übrigens in Ihre — nicht blos anti-brittiſche, ſondern poſitiv Bonapartiſche Denkart ſchon eingedrungen ſind, das verrathen gewiſſe kleine, Ihnen ſelbſt vielleicht kaum bewußte Aeußerungen, z. B.: „Ob die ſpaniſchen Kolonien ſich dem neuen Könige treu erhalten, oder eignen Beherrſchern und Uſurpatoren unterwerfen werden, muß die Folge lehren;" — den neugebackenen Uſurpator von Spanien ſehen Sie ſchon (auf gut Buchholziſch) für ſo rechtmäßig an, daß Sie die als

möglich aufgestellte Unterwerfung der Kolonien ein Treuerhalten nennen konnten! — Diese Stelle ist widrig, und empörend.

Sie mögen nun von mir denken, was Sie wollen, liebster Freund; ich behaupte aber, daß ich Ihnen nie einen größern Beweis meiner wahren Zuneigung und Achtung geben konnte, als den, nach der Lektüre Ihres siebenten und achten Kapitels, Ihnen noch einen Brief, wie der gegenwärtige, zu schreiben. Jeder andre Mensch, der ein solches Buch in die Welt geschickt hätte, wäre ein- für allemal für mich vernichtet; denn hier ist mehr als Buchholz! Mit Ihnen allein fühle ich mich genöthiget, gedrungen, eine Ausnahme zu machen. Und das, theils, weil zwischen Ihren Gesprächen, Ihren Briefen, allen Ihren persönlichen Aeußerungen, und diesem Buche, eine so ungeheure Kluft liegt, und ich fortdauernd glaube, daß jene Aeußerungen Ihre wahre Denkungsart enthalten, das Buch hingegen — Gott weiß wie! entstanden ist; theils aber, und hauptsächlich, weil ich die ungemeine Leichtigkeit, Beweglichkeit, und Flüssigkeit Ihres Geistes kenne, und fest überzeugt bin, daß Sie bei fortgesetztem Studium, ehe ein Jahr in's Land geht, Ihre ganze Theorie über England, wenn es nur irgend mit Anstand geschehen kann, zurücknehmen und widerrufen werden.

Jetzt noch einige Worte über das Werk von Ebel, welches ich Ihnen hier zuschicke, damit Sie es bei der ersten Gelegenheit an Müffling zurücksenden. Suchen Sie so viel Zeit zu gewinnen, dieses Werk zu lesen, und A. Müller zu dessen Lesung zu bestimmen. Ich bin ein

Laie und Unwiſſender in der Geognoſie und allen damit verwandten Wiſſenſchaften; gleichwohl habe ich das Buch von Anfang bis zu Ende, mit immer ſteigendem Intereſſe geleſen; mich dünkt, etwas Größeres, Klareres, Feſteres und Umfaſſenderes iſt über die Bildung der Erde noch nie geſagt worden; und Humboldt kommt mir gegen dieſen Meiſter nur wie ein Schüler vor. — Ich wünſchte ſehr zu wiſſen, ob Sachverſtändige dieſem meinem Urtheil beitreten. Ganz außerordentlich werden Sie mich verbinden, wenn Sie mir ein Exemplar dieſes Buches, welches in Leipzig gewiß zu haben iſt, baldmöglichſt zukommen laſſen könnten.

Ueber die Pallas, wenn ich ſie geleſen haben werde; das vierte Stück erwarte ich mit beſondrer Neugier. — Schreiben Sie mir bald, und leben Sie wohl.

Gentz.

Den zweiten Theil des Ebel erhalten Sie unverzüglich durch eine andre Gelegenheit, weil der Bote ihn nicht mitnehmen konnte.

3.

Töplitz, den 21. September 1808.

Eine unerhörte Fatalität hat gewollt, daß ein von mir an M. adreſſirtes Paket auf dem Wege verloren gegangen iſt. — In dieſem Paket befindet ſich ein vier bis fünf Bogen langer Brief an Sie, woran ich einen ganzen Tag geſchrieben hatte, und der meine Bemerkun-

gen über die Hieroglyphen enthielt. Ich kann natürlich diese Arbeit nicht von neuem unternehmen; daher sage ich Ihnen nur kurzweg, daß ich über die fünf ersten Abschnitte mit gerechter Zufriedenheit gesprochen, solche (bis auf die Flüchtigkeit der Komposition) besser als meine Erwartung gefunden, die letzten Abschnitte aber sehr strenge kritisirt hatte, besonders das Kapitel „von dem, was der Kontinent gegen England zu thun hat", welches von faktischen Irrthümern und grundlosen Raisonnements strotzt. — Es ist mir schmerzlich leid, daß ein blindes Mißgeschick Ihnen diesen Brief entziehn muß. Außerdem schickte ich Ihnen den ersten Theil von Ebel's Buche, wovon Sie hier den zweiten erhalten. Es gehört dem Herzoge; ich bitte Sie daher inständigst, den ersten Theil, oder wenn es nicht anders ist, das Ganze für meine Rechnung zu kaufen, und Müffling zuzustellen. Zuvor aber lesen Sie dieses, wie es mir scheint, überaus wichtige Buch, und bitten Sie Adam Müller es zu lesen. — Mich hat noch nie etwas dieser Art so frappirt, und ich setze den Verfasser bestimmt über Humboldt. Da ich indessen in diesen Wissenschaften ein Laie und Ignorant bin, so möchte ich gern mein Urtheil von höhern Instanzen revidirt sehen.

Das zweite Stück der Pallas habe ich mit Vergnügen gelesen. Die Darstellung des Feldzuges in Preußen ist in der That des größten Lobes werth. — Müllers Bemerkungen gegen Fichte sind durchaus wahre, nur in einem etwas strengern und wegwerfenderen Tone geschrieben, als ich es bei einem Buche von so vortrefflicher Tendenz gewünscht hätte.

Ich hoffe, Sie werden mir nach Prag ſchreiben. Nur von Ihnen wird es jederzeit abhangen, welchen Grad von Lebhaftigkeit und Anhalten unſre Korreſpondenz haben ſoll. Mich werden Sie jederzeit dazu bereit finden, ſo wie zu allem, wodurch ich Ihnen meine, — ſelbſt durch Beſchwerden, die mich von einem andern ganz entfernen würden, gar nicht alterirte — mithin gewiß ſehr gründliche Freundſchaft beweiſen kann. Wenn Sie etwa gleich einige Zeilen ſchreiben wollen, ſo empfange ich ſie noch hier durch den rückkehrenden Boten. Leben Sie recht wohl.

Gentz.

4.

Prag, den 14. Oktober 1800.

Ich freue mich, daß Sie meinen Brief wenigſtens empfangen, und, wie es ſcheint, nicht ganz unnütz gefunden haben. Da ein jeder Streit ſeine Gränze haben muß, ſo will ich nun Ihren Repliken keine fernern Dupliken entgegen ſetzen. Ein eigentliches Zuſammenkommen zwiſchen uns halte ich überdies für unmöglich. Ihr Studium hat mit dem meinen blos den Namen gemein; ſonſt, glaube ich, iſt alles an uns verſchieden, die Maximen, die Richtung, der Zweck, die Manier ꝛc. Selbſt der Urſprung trennt uns ſchon gänzlich; ich habe auf ganz gewöhnlichen Wegen, mit allmähliger Entwickelung gewöhnlicher Ideen angefangen, bin nach und nach, aber immer in demſelben Geleiſe, auf größere Gegenſtände übergegan-

gen, ſetze aber, nach zwanzigjähriger Arbeit, mein ganzes Verdienſt — objektiv in eine gewiſſe praktiſche Sicherheit und Feſtigkeit der Reſultate, zu welchen ich gelangt bin — ſubjektiv in die mühſam errungene, aber endlich doch errungene Fertigkeit, eine gewiſſe lichtvolle Ordnung in die verwickeltſten Materien zu bringen. — Was liegt Ihnen an ſolchem Gewinn? Sie ſind umgekehrt gleich vom Höchſten ausgegangen, und ſuchen nun — oft durch Sprünge über Klippen und Abgründe — Uebergang von dort zu den praktiſchen Geſchäften und Problemen. — Wie und wo ſollen wir eigentlich zuſammentreffen? Es geht ſo weit, daß ich oft Ihren Gang durchaus nicht verſtehe, wie es mir denn, um nichts zu verſchweigen, ſelbſt mit einem Theil Ihres letzten Briefes gegangen iſt. Wenn Sie ſagen: „das politiſche Gleichgewicht, und das gegenſätziſche Verhältniß zwiſchen Frieden und Krieg machen die Kopula zwiſchen Mathematik und Politik" — ſo ſchwöre ich Ihnen, bei allem was mir heilig iſt, daß dies eigentlich — chineſiſche Formeln für mich ſind und wahrſcheinlich immer bleiben werden. Wozu wollen wir alſo dieſe fruchtloſen Diskuſſionen fortſetzen? Mich dünkt, es iſt weit beſſer, Sie benutzen mich für das, was ich Ihnen leiſten kann, das heißt, um in Zeiten, wo Sie an praktiſche Gegenſtände gehen wollen, ſolche Aufklärungen, Thatſachen, ja ſelbſt Anſichten von mir zu verlangen, wodurch Ihre Arbeit erleichtert und geleitet werden mag, und über einzelne ſtaatsrechtliche oder ſtaatswirthſchaftliche Fragen, die Ihnen mehr oder weniger fremd ſind, ſo viel als zu Ihren Abſichten taugt, aus meinen geſammel-

ten Resultaten zu entnehmen. — Zu dergleichen Dienstleistungen werde ich immer bereit sein, wiederhole Ihnen aber noch Einmal, daß Sie der erste, und vermuthlich auch der letzte Mensch sind, dem ich, bei entschiedener Mißbilligung seiner gesammten politischen Schriftstellerei — ein solches Anerbieten machte. Die Möglichkeit desselben liegt in dem höchst seltsamen (in meiner Erfahrung noch unerhörten) Kontrast zwischen Ihrer Person und Ihren Schriften, und in der Ueberzeugung, daß nach einigen konvulsivischen Kämpfen, zuletzt jene in diesen, oder diese in jener untergehen müssen. Geschieht das erste, — so werde ich Sie vergessen. Geschieht das ungleich wahrscheinlichere zweite, so werde ich mir stets Glück wünschen, meinem Instinkt lieber gefolgt zu sein, als meinem Raisonnement; — denken Sie an mich, in drei Jahren urtheilen Sie über Ihre politischen Aufsätze gerade so wie ich! —

Sie haben hoffentlich den Brief vom 4. erhalten, worin ich Sie dringend um Nachrichten über Erfurt bat, und Sie werden meine Bitte erfüllen? — Wenn Sie von den dreien, wie es scheint, voluminösen Werken, die Massenbach auf Einmal in Druck gegeben hat, schon etwas haben, oder nächstens habhaft werden können, so theilen Sie mir es doch so schnell als möglich mit. Diese Schriften müssen sehr kuriös und interessant sein. Ob mir gleich vor dem Menschen, wie vor Beelzebub, graut, so lese ich doch alles, was er schreibt, immer mit großem Interesse. Adieu.

Gentz.

5.

Prag, den 13. Januar 1809.

Ich danke Ihnen für Ihr Schreiben vom 9. d. M. und die wirklich interessanten, mir bis dahin unbekannten Neuigkeiten, die es enthält. Ich bin zwar weit entfernt, aus der Geschichte mit dem angehaltenen Kourier das schließen zu wollen, was Andre — die nichts als politische Kontre-Revolutionen, glückliche Sinnesänderungen und dergleichen träumen, — daraus schließen würden, und sehe voraus, daß sie sich durch Berufung auf Mißverständniß, oder irgend ein ähnliches Gaukelspiel lösen wird, ohne eine Spur zurück zu lassen. Indessen ist es immer gut zu wissen, wie solche Freundschaften gehandhabt werden. — Wichtiger ist mir die Nachricht von der Erklärung des englischen Ministeriums, wenn sie wirklich Grund hat.

Was sollte ich Ihnen schreiben, lieber Rühle! Ueber das, was mich am allernächsten interessirt und was heute auch wohl für Alle das Wichtigste sein möchte, kann und darf ich mich nicht äußern; auch ist das Wenige, was ich darüber authentisch weiß, immer noch in solchen Widerspruch und räthselhafte Unbestimmtheit gehüllt, daß man höchstens in langen mündlichen Unterhaltungen, wo jede Schattirung genau bezeichnet werden kann, etwas für einen vernünftigen Menschen Befriedigendes darüber zu Tage bringen könnte. Wie ich über das Allgemeine denke, wissen Sie. Ob meine Ansichten auf die Ihrigen je irgend einen Einfluß gewinnen werden, muß ich erst von der Zukunft erwarten. Sie haben meine freimüthige Kri-

tik Ihres letzten Produkts zwar mit Ruhe und Sanftmuth, wodurch Sie mir immer besonders liebenswürdig waren, aufgenommen; ob aber mit einem gläubigen Gemüth, getraue ich mich nach Ihrem Schreiben darüber nicht zu behaupten. Vor der Hand stehen wir also wechselseitig noch auf den Punkten, auf welchen wir uns vorigen Sommer befanden. Daß diese weit, sehr weit von einander abliegen, wissen Sie — bei Ihnen ist überdies die Beschäftigung mit der Politik größtentheils Spiel und Spekulation; bei mir ist sie durchaus grimmiger Ernst; Sie treiben die Sache mit dem Verstande; ich mehr noch als mit diesem, mit dem Gemüth; Sie haben endlich eine ewige Tendenz diesen Gegenstand mit tausend andern, dem Anschein nach höchst ungleichartigen, zu verschmelzen; ich begnüge mich, der offenbaren Einseitigkeit möglichst zu entgehen, behandle aber im Uebrigen dies Feld als ein eignes und abgesondertes, und bin ehrlich genug, zu gestehen, daß ich von einer mathematischen Staatswissenschaft nie auch nur einen halben Begriff gehabt habe. — Bei so großen und wesentlichen Verschiedenheiten kann nichts als ein gemeinschaftlicher fester Wille, jeder im Andern das Gute zu erkennen und das Beste zu suchen, uns verbinden. Ihre fernern Arbeiten (da bei mir nun kein Wechsel mehr möglich ist) müssen zeigen, in wiefern wir einander näher kommen, und was einer von uns vom andern noch zu hoffen hat.

Ich war einigermaßen unwillig über Sie, daß Sie mir auf die dringende Bitte, die ich im Monat Oktober an Sie gerichtet hatte, mich mit Datis über die Erfurter

Zuſammenkunft zu verſehen, nie mit einer Sylbe geantwortet hatten. Da ich ſeitdem genug, und mehr als mir lieb war, darüber erfahren habe, ſo hatte ich nicht nöthig, dieſen Antrag in Erinnerung zu bringen. Ihr Stillſchweigen kontraſtirte aber gewaltig mit der großen Bereitwilligkeit, die Sie mir bei unſrer letzten Zuſammenkunft gezeigt hatten, allen meinen Wünſchen dieſer Art Genüge zu thun. — Da Sie mir jetzt unaufgefordert etwas mittheilten, was mir wichtig iſt, ſo gleicht ſich nun alles wieder aus, und es bleibt mir nichts übrig als Sie meiner fortdauernden Freundſchaft zu verſichern.

Gentz.

6.

Prag, den 9. April 1810.

Ich danke Ihnen zuerſt, mein theuerſter Freund, für Ihr fortdauerndes Andenken; dann für den ſehr angenehmen Beweis deſſelben, den Sie mir ſo eben zukommen laſſen. Ihre Karte — gerade ſo recht nach meinen Wünſchen entworfen — iſt eine Arbeit, die ſich von ſelbſt lobt; ich preiſe mich glücklich, ſie zu beſitzen. Jetzt aber muß ich Sie von einer Sache unterhalten, die mir gleichfalls ſehr am Herzen liegt, und worüber ich recht ungeduldig bin, von Ihnen einen befriedigenden Aufſchluß zu bekommen.

Der Aufſatz in der Pallas über die Schlachten im Marchfelde hat in Wien eine große Senſation gemacht.

Sie wiſſen, daß man in der öſterreichiſchen Armee nicht immer ganz gerecht gegen Fremde iſt; dieſer Aufſatz aber iſt mit einſtimmiger Bewunderung geleſen worden. Während meines Aufenthalts in Wien hörte ich unter den Militairs faſt täglich davon ſprechen. Die beiden Generale von Stutterheim, jeder in ſeiner Art ein ſehr kompetenter Richter (und wovon der eine die Geſchichte des letzten Feldzuges ſchreiben will, wozu er ſich gewiß von allen unſern Offizieren am beſten qualifizirt), der General Ignaz Hardegg, Wartensleben, Wallmoden, die Prinzen Aloys und Moritz Liechtenſtein, und alles was es nur beim Generalſtabe von irgend bedeutenden Menſchen giebt, — erklärten oft, daß bis jetzt noch keine vernünftige Zeile über dieſen Feldzug geſchrieben, jener Aufſatz aber das Werk eines Mannes nicht nur von großen Einſichten, ſondern von wahrem militairiſchen Genie ſei. Selbſt der Erzherzog Karl iſt ganz davon betroffen geweſen, und hat ſich nicht enthalten können, mit Lob darüber zu ſprechen; Sie wiſſen vielleicht nicht, daß ſchon ſeit langer Zeit die Pallas das einzige Journal und à peu près das einzige Buch iſt, welches dieſer Prinz lieſet. Ich hatte, als ich nach Wien kam, die ſo laut und lebhaft gerühmten Aufſätze noch nicht geleſen, freute mich aber herzlich des Beifalls, den ſie dort gefunden hatten, und ergriff natürlich mit Vergnügen die Gelegenheit, von Ihnen alles Gute zu ſagen, wozu die Umſtände mich einluden. Ueberhäufte Geſchäfte hielten mich auch von jener Lektüre, ſo lange ich in Wien war, zurück; und erſt auf der Rückreiſe nach Prag (die ich am 31. März antrat) ſchritt ich wirklich dazu.

Daß ich — in sofern ich mir über ein so hoch stehendes Produkt ein Urtheil anmaßen darf — die Bewunderung, die es in Wien erregt hatte, vollkommen theilte, darf ich Ihnen nicht erst sagen. Aber ein unglücklicher Skrupel stieß mir auf. Schon im ersten Theil dieser Aufsätze fand ich einen Styl und eine Manier, die mir von der Ihrigen abzuweichen schienen, und als ich mich darüber mit dem Gedanken, daß dergleichen Wechsel bei fortschreitenden und sehr lebendigen Schriftstellern nichts Außerordentliches ist, abgefunden hatte, stieß ich auf einige mit Ihrer Namens-Chiffre bezeichnete Noten, die nicht nur durch ihre Erscheinung neben andern nicht bezeichneten, sondern einigermaßen selbst durch ihren Inhalt anzudeuten schienen, daß die Hauptschrift in der That nicht von Ihnen sei.

In der Ungewißheit über diesen Punkt schreibe ich noch; Sie begreifen wohl, daß es mich sehr ärgern würde, wenn Sie nicht der Verfasser dieser Aufsätze wären, weil ich den Succeß, den sie einmal gehabt haben, niemandem so gern gönnte, als Ihnen. Von der andern Seite scheint es mir so unbegreiflich, daß ein Anderer (und zwar ein anderer Augenzeuge) sie geschrieben haben sollte, ich sehe so wenig ab, wo außer Ihnen ein solcher zu finden sein könnte, — denn von einem Franzosen rühren sie doch gewiß nicht her — daß ich mir, trotz der obenbemerkten Anomalien, zuweilen wieder sage: sie müssen von R. geschrieben sein!

Hierüber erbitte ich mir von Ihnen eine gründliche Auskunft; und sollten Sie nicht der Verfasser sein, wie

ich immer noch im Grunde meiner Seele glaube, Anzeige desjenigen, der dergleichen produziren konnte. — Ich werde ſchon in der Mitte Mai nach Töplitz gehen; ich habe aus Wien fatale Gichtſchmerzen mitgebracht, die eine zeitige und regelmäßige Badekur erfordern. Ich freue mich ſehr, Sie dort zu ſehen. Wir werden einander diesmal um Vieles näher ſein; dafür haben die großen Erfahrungen, die uns abermals aufgedrungen wurden, wohl geſorgt. — Schreiben Sie mir unterdeſſen durch Eichler, ſo fleißig als Sie können; und wenn irgend etwas in der neuſten Literatur aufſteigt, das Sie beſonders frappirt, ſo theilen Sie mir Ihre Bemerkungen darüber mit. Nach Müller's Elementen möchte mich wohl ſobald nichts wieder ganz ergreifen. Leben Sie wohl und fortdauernd mir gewogen.

Töplitz, den 11. April.

Ich bin auf 24 Stunden hieher gegangen, um mit Doktor Ambroſi zu konſultiren und mir Quartier zu beſtellen. Ich ſchicke Ihnen alſo von hier aus meinen Brief.

Ich fand hier Noſtitz, der die nahe bevorſtehende Nachricht von dem Tode ſeines Vaters an der Gränze erwartet. Dieſer iſt unter andern auch ganz davon durchdrungen, daß Sie der Verfaſſer jener Aufſätze ſind, und hat mich durch Heraushebung einiger kleinen Umſtände von neuem ganz in meinem erſten Glauben beſtätigt. — Schicken Sie mir doch durch Eichler ein Exemplar von den beiden Stücken der Pallas, welche die Aufſätze enthalten; ich habe blos ein fremdes Exemplar, das ich zurück-

geben muß. Legen Sie es aber unter ein anderes Kouvert oder den Brief, damit Eichler, der mich darum gebeten hat, vorher darin lesen kann.

Fr. Gentz.

7.

Vom General von Stutterheim an A. v. L. in Dresden.

Baaden bei Wien, den 16. August 1810.

Ich habe durch den Hrn. von Gentz Ew. Hochwohlgeboren Brief zu erhalten die Ehre und das Vergnügen gehabt. Ihr Freund hatte sehr Recht, als er Ihnen vom vorzüglichen Interesse sprach, welches Ihre Aufsätze in der Pallas über die Schlachten auf dem Marchfelde in mir erregt haben. Ihre Geschichte der Operationen des preußisch-sächsischen verbundenen Heeres hatte schon früher den Wunsch nach der näheren Bekanntschaft eines Mannes, der großer, umfassender Ideen fähig ist, in meinen Gedanken belebt; diese Aufsätze in der Pallas erhöheten nun diesen Wunsch und vorzüglich den Gedanken, Ihnen, Herr Obewachtmeister, einige Notizen mittheilen zu können, in Bezug auf Ihre Meinungen und Vermuthungen über uns Oesterreicher, damit Sie bei Bearbeitung der Fakta und der Bemerkungen über diese nicht jene Unkenntniß theilen möchten, die ziemlich allgemein in Norddeutschland über uns herrscht.

Doch der Schlüssel des Geschehenen ist Ihrem Scharfblick gewißlich nicht entgangen, und die Ursachen, welche den

Lauf der Begebenheiten bestimmten, liegen wohl deutlich genug am Tage, um sich Ihrer kritischen Prüfung nicht entzogen zu haben. Ihnen jetzt aber authentische Data zu geben, ist mir noch nicht möglich, da die, welche ich besitze, zur Bearbeitung einer pragmatischen Geschichte des ganzen Feldzugs einst dienen sollen, und eben Auszüge daraus verfaßt werden. Ich bedaure, daß Ihre Entfernung von Wien zu weit ist, um in kurzer Zeitfrist Mittheilungen zwischen uns schnell möglich zu machen. Es liegt mir daran, daß bei Annäherung der Periode, welche die Ausführung meines Vorhabens realisiren wird, Sie ganz vorzüglich alles erhalten, was Ihren kritschen Bemerkungen zum sichern Leitfaden dienen kann, damit ein großes und allgemeines Beste daraus erwachse. Vor allem aber warne ich Ew. Hochwohlgeboren, keine akta aus gewissen Briefen (Briefe des Generals Grünn an den Prinzen de Ligne) zu schöpfen, welche in einen Zeitschriften nicht längst erschienen sind, und völlig irre Data angeben, vorzüglich in Rücksicht der Bewegungen und Gefechte in Baiern; Umstände, Leidenschaft, nie Wahrheit, haben hier seichte Geschwätzigkeiten zu Papier gebracht, die nie geschrieben, noch viel weniger gedruckt seyn werden sollen. Sobald ich Ihnen etwas Ausfülches zu senden im Stande sein werde, verspreche ich es zu thun, und bitte Sie einstweilen versichert zu sein, daß es mir sehr leid thut, Ihnen nicht sogleich die Befriedigung der mir mitgetheilten Wünsche zugestehen zu können.

Es war mir angenehm, einige Worte mit Ihnen zu wechseln; die nähere Bekanntschaft eines Mannes von

Ihren Geiſt und Talenten würde mir unendlich ſchätzbar ſein.

Empfangen Sie indeß die Verſicherung der ausgezeichneten Hochachtung, mit welcher ich zu ſein die Ehre habe

Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebener Diener

v. Stutterheim.

8.

Von Gentz an A. v. L. in Dresden.

Wien, den 5. April 1811.

Im glaubte Ihnen mit dieſem Briefe, mein theurer Freund, ſicher einen Theil des Stutterheim'ſchen Werkes zu überſchicken. Zum Unglück aber iſt der Verfaſſer einige Wochen lang durch eine ſchwere Krankheit zurückgeſetzt worden, und obgleich neun oder zehn Bogen der eigentlichen Geſchichtserzählung wirklich ſchon gedruckt ſind, ſo konnte ich ihn doch nicht dazu bewegen, dieſe allein abgehen zu laſſen; er will durchaus, Sie ſollen mit der Einleitung anfangen, und da er ſich nun feſt verſichert hält, daß binnen 14 Tagen die Einleitung nebſt dem ganzen erſten Hauptabſchnitt der Geſchichte fertig ſein wird, ſo will er Ihnen das alles zu gleicher Zeit überliefern. Im Grunde hat er Recht.

Ihre Beſorgniß, daß dieſe Arbeit Ihnen nicht hinlänglich ſpezielle Data, und grandissime detail darbieten möchte, können Sie nur unbedingt fahren laſſen. Ich

glaube, Ihre Erwartungen werden in jeder Rücksicht weit übertroffen werden. Mir ist nicht bekannt, daß man noch je über die Geschichte eines Feldzuges so genaue, gründliche und vollständige Data auf einem Fleck versammelt gesehen hätte. Dabei ist das Werk, wenigstens nach meinem Gefühl, eins der größten Meisterstücke militairischen Vortrages, die irgendwo erschienen sind. Ich bin von Bewunderung dafür ganz durchdrungen — das einzige, worauf Sie Verzicht thun müssen, und was Sie auch billiger Weise gar nicht darin suchen konnten, sind die in Ihrem letzten Briefe berührten „Aufschlüsse über die geheimen Triebfedern". Von dieser Seite werden Sie natürlich nichts finden; wie wäre denn dies auch möglich, da das Werk gewissermaßen unter den Auspizien der Regierung erscheint. Alles ist darin rein-historisch und rein militairisch; und das ganze noch übrige Geheimniß besteht in der Bestimmung des Grades von Unfähigkeit, Ungeschicklichkeit und Schwäche der vollziehenden Hauptpersonen. Ein andres Geheimniß gab und giebt es nicht; davon können Sie mit voller Zuversicht ausgehen; das Stutterheim'sche Buch bringt die Sache zu einem solchen Grade von Klarheit, daß forthin jeder Kenner die Ursachen des Mißlingens an den Fingern wird aufzählen können. Mehr können Sie nicht fordern; das Uebrige ist Ihre Sache. Auch über den Punkt der frühern Operationsplane werden Sie in der Einleitung befriedigende Aufschlüsse finden. Die wechselseitige Stärke und Komposition der Streitkräfte ist nicht nur im Ganzen, sondern auch fast bei jedem einzelnen Gefecht mit musterhafter Genauigkeit angegeben.

Kurz, die Arbeit läßt nichts zu wünschen übrig, als das Einzige, das Stutterheim nicht liefern durfte: ein freies Endurtheil über die, welche das Unglück zu verantworten haben.

Jetzt muß ich noch über einen andern Artikel Ihres letzten Briefes sprechen, den ich nicht todt zur Erde fallen ließ. Ich habe Stutterheim vorgelesen, was Sie von dem Defensivsystem u. s. f. schreiben; und ich muß Ihnen sagen, daß er sehr davon frappirt worden ist. Er findet die Sache so äußerst interessant und wichtig, daß er Sie dringend auffordert, sich darüber (ohne gerade Ihr ganzes Geheimniß aufzudecken) nur etwas bestimmter gegen ihn zu erklären. Er wünscht eigentlich, Sie möchten ihm einen ostensibeln Brief schreiben, worin Sie ihm sagten, daß Sie bei Gelegenheit einer Arbeit über das Fortifikationswesen und beim Studium mehrerer Schriftsteller über diesen Gegenstand auf Gedanken gekommen wären, die heute großen Nutzen stiften, und besonders auf Oesterreich's Lage sehr anwendbar sein könnten; Sie möchten alsdann im Allgemeinen, und ungefähr so viel, wie in Ihrem Briefe an mich, die Richtung Ihrer Ideen angeben, und sich bereit erklären, in weiteres Detail zu gehen, wenn man Sie überzeugte, daß es der Mühe verlohne, und daß man die Sache mit Ernst verfolgen würde. — Diesen Brief will er selbst dem Kaiser vorlesen; und er glaubt, daß dies dazu führen könnte, mit Ihnen in nähere Verhandlungen zu treten, Sie vielleicht zu einer Reise nach Wien zu engagiren u. In wie fern dieses Projekt Ihrer Lage und Ihren Wünschen angemessen ist, müssen Sie am besten

zu beurtheilen wiſſen; wenn es aber einigen Reiz für Sie hat, würde die von Stutterheim vorgeſchlagene Einleitung gewiß eine der zweckmäßigſten ſein. — Uebrigens war wohl ein weiſes und wirkſames Defenſivſyſtem, wenn ein ſolches erfunden werden kann, nie ein größeres Bedürfniß für Oeſterreich als gerade jetzt. Der Ausbruch eines neuen Kontinentalkrieges iſt vielleicht ſehr nahe; das höchſte, wonach wir in dieſem Kriege ſtreben, und was wir auch für den Anfang wahrſcheinlich erreichen werden, iſt vollkommene Ruhe und Neutralität. Da aber unſre innere Sicherheit nichts deſto weniger auf die Länge in hohem Grade gefährdet werden muß, und dieſer Krieg, was auch ſein Ausgang ſei, und wenn wir wirklich bis an's Ende unthätig bleiben könnten, uns in eine überaus kritiſche Lage verſetzen wird, ſo könnten wir wohl die uns übrigen freien Tage auf nichts beſſeres verwenden, als auf Vorbereitung zu einer ſolchen Organiſation unſerer Länder, wie ſie Ihnen vorzuſchweben ſcheint.

Antworten Sie mir gleich über dieſen Punkt und ohne meinen nächſten Brief abzuwarten. Es wird in vierzehn Tagen eine Gelegenheit geben, ein Paket an Paul Eſterhazy zu ſchicken, und ich werde das Aeußerſte thun, um dieſe für die Sendung der Stutterheim'ſchen Bogen zu benutzen.

Zu dem beiliegenden Briefe an Göthe gehört eine kleine Rolle, die Graf Schönfeld, der drei oder vier Tage nach Graf Zichy durch Dresden gehen wird, Ihnen zuſtellen ſoll. Ich überlaſſe es Ihnen, den Brief entweder ſo lange zurück zu behalten, oder ſolchen, was

wohl beſſer wäre, mit Bemerkung dieſes Umſtandes, vorläufig abgehen zu laſſen.

Gentz.

9.

Wien, den 28. April 1811.

Sie haben hoffentlich meine Briefe und Sendungen durch Graf Zichy und Graf Schönfeld richtig erhalten; ob es mich gleich einigermaßen wundert, daß Sie auf den vom 15. d. M. mir noch nicht geantwortet. Unterdeſſen iſt hier etwas vorgefallen, was mir in Rückſicht auf Sie ſehr unangenehm iſt. Man hat die beiden Nummern 106 und 107 der Allgemeinen Zeitung ſtrenge verboten, wegen eines — vermuthlich von Böttiger herrührenden — Artikels über den dritten Theil der Reiſe mit der Armee. Was hätte ich überhaupt darum gegeben, wenn ich der Welt hätte verbergen können, daß dies fatale Buch von Ihnen iſt! Nun müſſen noch unbeſcheidne Lobredner auftreten, einzelne anſtößige Sachen aus dieſem Buche herausheben, das, was Sie über Napoleon geſagt, als „das Befriedigendſte, Ergreifendſte, was man über den Unbegreiflichen leſen kann", anpreiſen. Nun muß ich noch aus dieſem faden Artikel vernehmen, daß Sie unbehutſam genug waren, eine ſo delikate Seite, wie „die Abneigung der Kaiſerin gegen den Krieg", und vielleicht manches Andre, was Sie nur aus ſehr konfidentiellen Mittheilungen wiſſen konnten, öffentlich zu berühren! Das Verbot der beiden Blätter, ich will es Ihnen

ehrlich geſtehen, war nicht das Werk der Polizei, ſondern des Grafen M., der ſich dergeſtalt über den Artikel ärgerte, daß es mir ſchwerlich gelungen ſein würde, ihn damit auszuſöhnen, wenn ich auch beſſere Gründe anzuführen gehabt hätte, als die mir wirklich zu Gebot ſtanden. — Es bleibt dabei: Man kann nicht zweien Herren dienen! Man kann nicht zugleich dem franzöſiſch-deutſchen Publikum gefallen, und öſterreichiſchen Staatsmännern Vertrauen einflößen. Ich habe vielleicht Unrecht, darüber zu klagen; denn warum ſetze ich voraus, daß Ihnen gerade am letztern ſo viel liegen ſoll? Aber es iſt natürlich, daß man jemanden, dem man gut iſt, immer insgeheim zu ſeiner eignen Parthei zählt; und, was Sie nun auch darüber denken mögen, Sie waren werth, uns anzugehören. Bei allen unſern zahlloſen Fehlern und Gebrechen, ſind wir doch der einzige Punkt in Europa (außer England), auf welchen ein rechtlicher und wahrhaft einſichtsvoller Mann mit einigem Intereſſe ſein Auge fixiren kann. Alles Uebrige iſt Schutt und Graus.

Die Einleitung des Stutterheim'ſchen Werkes iſt noch immer nicht abgedruckt. Ich hoffe aber, mit der nächſten Privatgelegenheit im Stande zu ſein, Ihnen ſolche, nebſt dem erſten Abſchnitt der Erzählung, zu überſenden. Wenigſtens giebt Stutterheim dieſe Hoffnung. — Laſſen Sie ſich ja nicht verleiten, von dieſem Werke irgend eine vorzeitige Nachricht durch irgend ein Journal oder ſonſt zu verbreiten. Stutterheim will durchaus nicht, daß man eher davon ſpreche, als bis es wirklich erſchienen iſt.

Vergeben Sie mir, daß ich wieder einmal mit Ihnen gezankt habe. Sie werden die Quelle meiner Unzufriedenheit nicht verkennen, und meinem Motiv Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn Sie auch meine Bemerkungen mißbilligen ſollten. Adieu.

Gentz.

10.

An R. v. L. in Wien.

Wien, November 1811.

Stutterheim erwartet Sie, entweder zwiſchen 1 und 3, oder zwiſchen 4 und 6. Er hat vorgeſtern wieder Blut geſpuckt und iſt ſchwach. Bemerken Sie wohl, daß man ihm nichts ſagen muß, was nur irgend die Idee erregen könnte, als hielte man ſeine Krankheit für gefährlich. — Humboldt wünſcht, da ſein Bruder erſt auf den Mittag abreiſet, Sie möchten ihn morgen beſuchen; etwa zwiſchen 10 und 11, oder, wann immer es Ihnen ſonſt beliebt. — Von Radetzky habe ich die Antwort noch nicht.

Gentz.

Stutterheim ſchickt ſo eben, und läßt mir ſagen, er habe eine ſchlechte Nacht gehabt, und dürfe heute gar nicht ſprechen. Ich möchte Sie alſo bitten, morgen zu ihm zu kommen.

Radetzky wünſcht mit Ihnen Dienſtag früh um 9 Uhr bei mir Bekanntſchaft zu machen.

G.

Notizen.

Zu Brief 1. Die „Galerie preußischer Charaktere" ist eine der berühmtesten Schmähschriften gegen die Verwaltung des preußischen Staates bis zur Niederlage von 1806, und die Hauptpersonen, denen man nachher das Unglück Schuld gab. Das Buch erschien im Jahr 1808, zuerst französisch. —

Die in der Nachschrift und in diesen Briefen oft erwähnte Zeitschrift: „Pallas" (Zeitschrift für Staats- und Kriegskunst, herausgegeben von R. von L.) gab Rühle, in seinem damaligen Verhältniß als Sachsen-Weimarischer Major und Gouverneur des Prinzen Bernhard *), vom Sommer 1808 bis Ende 1810 heraus. Die Aufsätze sind großentheils von ihm selbst geschrieben, historisch-geographischen (wozu die mehrmal erwähnten Weltkarten gehörten) und vorzüglich militairischen Inhalts, namentlich auf die neuesten Feldzüge in Preußen und an der Donau bezüglich. Besonders diese letztern Artikel geben der Zeitschrift noch gegenwärtig einen bedeutenden historischen Werth. — Mit diesen Aufsätzen in der Pallas stehen die andern gleichzeitigen Militairwerke R's., der „Bericht eines Augen-

*) Der Prinz stand als junger Offizier bei der sächsischen Garde; dies war die Veranlassung von R. v. L's längerem Aufenthalt zu Dresden.

zeugen von dem Feldzuge im Oktober 1806. Tübingen 1807, 2. Aufl., 1809; und die „Reisen mit der Armee im J. 1809", 3 Bände, Rudolstadt 1809—11, in nächstem Zusammenhang. Im J. 1809 begleitete der Verfasser den Prinzen Bernhard im sächsischen Korps zur französischen Armee nach Oesterreich. — Die im nächsten Briefe besprochenen „Hieroglyphen oder Blicke aus dem Gebiete der Wissenschaft in die Geschichte des Tags von R. von L." kamen in eben diesem Jahre heraus. —

Zu Brief 2. Das Werk des bekannten Erdbeschreibers und Geognosten Ebel führt den Titel: „Ueber den Bau der Erde in den Alpengebirgen" (2 Bände, Zürich 1808). Ebel war aus Frankfurt an der Oder gebürtig und ging in frühen Jahren nach Frankreich, wo er mit Sieyes in regen Verkehr trat. Er bemühte sich viel um Verbreitung der Schriften desselben in Deutschland, und hielt sich nachher in der Schweiz auf, in deren Beschreibung seine schriftstellerischen Verdienste sich am vorzüglichsten bewährt haben. —

In der Zeit, wo so viele preußische Militairs in auswärtige Dienste traten, diente Müffling als Hauptmann beim Generalstabe des Herzogs von Weimar. Auch mit ihm, dem bekannten jetzigen preußischen General der Infanterie und Präsidenten des Staatsraths scheint Gentz damals in freundlicher Berührung gewesen zu sein. —

Zu Brief 3. Der Herzog — ist der nachherige Großherzog Karl August von Weimar. —

Das Werk von Fichte, das hier so gepriesen wird, sind die berühmten Reden an die deutsche Nation. Obwohl von ganz andern Gedankenkreisen ausgegangen und auf ganz andere Dinge gerichtet, hatte Gentz doch früher schon diesen Geist mit besonderer Verehrung verfolgt, und ihn, namentlich in seiner philosophischen Eigenthümlichkeit, bewundert. Schon im Jahre 1799, wo er im historischen Journal gelegentlich der Beiträge zu Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution — die

bekannte Jugendschrift Fichte's — erwähnt, und die darin ausgesprochenen Grundsätze schlechterdings verdammt, setzt er, weise einlenkend, hinzu: „Wenn dieses berühmt gewordene Buch wirklich (nach der allgemeinen Sage) von dem tiefsinnigen Verfasser der Wissenschaftslehre herrührt, so ist es für die Bewunderer seines Geistes kein geringer Trost, in seinem System des Naturrechts jenen heillosen Grundsatz gänzlich aufgegeben zu sehen. Hoffentlich werden die Beiträge längst vergessen sein, wenn der Ruhm, den ihm seine späteren Werke bereitet haben, seinen Namen in die fernsten Zeiten begleiten wird." (B. I. S. 59). — Erst als der Druck des Vaterlandes seine ungeheure Schwere erreicht hatte, zeigte sich Fichte in seiner glänzendsten Gestalt. Der tiefe Respekt, den Gentz hier vor der Größe dieses patriotischen Charakters ausspricht, konnte sich nicht schöner an den Tag legen, als indem der von Gentz so hochgestellte Freund, und ein zu wegwerfendes Urtheil desselben über die gebrechlichere Seite jener berühmten Reden, so entschieden zurückgewiesen wird. Der Aufsatz von Adam Müller, der hiezu Anlaß gab, stand im dritten Stück der Pallas von 1808. —

Zu Brief 6. Die Artikel in der Pallas: „Ueber die Schlachten auf dem Marchfeld" rührten allerdings von dem Herausgeber her. Er hatte sich aber absichtlich etwas versteckt. In jener Zeit der allhin eingreifenden Franzosenherrschaft lag schon in der kleinsten Andeutung die größte Kühnheit. —

Adam Müllers „Elemente der Staatskunst in Vorlesungen" erschienen 1810 in 3 Theilen gedruckt. —

Der hier erwähnte Rostitz ist unzweifelhaft der durch seinen Patriotismus, seinen Franzosenhaß und seine militairischen Thaten ruhmvoll bekannte Karl v. Rostitz, aus Merseburg in Sachsen, vormals Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand, nachher in österreichischen, und als auch hier keine Hoffnung mehr war, in russischen Diensten, noch gegenwärtig (in den Grafenstand erhoben) russischer Generallieutenant. Mit dem

ist weder der österreichische General gleichen Namens, noch der bekannte Adjutant Blüchers, der aus Schlesien gebürtige Graf Nostitz, zu verwechseln. —

Zu Brief 7. Der österreichische General Friedrich Heinrich Ludwig v. Stutterheim, von dem der hier eingefügte Brief an Rühle geschrieben ist, war einer der tüchtigsten österr. Militairs von den Revolutionskriegen her. Unter dem Ministerium seines Freundes Stadion gewann er zugleich schriftstellerische und politische Bedeutung. Ihm wurde nach den Niederlagen von 1805 und 1809 der ehrenvolle Auftrag, die Schuld der unglücklichen kriegerischen Ergebnisse wenigstens von einem so tapferen Heere abzuwälzen; die Staatsarchive und die des Hofkriegsraths standen ihm hierzu vollständig offen. Sein Hauptwerk, die „Geschichte des Kriegs von 1809" (1r Thl., Wien 1811) blieb leider durch den Tod des Verfassers unvollendet. Er starb noch im Jahr 1811. Der Name, den er sich als öffentlicher Charakter und als Kriegsschriftsteller erworben, bleibt in den Annalen unserer Geschichte und namentlich der seines Vaterlandes rühmlichst verzeichnet. — Die Briefe des General Grafen von Grünne an den Fürsten von Ligne stehen auch im zweiten Bande der Europäischen Annalen von 1810. —

Zu Brief 9. Mit Böttiger, dem kürzlich verstorbenen Archäologen und Literator, dem Polyhistor und Polypragmatiker, der sich um Alles kümmerte und so Viel wußte, stand Gentz, von seinem Dresdner Aufenthalt her, gleichfalls in einer äußerlichen Verbindung. In den „Literarischen Zuständen und Zeitgenossen", welche der Sohn, der Professor in Erlangen, aus seines Vaters Papieren zu veröffentlichen jüngst begonnen hat, sollte, wie die Vorrede des ersten Theiles versprach, unter den Schilderungen mehrerer bedeutenden Zeitgenossen, auch eine Skizze von Gentz folgen, die wahrscheinlich über sein damaliges interessantes Leben manche Details liefern würde. Der zweite Theil brachte jedoch nichts davon, und ließ überhaupt die weitere Fortsetzung zweifelhaft. —

Zu Brief 10. Wilhelm v. Humboldt war in jener Zeit gleichfalls in Wien und zwar in der unter damaligen Verhältniſſen ſehr wichtigen Funktion eines preußiſchen Geſandten am kaiſerlichen Hofe. Humboldt begann auf dieſem Poſten ſein diplomatiſches Wirken. Wie trefflich er auf die lauernde Politik des Wiener Kabinets einzugehen gewußt, bewies das große Vertrauen, mit dem er ſpäter beehrt wurde, ſeine Ernennung zum Bevollmächtigten beim Friedenskongreß zu Prag und ſein großer Wirkungskreis auf dem Kongreſſe zu Wien und bei den darauf folgenden Hauptverhandlungen der Alliirten. —

Radetzky — iſt der noch lebende Feldmarſchall-Lieutenant, und Kommandeur von Mailand. —

VII.

An

Chateaubriand.

Vor einigen Monaten erſchien zu Paris und Leipzig ein neues Werk von Chateaubriand: „Der Kongreß von Verona.“ Der berühmte Verfaſſer hat darin ſeine Stellung und Thätigkeit zu Verona, wo er namentlich gegen das Ende des Kongreſſes das Haupt der franzöſiſchen Geſandtſchaft war, und von wo aus ihm, kaum als er nach Paris zurückgekehrt war, das Portefeuille des Auswärtigen übertragen wurde, zur Belehrung der Nachwelt ausführlicher beſchrieben. Allerdings gewinnen nach dieſer Erzählung die Spezialitäten im Fortgange des Kongreſſes einiges Licht; im Ganzen aber iſt lange kein ſeichteres, ſchwülſtigeres und prahleriſcheres Geſchwätz mit pomphafter Emphaſe zur Welt gebracht worden, als in der Schilderung des Herrn v. Chateaubriand und ſeiner Veroneſiſchen Heldenthaten. Es iſt ſeine Abſicht darin zu beweiſen, daß Frankreich und die Bourboniſche Herrſchaft, wenigſtens unter ſeiner Vertretung, keineswegs das Werkzeug der heiligen Allianz geweſen, daß er und Villèle die Expedition nach Spanien gefordert und erkämpft haben. Dieſen Ruhm, wenn es einer iſt, würde man ihm gönnen, wenn nur dabei nicht das Wahre ſelbſt in falſches Licht gebracht, und, um dem Glanz des edeln Vicomte ja nichts abzuziehen, die eigentlichen Abſichten anderer Hauptmächte entweder verdreht oder verſchwiegen würden. Noch das Intereſſanteſte an dieſem Paneghrikus iſt der ausführlich beſchriebene Verkehr des beredten Autors mit dem Kaiſer Alexander, der jenem eigentlich den kriegeriſchen Impuls gab, die poetiſche Anſchauungsweiſe einer in der Politik ſo fremdartigen Erſcheinung nicht ohne Zuneigung betrachtete, der deshalb ſelbſt die

gigantiſchen Illuſionen des ritterlichen Diplomaten in Kauf nahm, und vor allem den glänzenden Autor, den Verfaſſer des Genius des Chriſtenthums in ihm verehrte. Wichtiger jedoch als alles dies, iſt die ziemliche Zahl diplomatiſcher Urkunden und Sendſchreiben faſt aller bei jenen Verhandlungen betheiligten Monarchen und Staatsmänner, die darin mitgetheilt ſind, und darunter, was uns hier ganz allein intereſſirt, ein Paar zwiſchen Chateaubriand und Gentz gewechſelter Briefe.

Da einmal die Beruhigung Spaniens einem franzöſiſchen Heere übertragen werden ſollte, lag es Oeſterreich und ſeinen Hauptverbündeten hauptſächlich daran, daß die Maßregel, als eine im Namen aller Kontinentalmächte unternommene, betrachtet werde. In dieſem Sinne war auch Chateaubriand's Perſönlichkeit nicht gerade unwillkommen; man ſah voraus, daß er, um ſo vielen Widerſprüchen in Frankreich ſelbſt zu begegnen, der Uebereinſtimmung der Mächte dabei benöthigt und ihrem Einfluſſe offen bleiben würde. Als er ſein Miniſterium antrat, fand er es ſogleich höchſt nöthig, ſich der Zuſtimmung öſterreichiſcher Staatsmänner zu ſeinen Handlungen zu verſichern. Er hatte in Verona oft erfahren, welche wichtige Rolle Herr v. Gentz bei den Verhandlungen und namentlich im kaiſerlichen Kabinet ſelber ſpielte, wie groß, nach Chateaubriands Anſicht, der Einfluß deſſelben auf den Staatskanzler ſei. Deshalb hielt er es für räthlich, ſich beim Antritt ſeines Miniſteriums auch an Gentz in einem eigenen Schreiben zu wenden. *) Dieſer Brief und zwei

*) „En entrant au ministère, nous écrivimes selon l'usage les lettres pour annoncer aux diverses cours notre nomination, et pour leur déclarer, aussi selon l'usage, que rien n'était changé dans le système politique de notre prédécesseur. Nous adressames un mot particulier à M. Gentz; nous connaissions son influence sur l'esprit de M. de Metternich, et nous savions que la principale contrariété nous viendrait du cabinet de Vienne" Congrès de Verone (Leipzig, chez Brockhaus et Avenarius. 1838.). T. I. p. 193.

darauf folgende Blätter von Gentz gehören, als weitere Zeugniſſe ſeiner vielſeitigen Beziehungen, in unſere Sammlung.

Man wird ſich nicht wundern, daß zu einer Zeit, wo für Chateaubriand, trotz der leidigen, und oft belächelten Rolle, die er in den damaligen Geſchäften übernommen hatte, von Kaiſern, Königen, von Miniſtern und Staatsleuten aller Sorten unaufhörlicher Weihrauch emporſtieg, auch Gentz, in einem diplomatiſchen Briefe, dem berühmten Schriftſteller und ſchönen Geiſte ſeine Huldigung darbrachte. Seine eigentliche Anſicht über ihn, auch als Autor, hatte er gewiß nicht geändert; ſie findet ſich in einem Briefe an Rahel (Briefe aus ſpäterer Zeit, No. 4.), wo er ihn mit Frau von Staël als das Männchen von ihrer Art zuſammengeſtellt, ſcharf genug ausgeſprochen. Jetzt aber hatte ein öſterreichiſcher Staatsmann, weit mehr als ſo viele Andre, die ihn bei weniger Abſicht und Zweck mit ungemeſſenen Lobeserhebungen überhäuften, Grund dazu, mit einiger Anerkennung nicht zu ſparen.

Wenn man bedenkt, wie namentlich die franzöſiſchen Staatsmänner ihre oft geringhaltige Thätigkeit im ſtolzen Gepränge ſolcher Denkwürdigkeiten und Memoiren, für Mit- und Nachwelt herausſtellen, ſo erſcheint es als dringendes Bedürfniß, fremder Ruhmredigkeit und Anmaßung hie und da auch ein deutſches Bild und einen unſerer, ſo oft nachdrücklich, aber ſtill und beſcheiden wirkenden Staatsmänner entgegen zu ſtellen, — Lebens- und Charakterbilder, wie ſie unſere Hardenberg und Metternich, Humboldt und Gentz, und ſo viel andere Deutſche mit unendlich größeren Anſprüchen verdienten, als Chateaubriand und ſo manche erbſelige Berühmtheit des Auslands. —

1.

M. de Chateaubriand à M. Gentz.

Paris, 30 décembre 1822.

Me voilà ministre, monsieur. M. le prince de Metternich vous communiquera peut-être la lettre où j'ai l'honneur de lui mander tout le détail. Maintenant ne m'abandonnez pas: je suis sur la brèche. Les obstacles sont grands au dedans comme au dehors. J'ai à lutter contre les choses et contre les hommes; appuyez-moi donc. Que je sois appuyé par les sentiments de bienveillance des cabinets de l'Europe, et j'en serai plus fort. Vous savez, monsieur, que je vous ai reproché, à vous autres puissances étrangères, une trop longue injustice envers les royalistes. Tantôt vous nous avez pris pour de vieux barons du treizième siècle, tantôt pour des novateurs du dix-neuvième; cela nous a fait du mal. Laissez-moi donc être royaliste constitutionnel; ne vous effrayez ni de ma marche, ni de mon langage. Je connais la France, et je sais la seule route à prendre pour arriver à

un ordre de choses qui fera le bonheur de mon pays et le repos de l'Europe. Vous m'avez, monsieur, promis votre amitié; je la réclame, et les témoignages m'en seront surtout bien précieux dans ce moment. Vous connaissez tous les sentiments d'estime et de considération que je vous ai voués.

Chateaubriand.

2.

M. Gentz à M. de Chateaubriand.

Monsieur le vicomte,

L'événement qui fait le sujet de la lettre dont Votre Excellence m'a honoré, et que j'ai reçue avec la plus vive reconnaissance, est à mes yeux un des plus heureux que les vicissitudes de bonne et de mauvaise fortune par lesquelles nous sommes condamnés à chercher le chemin du salut aient amené depuis longtemps sur l'Europe.

Je le regarderais comme tel, monsieur le vicomte, si je n'avais pour en juger que les notions que je partage avec tout le monde, celles des principes et des sentiments que vous avez gravés dans des écrits dignes de l'immortalité, et sûrs d'en jouir autant que les ouvrages des hommes peuvent y prétendre. Mais ayant eu l'avantage inappréciable de vous entendre

traiter des questions pratiques de la plus haute importance, je connais de plus l'application que vous faites de ces nobles principes aux problèmes que nous avons à résoudre, et qui ne sont pas toujours envisagés sous le même point de vue par les hommes d'État les plus d'accord entre eux sur les bases fondamentales.

Je puis donc me flatter de posséder tous les éléments qu'il me faut pour former une opinion correcte sur le système que suivra le gouvernement français dans une des époques les plus décisives pour son avenir.

L'affaire d'Espagne, quelque grave qu'elle soit, n'est, après tout, qu'un point isolé dans la vaste carrière qui vous attend; mais un pressentiment auquel je me livre, comme si c'était une inspiration, m'annonce que, sous vos auspices et sous ceux de M. de Villèle, nous arriverons (car la France c'est nous) à des résultats qu'au milieu de notre lutte pénible nous avions souvent regardés comme fort au-dessus de nos espérances.

Mon opinion personelle serait ici de peu de valeur, mais, puisqu'elle est entièrement partagée par M. le prince de Metternich, elle me semble acquérir un grand poids. Jamais encore ce ministre éclairé n'a attaché à la direction suprême des affaires en France la confiance prononcée dont je le vois pénétré aujourd'hui; et certes, votre première dépêche à M. de Caraman était bien de nature à justifier cette confiance.

J'ai observé avec une véritable satisfaction, monsieur le vicomte, que dans cette pièce vous vous êtes plusieurs fois servi du terme d'*alliance continentale;* rien ne me paraît plus juste que de substituer ce terme (au moins dans le langage confidentiel des cabinets) à tant de dénominations vagues, qui, en dernier lieu, n'ont servi qu' à couvrir la nullité des engagements auxquels elles se rapportaient. Si l'ordre et la paix peuvent encore être solidement rétablis en Europe, il n'y a que l'union sincère et active des grandes puissances du continent qui puisse nous y conduire. Tout est vrai, tout est réel dans cette association; en dépit de la diversité des formes, les intérêts sont communs, les besoins sont réciproques. Avec des talents, même du premier ordre, à la tête de son gouvernement, la France ne peut se consolider par une marche isolée, et Dieu la préservera de jamais choisir celle dans laquelle elle rencontrerait l'Angleterre; et, quant à nous autres, quoique tranquilles encore sous l'égide de nos vieilles institutions, comment compterions-nous long-temps sur la stabilité de ce bonheur, si la France ne nous rendait pas, par la sagesse de ses conseils et le succès de ses mesures, ce même appui moral qu'elle a le droit d'attendre de notre part? Toute la haute politique me paraît renfermée maintenant dans ces simples vérités; le reste ne vaut pas la peine qu'on s'en occupe. Votre séjour à Vérone doit vous avoir convaincu, monsieur le vicomte, que l'Autriche comme

la Russie et la Prusse ne savent plus ce que c'est que de courir après des projets subalternes, de se perdre dans des vues d'intérêt privé ou d'ambition vulgaire, que tout est monté chez nous à des poursuites d'un bien autre caractère, et je regarde comme un de plus précieux résultats du dernier congrès, qu'un homme de votre autorité y ait trouvé de quoi nous rendre enfin ce témoignage dans son pays.

Les écrivains révolutionnaires célèbrent avec transport la dissolution de la grande alliance, et s'expriment comme si nous touchions au moment d'une brouillerie complète avec les puissances qui l'avaient formée. Il faut leur faire comprendre (et qui peut mieux s'en charger que les bons journaux de France?) qu'ils se trompent ou qu'ils trompent le public; que l'opposition manifestée par l'Angleterre, sur des questions sans doute très-importantes, n'est point cependant une attitude hostile contre les alliés, et que, si la réunion des puissances contre les progrès de la désorganisation a fait une perte réelle (ce qui encore est fort douteux) par le refus du gouvernement anglais de prendre part à certaines mesures générales, cette perte se trouverait plus que compensée par l'affermissement du lien entre les puissances continentales. Cette observation suffirait pour détruire les deux tiers des sophismes et des menaces de M. Bignon.

Je n'abuserai pas d'avantage des moments précieux de Votre Excellence, et je n'oublierai jamais la règle que je dois observer à cet égard. Si, toute-

fois, il se présentait de ces questions particulièrement intéressantes, sur lesquelles je croirais devoir lui adresser quelques observations, je me flatte qu'elles seraient accueillies avec bienveillance. Il est superflu d'ajouter que si, dans telle occasion que ce fût, Votre Excellence pouvait tirer parti de ma bonne volonté et de mon zèle, je me féliciterais extrêmement de les lui offrir.

J'ai l'honneur d'être, avec tous les sentiments d'admiration et de respect,

Monsieur le vicomte,

Votre très obéissant et très dévoué serviteur,

Vienne, le 16 janvier 1823. *Gentz.*

3.

M. Gentz à M. de Chateaubriand.

Monsieur le vicomte,

Je viens de faire la seconde lecture d'un des plus beaux discours qui aient jamais été prononcés dans une assemblée publique. *) Il ne me convient presque pas d'en témoigner mon admiration à Votre Excel-

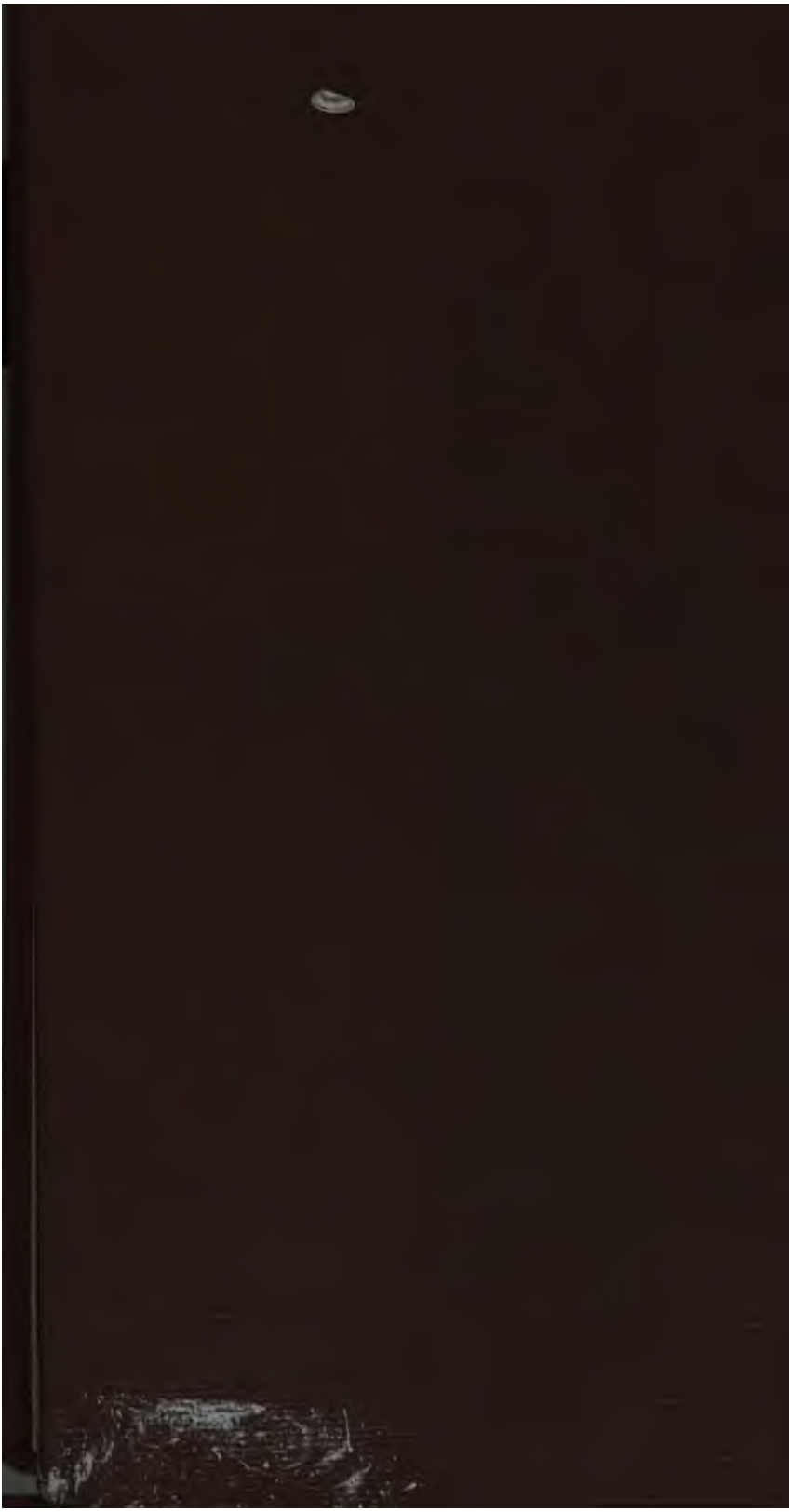
*) Diese Rede hielt Chateaubriand bei den wichtigen Verhandlungen der Deputirtenkammer über die Crédits extraordinaires. Der Kampf dauerte, unter den heftigsten Explosionen, mehrere Tage. Der Minister des Auswärtigen sprach den 26. Februar, hauptsächlich gegen Bignon. A. d. H.

lence: ce serait comme si je n'avais pas prévu qu'elle n'éleverait sa voix dans cette grande question que pour la traiter avec une supériorité décisive. Aussi n'est-ce pas à l'éloquence de ce discours que je paie le tribut de mes hommages; elle est si inhérente à toutes vos compositions, monsieur le vicomte, elle est d'un genre si caractéristique et si élevé, que ce n'est pas à propos d'un discours que l'on peut en parler positivement. Mais la force du raisonnement et de la logique, le choix des arguments, l'à-propos des réflexions les plus profondes, la manière victorieuse dont les objections les plus saillantes y sont coulées à fond, voilà ce qui, à mes yeux, constitue le mérite distinctif de ce chef-d'œuvre.

Votre Excellence n'a ni le temps de lire de longues lettres; ni aucun besoin de mes éloges. Je n'entre dans aucune question problématique. C'est un sentiment irrésistible qui me dicte ces lignes; et c'est une conviction intime qui me fait croire que, si l'expédition d'Espagne est exécutée comme elle vient d'être défendue, elle tournera infailliblement à la gloire de la France et au salut de l'Europe.

Agréez, monsieur le vicomte, l'assurance de tous les sentiments respectueux avec lesquels je suis,

De Votre Excellence,

Le très-obéissant et dévoué serviteur,

Vienne, le 8 mars 1823. *Gentz.*